

**Von den Anfängen der Schriftlichkeit.**  
Der mittelalterliche Textbegriff im Spannungsverhältnis  
von Gedächtniskultur und Literaturgesellschaft

Magisterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Magistra Artium  
(M.A.)  
im Fach: Germanistik

Humboldt-Universität zu Berlin  
Philosophische Fakultät II  
Institut für Ältere deutsche Sprache und Literatur

Eingereicht von: **Gildhorn, Antje**  
geb. am: 04. 06. 1972  
in: Rostock

Wissenschaftlicher Betreuer: Professor Dr. Horst Wenzel  
Zweitgutachter: Professor Dr. Werner Röcke

## INHALTSVERZEICHNIS

### I. KAPITEL

1.1	Einleitung	Seite	4
1.2	Überblick zur Strukturierung der Arbeit	Seite	7

### II. KAPITEL

2.1	Das Gedächtnis / die Gedächtniskultur	Seite	10
2.2	Die Erfindung und Einführung der Schrift	Seite	20
2.3	Anfänge – Untersuchungen zur Mündlichkeit und Schriftlichkeit an den Urquellen – Homer	Seite	25

### III. KAPITEL

3.1	Darstellung und Anwendung auf die mittelalterliche Tradition – Einführung	Seite	36
3.2	Das deutschsprachige Schrifttum – Geschichtsabriss	Seite	36
3.3	Medien und Kommunikationszentren im Mittelalter zwischen Oralität und Literalität	Seite	49
3.3.1	Der Klosterraum	Seite	52
3.3.2	Die fürstlichen Höfe	Seite	57
3.3.3	Die Gruppe der Dichter – Vom Bewahrer der mündlichen Tradition zum literarischen Autoren	Seite	65
3.4	Mündlichkeit im Mittelalter und die Möglichkeit der Textveränderung	Seite	73

3.5	Schriftlichkeit – Möglichkeiten der Veränderung oder Geburt des festen Textes?	Seite 85
3.6	Veränderungen durch Textauslegung	Seite 107
3.6.1	Zur Hermeneutik – Der Text und seine vielen Väter	Seite 107
3.6.2	Auf dem Weg zum echten Text – Die Textkritik	Seite 110
3.6.3	Die neue Textanalyse – Auf der Suche nach der autornahen Fassung anhand eines Beispiels	Seite 114

#### IV. KAPITEL

4.	Mündliche Gedächtniskultur versus Schriftkultur – Dichotomie oder 2 Pole eines Kontinuums?	Seite 116
----	--	-----------

#### V. KAPITEL

5.1	Ausblicke – Der Text unter der Prämisse neuer und neuester Entwicklungen	Seite 126
5.2	Der Buchdruck	Seite 127
5.3	Die Bibliothek von Babel	Seite 131
5.4	Die Technologie des Computers – Hypertext	Seite 134
	Literaturverzeichnis	Seite 139

## 1.1 Einleitung

Aus unserem heutigen Verständnis heraus gilt ein einmal schriftlich fixierter Text als unwandelbar und fest, sicherlich noch in die eine oder andere Richtung interpretierbar, aber doch im Wortlaut festgelegt. Unser Auge ist an eine ausgedruckte Buchseite gewöhnt, die mit ihren genormten Schriftzeichen ein eindeutiges Verständnis möglich macht. Wir verbinden die Mehrzahl der Bücher mit der mehr oder weniger vorhandenen Autorität oder Popularität eines Autors. Wir erwarten, dass unser Wissensdrang redundanzfrei befriedigt wird. Was wir schon kennen wird sonst langweilig – wir brauchen ständig neue und aufregende Geschichten. Und wir wollen uns selbst aussuchen, mit welchem Schriftsteller wir unseren Gedankenhorizont verschmelzen, von welchem Autoren wir uns in unserer zurückgezogenen individuellen Welt verstanden wissen wollen.

Da wir dies als literarisch geschulte Menschen nicht anders kennen, wollen wir diesen Erwartungshorizont auch über alles spannen, was wir in irgendeiner Art und Weise mit den Begriffen Literatur und Buch verbinden können.

Betrachten wir die Schriften, die uns aus dem Mittelalter überliefert wurden, stellen wir fest, dass all unsere obigen Annahmen auf den Kopf gestellt werden.

Was wir vorfinden, sind eigenartige handschriftliche Manuskripte. Worte und Zeilen gehen häufig ineinander über und unser geschulter analytischer Blick lässt uns im Stich, oftmals schon bei der einfachen Einschätzung, ob es sich hier um Lyrik oder Prosa handelt. Es existieren keinerlei Angaben über Ort und Datum der Entstehung. Die Worte sind uns in den meisten Fällen nicht verständlich und selbst wenn wir sie dann in einer Handschrift mit mediävistischen Vorkenntnissen entschlüsselt haben, überrascht uns die nächste mit neuen Formulierungen oder lateinischen Ausführungen.

Die Handschriften wechseln und wir bemerken, dass an ein und demselben Buch verschiedene Schreiberhände gearbeitet haben. Wie ist das möglich, wenn wir doch von einem Autoren ausgehen?

Es existieren Textpassagen, die überhaupt keinen Autorennamen verraten. Dann wieder finden wir Lyrikstrophen, die mit mehr als einem Autorennamen in Verbindung gebracht werden. Schließlich finden wir in zwei verschiedenen Handschriften den gleichen Autorennamen mit demselben Gedicht verbunden und wollen schon aufatmen, indes müssen wir feststellen, dass in einer Ausgabe die letzte Strophe fehlt oder die dritte und die fünfte Strophe vertauscht wurden und der ursprüngliche Sinn vollends zerstört ist.

Wir entdecken ein fragmentarisches Werk und bedauern gerade, dass der Zahn der Zeit das Ende der Geschichte im Dunkeln lässt und dann finden

wir ein weiteres Pergament derselben Geschichte und es ist gleichermaßen ein Fragment. Wurden etwa auch unvollständige Werke verbreitet?

In einer Epenhandschrift entdecken wir den Hinweis auf ein berühmtes Lied des Mittelalters, können es jedoch trotz intensiver Suche in den Lyrikaufzeichnungen nirgendwo entdecken.

Gibt es endlich ein episches Werk, welches uns in einer zahlenreichen ‚Auflage‘ erreicht hat, müssen wir leider feststellen, dass es auch hier Veränderungen gibt, die nicht nur die Wortwahl, sondern auch ganze Sequenzen oder thematische Abhandlungen variieren. Welches ist also für uns das ‚Original‘, an das wir uns klammern können?

Wenn unser Blick dann noch den nationalen Rahmen überwindet, müssen wir erkennen, dass viele Werke in anderen europäischen Ländern ebenfalls anzutreffen sind oder wir dort zumindest eine thematische Grundlage in einem Gedicht finden, das anscheinend im europäischen Raum zirkulierte und irgendwo und irgendwann in epischer Breite umgearbeitet wurde.

Am Ende müssen wir uns zusätzlich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass die Geschichten auf den ersten Blick wenig spannend wirken. Im Gegenteil, die Thematik des Minnesangs kreist ewig um die Unerreichbarkeit einer Dame, Ritter erproben stetig ihren Mut in kämpferischen Abenteuern, endlos sind die Strophen, die Seitenweise Rüstungen, Kleider und Hofstaat schildern. Es ist ermüdend, in ein und demselben Buch hundertfach zu erfahren, dass die Prinzessin die weißeste Haut hat und der Ritter der tapferste von allen ist und alle auf die christliche Religion schwören.

Wo diese oftmals einander ähnelnden Geschichten herkommen oder entstanden sind, hat der Autor offenbar meist vergessen zu recherchieren, zumindest macht er keine Angaben.

Diese etwas unorthodoxen Ausführungen sollen zeigen, vor welchen Problemen die Forscher und Wissenschaftler stehen, wenn es darum geht, den Textbestand des Mittelalters zu analysieren und eventuell noch zusätzliche Rückschlüsse ziehen zu wollen, die sich auf die traditionellen Entstehungsbedingungen der Texte und des zeitgenössischen gesellschaftlichen Lebens beziehen.

Exakt diese Fragen sollen mit der vorliegenden Arbeit besprochen werden und einer möglichst umfassenden Klärung unterworfen werden.

- Was waren die ursächlichen Bedingungen für eine Entwicklung hin zu einer Buchkultur?
- Zu welchem Zweck und wie wurde die Schrift entwickelt und eingeführt?
- Auf welchen Bahnen wurde das kulturelle Wissen vorher vermittelt?
- Warum war die Produktion und Weitergabe vieler erhaltenen Texte zunächst so stark vom Latein dominiert und wie kam es in der Folge zur Ausprägung einer deutschsprachigen Literatur?
- Wer waren die Verfasser, wie haben sie gearbeitet?
- Wer waren die Rezipienten?

- Und wurden die Bücher im Mittelalter genauso gelesen, wie wir es heute tun?

Weiterhin gilt es mit dieser Arbeit, den Textbestand der mittelalterlichen Überlieferung an sich einer genauen Analyse zu unterziehen und sich mit folgenden Fragen auseinander zu setzen.

- Warum ist die Überlieferung quantitativ so gering bemessen, wenn wir heutige Literaturproduktionen als Maßstab setzen?
- Warum gibt es Handschriften, die anonyme Texte transportieren (Nachtrag a in der Kleinen Heidelberger Liederhandschrift)?
- Warum finden wir in der Handschrift A Sammlungen unter Autorennamen ‚Niune‘ oder ‚Gedrut‘, die in anderen Handschriften ganz anderen Dichtern zugewiesen werden?
- Warum existieren mehrfache Liedfassungen ein und desselben Autors (der Dichter *Veldeke* z.B. mit unterschiedlicher Schlussüberlieferung – pessimistisch und optimistisch – seines Liedes MF 61,1 in den Handschriften B und C)?<sup>1</sup>
- Warum blieb z.B. das epische Werk „Titurel“ des Wolfram von Eschenbach ein Fragment und ist trotz dieses fragmentarischen Charakters in 3 Handschriften weiterkopiert worden?
- Wie ist zu erklären, dass die Erzählung über „Parzival“ desselben Autors ebenfalls in einer französischen Bearbeitung vorliegt?
- Wie viel Zeit mag die Bearbeitung von fast 25 000 Versen in Anspruch genommen haben?
- Warum liegt die Dichtung überhaupt in Versen vor und nicht in Prosa?
- Wie sollen die vielen religiösen und magischen Motive verstanden werden?
- Und warum weisen die über 80 erhaltenen Handschriften ein und derselben „Parzival“-Saga verschiedene Fassungen auf (Fassungsgruppen \*D und \*G), die es uns so schwer machen, ein ursprüngliches Original zu bestimmen?<sup>2</sup>
- Gibt es überhaupt ein Original?
- Warum weist das „Nibelungenlied“ überhaupt keinen Autoren auf?
- Wie kommt es, dass die gleiche Thematik in weitaus kürzerer Liedform auch in altenglisch (in der „Beowulf“-Überlieferung) oder auch in norwegisch („Tidreksaga“) vorliegt und dort eine völlig andere Strophenstruktur aufweist?<sup>3</sup>
- Ist dies eine wahre oder eine fiktive Geschichte und wie kann die Thematik bewertet werden?
- Lassen sich bestimmte Erzählteile: hohe Religiosität, archaisch anmutendes Heldentum, ausschließlich adlige Gesellschaftsbezüge, ausschweifende Grausamkeiten oder kleine–heute – unverständliche

<sup>1</sup> Sämtliche Beispiele aus Schweikle, G.: *Minnesang.*, (1995), S. 1 ff

<sup>2</sup> Beispiel aus Bumke, J.: *Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jh. Die Herbart-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane.* In: *ZfdA*, (1991), S. 294

<sup>3</sup> Beispiel aus Haymes, E.R.: *Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation.*, (1999), S. 35 ff

Gesten (Steigbügel halten z.B.) deuten und auf real existierende Lebensbedingungen zurückführen?

Mit all diesen Fragen wird sich diese Arbeit auseinandersetzen und verschiedene Forschungsergebnisse zusammentragen, damit der Textbestand des Mittelalters analysiert werden kann und sich somit grundlegende Erkenntnisse über den Textbegriff der damaligen Kultur ergeben.

## **1.2 Überblick zur Strukturierung der Arbeit**

Längst ist klargestellt worden, dass die Analyse der Entstehungsbedingungen von Texten kein spezifisches Thema der Literaturtheorie mehr ist. Vielfältige Forschungen auf unterschiedlichsten Gebieten haben zu einem wirklichen Verständnis beigetragen. Die Beantwortung der Fragen - ‚Was ist ein Text?‘, ‚Wie können die Bedingungen seiner Entstehung verifiziert werden?‘ und ‚Wie werden Texte vermittelt und rezipiert?‘ – sind heute nicht mehr nur Obliegenheit der germanistischen Forschung. Im Gegenteil, ein interdisziplinärer Austausch brachte die grundlegendsten Erkenntnisse erst in den letzten Jahrzehnten auf ein völlig neues Niveau. Historiker, Soziologen, Ethnologen und Philosophen haben durch empirische Untersuchungen und eine genaue Analyse kultureller Entwicklungen den Blick dafür geöffnet, auch ‚hinter‘ einen Text sehen zu können. All diese Erkenntnisse sind wahrhaft wichtige Argumente geworden, um die Texte des Mittelalters und ihre Handhabung zu verstehen und in einen Kontext zu bringen. Viele dieser fachübergreifenden wissenschaftlichen Ergebnisse werden in dieser Arbeit anklingen.

Mein Anliegen ist es, möglichst umfassend und linear die Entwicklung des Textbegriffes unter kulturellen Einflüssen vorzustellen, um diese Ergebnisse dann auf die Gegebenheiten im Mittelalter anwenden zu können. Nur auf diese Art und Weise lassen sich die Besonderheiten einer literalen Kultur im Mittelalter von allen Seiten beleuchten und nur so können Thesen abgeleitet werden, die den Textbegriff und die Textauffassung des Mittelalters verständlich machen. Es soll klar erkennbar herausgearbeitet werden, wie sich dieser Textbegriff zwischen einer ursprünglichen Gedächtniskultur und der neuartigen Schriftkultur entwickelt und verändert hat. Diese Ergebnisse sollen stets im Zusammenhang mit unserer heutigen Textauffassung verifiziert werden. Gezeigt werden soll, wie differenziert dieses Textverständnis ist und welche Rückschlüsse sich damit auf kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen ziehen lassen.

Mediale Entwicklungen unterliegen stets einem Zweck. Der grundlegende Zweck ist die Kommunikation zwischen den Menschen. Kommunikation ist

Austausch zur Selbstvergewisserung und zur Sicherung einer Kultur, damit es eine Weiterentwicklung geben kann und nicht jede Erfahrung ständig wiederholt werden muss. Die mündliche Kommunikation ist die erste, die einen kultursichernden Faktor darstellt, mit ihr können Wissen und Erfahrung verständnissichernd transportiert werden.

Deshalb beginnt diese Arbeit mit der Darstellung der Gedächtniskultur und ihren grundlegenden Funktionsweisen der Wissensübermittlung. Es soll gezeigt werden, wie die Weitergabe des Wissens ohne gedächtnisstützende Medien organisiert und strukturiert war. Ebenso soll der Frage nachgegangen werden, ob wir bei dieser Informationsübermittlung im Schutze des Gedächtnisses schon von ‚Texten‘ sprechen können.

Es folgt ein historischer Überblick zu dem medialen Umbruch der Schrifterfindung und ihrer Verbreitung. Hier sollen die historische Dimension und die einhergehenden radikalen kulturellen Veränderungen fokussiert werden.

Da die Einführung der Schrift ein sukzessiver und kulturell nicht gleichförmiger Prozess war, soll im Anschluss der Frage nachgegangen werden, wie die ersten erhaltenen Schriftzeugnisse in ihrer Sonderstellung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu analysieren sind. Die hier angeführten Forschungsergebnisse von Parry und Lord werden grundlegende Erkenntnisse vermitteln, wie die Texte zu klassifizieren sind und wie die Bedingungen ihrer Entstehung zu bewerten sind. Hier kann zum erste Mal beobachtet werden, wie sich ein Textbegriff unter medialen Veränderungen umgestalten kann. Die Analyse wird wichtige Erkenntnisse vermitteln, die sich auch auf die Darstellung der Texte des Mittelalters anwenden lassen.

Dieser gesamte Abschnitt soll die theoretischen Grundlagen vermitteln, die nun auf die literale Kultur des Mittelalters und ihren Textbegriff angewendet wird.

Unsere heutige Textauffassung ist stark von der normierenden Wirkung des Hochdeutschen geprägt. Diese Verhältnisse lassen sich jedoch nicht auf die mittelalterliche Kultur anwenden, denn erst hier kam es zu einer Entwicklung und Ausprägung eines deutschsprachigen Schrifttums. Aus diesem Grund beginnt der folgende Abschnitt mit der Darstellung dieser Entwicklungstendenzen. Gezeigt werden sollen die Schwierigkeiten, die es bei der Ausdifferenzierung eines geregelten deutschsprachigen Schriftbetriebes unter den damaligen gesellschaftlichen Bedingungen gegeben hat. Wichtig ist es in diesem Zusammenhang, auch auf die besondere Bildungstradition im damaligen deutschsprachigen Raum einzugehen, da hier wichtige Einsichten vermittelt werden können, wie mit literarischen Texten verfahren werden konnte und wurde.

Die besondere gesellschaftliche Schichtung, die damit verbundenen Bildungsvoraussetzungen und der darauf verweisende Umgang und die



Rezeption der Literatur wird anschließend anhand diverser Kommunikationszentren im Mittelalter gezeigt werden. Die verschiedenen Entstehungsbedingungen und die daraus folgenden facettenreichen Literaturproduktionen werden anhand mehrerer Beispiele eingehend vor Augen geführt. Verknüpft mit den Erkenntnissen des Kapitels über die Gedächtniskultur, wird sich die These bestätigen, dass wir es im Mittelalter mit einem gänzlich anderen Textbegriff zu tun haben, als es unter unseren zeitgenössischen Gegebenheiten der Fall ist. Es wird erkennbar, dass die Texte grundlegend als ‚unfest‘ und ‚beweglich‘ erachtet werden. Dieser – für uns – erstaunliche Befund bedarf einer expliziten Vertiefung. Daher werden die jeweiligen Bedingungen, die einen Text im Spannungsverhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit verändern und beeinflussen können, anhand literarischer Textzeugnisse gesondert untersucht. Wir werden erkennen, wie sich eine literarische Technik entwickelt hat und welche grundlegenden Einflüsse sie auch auf kognitive Denkprozesse ausübte, in deren Folge sich auch der Textbegriff nach und nach veränderte.

Die gesamte Darstellung der literarischen Verhältnisse des Mittelalters wird eine extreme Abweichung von unseren heutigen Auffassungen aufzeigen. Es wird also wichtig, diese Erkenntnisfolie vor den zeitgenössischen Horizont zu spannen und so die Unterschiede deutlich zu machen. Die Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben werden sehr eindringlich von der historischen Textphilologie gespiegelt, die in diesem Sinne vorgestellt wird.

Die neuesten philologischen Erkenntnisse sowie ein wissenschaftlicher Vorschlag zum Umgang mit den Texten des Mittelalters sollen zeigen, wie diese Schwierigkeiten zu minimieren sind und wie die Erkenntnisse über den Textbegriff zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit in einen glättenden Verständnishorizont zu betten sind.

Anliegen dieser Arbeit ist es, die beiden Traditionen nicht als zu bemängelnde Polarisierung zu betrachten, sondern als kontinuierliche kulturelle Entwicklung zu verstehen. Es geht um das Veranschaulichen der grundlegend anders strukturierten Funktionsweise und deren Rückwirkung auf den Textbegriff, ohne eine Dichotomie zu prognostizieren.

Diese Auffassung und die grundlegenden Erkenntnisse dieser Arbeit werden gesondert erörtert und zusammengefasst. Zur Untermauerung meiner Position – entgegen einer Dichotomie von Mündlichkeit und Schriftlichkeit – und um diese Arbeit abzurunden, soll im abschließenden Kapitel kurz auf neuere und neueste mediale Entwicklungen eingegangen werden. Dieses Kapitel dient der Illustration, wie ein Text unter heutigen Bedingungen emergieren kann und wie der Textbegriff verwendet wird.

## 2.1 Das Gedächtnis / die Gedächtniskultur

In unserer heutigen, nahezu völlig literarisierten westlichen Welt<sup>4</sup> ist es kaum mehr möglich, sich eine primär orale Kultur vorzustellen.<sup>5</sup> Bloße Worte besitzen keine visuelle Präsenz, Laute hinterlassen keine sichtbaren Spuren, existieren nur im Moment der Entstehung (Zungenschlag und Ausbreitung mit dem Schall) und verklingen, gleiten ins Vergessen. Der Bezug ist einzig das „Hier und Jetzt“ und trotz der sinnlichen Kraft der Stimme und ihrer Modulationsfähigkeit in Ton, Klang und Umfang lässt sich Vokalität nicht festhalten und verfliegt in der Zeit. Sind Worte in diesen oralen Kulturen an jene Akustik schlechthin gebunden (Laute), so betrifft dies nicht nur die Kommunikation als Gleichzeitigkeitsprozess, sondern notwendigerweise auch das Bewusstsein, die Denkprozesse und die Erinnerungen. Alle gesellschaftlichen Vorgänge sind rein der Mündlichkeit (Oralität) verhaftet.

Die Historizität unserer zeitgenössischen Denkform ist nahezu vollständig von der Denkform ‚Text‘ geprägt. Unsere Traditionen und Erinnerungen sind in Geschichtsbüchern verzeichnet, unsere politische Identität ist in Gesetzestexten und Vorschriften verankert und unsere persönlichen Ansichten vielleicht in religiösen Werken dargestellt. Die individuelle Identität müssen wir öffentlich mit Geburtsurkunden, Zertifikaten oder Ausweisen offen legen, die uns dann in gedruckten Worten „blaue Augen“ oder „keine besonderen Merkmale“ bescheinigen.

Jegliche Form des Lesens, ob Buch, Brief, Zeitung, ja selbst Reklame entfaltet eine eigene Dimension von schriftbezogenem Entsinnen<sup>6</sup>. Und haben wir etwas vergessen, können wir es nachschlagen!

Eine orale Kultur jedoch denkt nicht in Textmetaphern. Ihr fehlt das Vehikel der Aufschreibesysteme.<sup>7</sup> Und trotzdem muss hochrelevantes Wissen für die Gemeinschaft bewahrt und weitergegeben werden:

---

<sup>4</sup> Vielfältige Forschungen haben ergeben, dass die Schrift jeden erfasst und beeinflusst. Selbst semiliterale Individuen oder auch Analphabeten. Ist eine Lesefähigkeit nicht oder nur beschränkt ausgebildet, bedeutet dies noch nicht, dass Schrift keine Rückkopplung auf Menschen mit beschränkter Lesefähigkeit ausübt. Durch ihre zeitgenössische Allgegenwart beeinflusst sie den Menschen in seiner bewussten, kognitiven Wahrnehmung. Vgl. dazu die psychologischen Studien der Russen Wygotski und Lurija, die in Jens Brockmeiers Buch ausführlich erörtert werden und dort mit eigenen Erkenntnissen der Entwicklung eines literalen Bewusstseins bei Kindern untermauert werden. In: Brockmeier, J.: Literales Bewusstsein: Schriftlichkeit und das Verhältnis von Sprache und Kultur., (1997), sowie das anhängige Literaturverzeichnis.

<sup>5</sup> Nach Ong: „..., d.h. solche oralen Kulturen, die keine Berührung mit dem Schreiben hatten,...“ aus: Ong, W.J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987), S.37 – im folgenden in diesem Sinne verstanden.

<sup>6</sup> nach Georg Steiner, der dieses Verfallensein auch „bookish-reading“ nannte. Dies wäre eine welthistorische Einzigartigkeit und das Resultat eines einmaligen Zusammentreffens von Bedingungen (z.B. bürgerliche Freiräume, gesellschaftliche Respekt vor dem Akt des Lesens etc.) entnommen: Illich, I.: Von der Prägung des Er-Innerns durch das Schriftbild. Überlegungen zur Arche Noah des Hugo von St. Victor. In: Assmann/Harth [Hrsg.]: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung., (1993), S. 51

<sup>7</sup> Es kann hier nicht der Ort sein, das Entstehen von menschlichen Gemeinschaften als Zäsur im Unterschied zur Tierwelt (ohne Sprache) biologisch, historisch oder evolutionstechnisch zu erklären. Mein Ansatzpunkt ist eine kommunizierende Gemeinschaft (Kultur), die Sprache zur Koordination und Strukturierung des Lebens einsetzt.

Verhaltensvorschriften, Stammbäume, handwerkliches Know-how etc., alles was hier als Tradition verstanden werden soll. Erst wenn dieses Wissen weitergegeben wird, kann eine Kontinuität und Koordination – sprich: der Fortbestand – gesichert werden. Nach Jan Assmann bildet jede Kultur „...etwas aus, das man ihre *konnektive Struktur* nennen könnte. Sie wirkt verknüpfend und verbindend, und zwar in zwei Dimensionen: der Sozialdimension und der Zeitdimension. Sie bindet den Menschen an den Mitmenschen dadurch, dass sie als „symbolische Sinnwelt“ [...] einen gemeinsamen Erfahrungs-, Erwartungs- und Handlungsraum bildet, der durch seine bindende und verbindliche Kraft Vertrauen und Orientierung stiftet.“<sup>8</sup>

Mit der Sprache verfügen orale Kulturen ganz objektiv über ein Medium. Ist es jedoch wirklich geeignet, relevantes Wissen, Erfahrungen, Traditionen zu transportieren und zu sichern? Mitnichten kann alles, was dem Medium Sprache überantwortet wird, als flüchtig, beweglich und unfest betrachtet werden. Mündliche Informationen sind an Personen und den Schall gebunden. Eine Stimme reicht nur so weit, wie der Schall ihren Ton trägt, es können gleichzeitig auch nur eine begrenzte Anzahl von Ohren erreicht werden, nämlich nur diejenigen, die im wechselseitigen Raum der Wahrnehmung auch tatsächlich anwesend sind. Das gesprochene Wort ist tendenziell kurzlebig, und wird das Wahrgenommene (wiederum mündlich) von Dritten weitervermittelt, büßt es an Authentizität ein wird zufällig, riskant und unverbürgt – heute ja noch pejorativ: ‚Hörensagen‘. So viele Mänder, so viele Wahrheiten.

Hier sprechen wir jedoch noch von reinen Informationen. Will eine Kultur manifeste Muster wiederholbar machen und ihre Reproduktionsfähigkeit sichern, bedarf sie eines Speichermediums, so dass nicht jeder Einzelne oder jede Generation wieder von vorne beginnen muss. Die Informationen müssen eingespeist, entschlüsselt, gesammelt und wieder abgerufen werden können und zwar als erkennbare Wiederherstellung zur Sicherung der als wichtig erkannten Erfahrungen und Strukturen (Traditionen).<sup>9</sup>

Dieses Speichermedium ist in oralen Kulturen ausschließlich das Gedächtnis und dessen Möglichkeiten. Aber auch hier zeigen sich Begrenzungen. So ist die Speicherkapazität des Gedächtnisses vergleichsweise begrenzt. Um arbeitsfähig zu sein, ist es komplex aufgebaut und differenziert zwischen kurz- und langfristig zu merkenden Objekten.<sup>10</sup> Das Kurzzeitgedächtnis wird schnell ‚geleert‘, um für stetig neueste Informationen Kapazität zu haben.

<sup>8</sup> Aus: Assmann, J.: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen., (1999), S. 16

<sup>9</sup> Dieser Prozess wird auch ‚generative Programmierung‘ genannt. Nach Jan Assmann, ebd.

<sup>10</sup> Es wäre ausufernd zu analysieren, dass sich des weiteren jedes individuelle Gedächtnis von anderen unterscheidet. Ähnliche Informationen werden von Individuen verschieden verschlüsselt. Dies hängt stark von den Umwelt- und Rahmenbedingungen und dem Bewusstsein ab. Zur psychologischen Herangehensweise bei der Konstruktion von Bewusstsein, Wiedererkennung, Speicherung etc., vgl. Matussek, P.: Der selbstbezügliche Blick. Ein Merkmal des erinnernden Sehens und seine medialen Metamorphosen. In: Zeitschrift für Germanistik N.F., (1999), S.637 – 654 / Koch, C.: Zu den neurobiologischen Grundlagen des Bewusstseins. In: Sehsucht., (1995), S. 182 – 195

Das, was in das Langzeitgedächtnis umgeschichtet und so langfristig bewahrt und wieder abrufbar gemacht wird, betrifft nur einen geringen Bruchteil dessen, was das Kurzzeitgedächtnis durchlaufen hat. Welche Informationen und wie viele können also auf Dauer niedergelegt werden, d.h. welche Traditionen werden wie gespeichert? Bedarf es dabei eines zusätzlichen Aufwandes? Wie relativ fest (unverändert/wortwörtlich) oder beweglich sind Gedächtnisgestützte Informationen? Und ist es möglich Überlieferungen in diesem Sinne (Tradition) und vor der Schriftnutzung schon als ‚Texte‘ zu klassifizieren? Diese Fragen sollen im Folgenden analysiert werden.

Seit einigen Jahrzehnten beschäftigen sich Forscher verschiedener Fachrichtungen mit dieser gedächtnisgestützten mündlichen Überlieferung (oral history).<sup>11</sup> Die grundlegenden Funktionsweisen und theoretischen Ansätze werden dabei – grosso modo – in die soziale Dimension gerückt.<sup>12</sup> Dies geschieht aus zweierlei Gründen:

1. Gedächtnisprogramme und symbolische Fähigkeiten (Riten, Tänze etc.) entstehen in der Sozialität. Sie sind nicht genetisch verankert sondern werden allein durch Mit- und Zwischenmenschlichkeit produziert und tradiert.
2. Es gibt kein Gedächtnis, welches nicht sozial ist (M. Halbwachs).<sup>13</sup> Was ich erinnere, memoriere ich mit dem Blick auf andere und dank ihrer Erinnerung (Gemeinschaft = gemeinsamer Bezugsrahmen). Erst im Prozess seiner Sozialisation wächst dem Menschen ein Gedächtnis zu und ohne Wahrnehmung ist dies nicht möglich.

Der Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ (Halbwachs) klingt zunächst sehr metaphorisch – ist es jedoch nicht. Natürlich haben Kollektive kein Gedächtnis, dennoch bestimmen sie das Gedächtnis ihrer Glieder (Interaktion).<sup>14</sup> Das Gedächtnis: „...lebt und erhält sich in der Kommunikation; bricht diese ab, bzw. verschwinden oder ändern sich Bezugsrahmen der kommunizierten Wirklichkeit, ist vergessen die Folge.“<sup>15</sup> Trotz der rekonstruierten sozialen Phänomenologie des Gedächtnisses unterscheidet Halbwachs noch einmal zwischen

<sup>11</sup> Begründet ursprünglich als Zweig der neueren Geschichtswissenschaft, hat es in den letzten Jahren verstärkt Erkenntnisse auch aus anderen Fachdisziplinen gegeben: Philosophie und Soziologie (Maurice Halbwachs; Claude Lévi-Strauss), Ethnologie (Jan Vansina), Ägyptologie (Jan Assmann) etc., um hier nur einige wenige zu nennen.

<sup>12</sup> Natürlich gibt es auch andere Ansätze, vgl. etwa die biologisch-genetische Kulturinformation (Artgedächtnis) nach Frankl oder psychologische Ansätze, vgl. etwa C.G.Jung, mit der Annahme eines kollektiven Menschheitsgedächtnisses, dass dem Einzelgedächtnis vorgeburtlich aufgeprägt ist. Im Lichte der neueren Forschung können sich diese Ergebnisse jedoch vielfach nicht/ nicht mehr behaupten. Siehe ausführlich und speziell das Literaturverzeichnis in: Merten/Schmidt/ Weischenberg [Hrsg.]: Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft., (1994), hier S.116 ff

<sup>13</sup> Halbwachs, M: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen., (1985)

<sup>14</sup> Vgl. die sogenannten sozialen Rahmen – cadres sociaux bei Halbwachs (ebd.) und Goffman's sogenannte ‚frames‘ der sozialen Organisation. In: Assmann, J.: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen., (1999), S.36 und das anhängige Literaturverzeichnis.

<sup>15</sup> Assmann, J.: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen., (1999), S. 37. Das Vergessen resultiert auf der anderen Seite aber auch aus der Tatsache, dass sich diese Rahmen von einem Zeitabschnitt zum nächsten verändern. Vergessen ist somit auch ein soziales Phänomen.

individuellem und kollektivem Gedächtnis. Aus der Perspektive eines Individuums ist das Gedächtnis ein Agglomerat, das sich aus Teilhabe an einer Vielschichtigkeit diverser Gruppengedächtnisse speist. Für ein Kollektiv ergibt sich dagegen die Aufgabe der Distribution; das gemeinschaftliche Wissen also auf die inhärenten Mitglieder zu verteilen. Erinnerungen haben so verstanden ihren Ursprung im Denken der verschiedenen Gruppen, denen wir angeschlossen sind.<sup>16</sup>

Um erinnerbar zu werden, bedürfen Ideen / Informationen einer Vergegenständlichung oder Verbildlichung, d.h. wahr und wert zu vermitteln sind einzig die erlebten, konkreten Formen (Ereignisse / Personen / Orte).

Wahrheit allein sichert des weiteren nicht automatisch einen Fortbestand. Erst wenn sie als **bedeutsames** Erfahren versinnlicht wird – als Lehre oder Symbol – kann sie zu einem Element des gesellschaftlichen Ideen- und Erinnerungssystems werden (Assmanns ‚Erinnerungsfiguren‘).

Erinnerungen sollen Bestand haben und aktualisierbar sein, bedürfen also einer Raum- und Zeitkristallisation.<sup>17</sup> Hervorragende und urzeitliche Erlebnisse sowie periodische Rhythmen sind ein wichtiger Erinnerungsbezug. Wiederkehrende Feste, Riten, Gedenken spiegeln kollektiv erlebte Zeit. Durch symbolische Repräsentation kann eine Gruppe an Ereignissen partizipieren, die ihre Mitglieder selbst nicht als direkte Teilnehmer wahrgenommen haben.

Entsprechendes gilt für die Verräumlichung von Erinnerungen. Haus, Stadt, Land und jegliche Dingwelt sind Materialisationsformen, die in dem Bestreben der Gruppe fußt, Orte zu schaffen und zu sichern, die ihre Identität veranschaulichen und Anhaltspunkte für eine Erinnerung bieten – Permanenz, Stabilität und Gemeinschaft.<sup>18</sup>

Jede Gruppe in ihrem jeweiligen Bezugsrahmen speichert weiterhin nur für **ihre** Definition wichtige Ereignisse und reproduziert sie. Damit definiert sie nicht nur Vergangenes, sondern auch ihre ureigensten Eigenschaften, Anschauungen und Schwächen – also ihre Eigenart auf der Grundlage von Differenz nach Außen und Kohärenz nach Innen. Um eine Zeit zu überdauern werden Fakten der Erinnerung nur einverleibt, wenn sie Entsprechungen und Ähnlichkeiten zu bereits vorhandenen aufweisen. Nur so kann eine Kontinuität bewahrt werden, die das Bestreben jeder Gemeinschaft ist. Grundlegende Wandlungen werden möglichst ausgeblendet – es würde den Zerfall der Gemeinschaft bedeuten. Historie ist im Bewusstsein der Gemeinschaft damit eine veränderungslose Größe.

---

<sup>16</sup> Individuelle Erinnerungen sind nach Halbwachs streng genommen nur an den Körper geknüpfte Empfindungen. Sicherlich kann man gegen Halbwachs' Thesen Einwände vorbringen (z.B. neuropsychologischer Art). Zu diesem Komplex der Halbwachs-Kritik siehe Assmann, J.: ebd., S. 45 ff. Für meine Belange eignet sich Halbwachs Konzept zur Veranschaulichung der Überlieferungsprozesse jedoch hervorragend und es liegt fast eine bittere Ironie in der Vorstellung, dass ein Erforscher des Gedächtnisses leider sehr schnell in Vergessenheit geriet.

<sup>17</sup> Die nicht unbedingt immer als historisch und geographisch zu verstehen ist.

<sup>18</sup> Auch hier gilt: ist ebenso in **absentia** zu reproduzieren und zu veranschaulichen und wird auch so vollzogen. Vgl. den „Heimatbegriff“ und die Neigung, sich mit vertrauten und gewohnten Dingen zu umgeben, selbst oder gerade bei Abwesenheit. Viele Religionen verräumlichen ihre Erinnerungen durch Vergegenwärtigung längst vergangener Ereignisse, vgl. das jüdische Sederfest.

Natürlich gibt es Bewegungen durch veränderte Umwelt, sich wandelnde Bezugsrahmen oder neue Ideen. Die Selbstwahrnehmung und Struktur jeder Gruppe muss sich jedoch bewahren. Vorschnelles Annehmen neuer Ideen könnte ihr Gefüge aufbrechen und zerstören, also ist eine beständige Reorganisation auch in der Gegenwart unerlässlich. Neues wird nur eingefügt, wenn es mit dem Gefüge der Gruppe ‚kompatibel‘ gemacht werden kann. Das bedarf natürlich einer gewissen Zeit der Prüfung – einer Anpassung an die rekonstruierte Vergangenheit. Damit wird Vergangenheit nur gegen Vergangenheit und Tradition nur gegen Tradition austauschbar.<sup>19</sup> Die Vergangenheit ist das Urmodell zu dem jedes ‚Heute‘ zurückkehrt.

Diese Gruppen, die in ihrer Vergangenheitsrekonstruktion jeden Wandel ausschließen, hat Claude Lévi-Strauss als „kalte Gesellschaften“ charakterisiert.<sup>20</sup>

Vielleicht könnte das soziale Gedächtnis noch weiter differenziert werden, da dieser Begriff zunächst sehr kompakt und weitreichend erscheint. Können neuere Untersuchungen dabei vielleicht eine Hilfe sein?

In den Studien des Ethnologen Jan Vansina gewinnen wir eine sehr genaue Vorstellung von den Arbeitsweisen des sozialen Gedächtnisses.<sup>21</sup> Vansina untersuchte schriftlose afrikanische Stämme auf ihr Geschichtsbewusstsein und stellte fest, dass der gesamte Corpus überlieferter Berichte als dreigeteiltes Ganzes erscheint. So gibt es für die jüngste Vergangenheit reichlich Informationen, je weiter man jedoch in der Vergangenheit fortschreitet, umso spärlicher werden diese – diffuse Erinnerungen oder gar Sprünge tauchen auf. Für sehr frühe Zeitabschnitte gibt es dann wieder eine Unmenge an Informationen – hier zeigt sich der Ursprung der Überlieferung. Vansina erkannte in seinen Untersuchungen, dass die mündliche Überlieferung:

1. nur zwei Register kennt, nämlich rezente Vergangenheit (Erinnerung der Lebenden) und absolute Vergangenheit (die Kunde vom Ursprung, mythische Überlieferung von Göttern und Heroen;
2. rezente und absolute Vergangenheit unmittelbar aneinander stoßen;
3. die rezente Vergangenheit („recent past“) in der Regel drei Generationen umfasst.

Dieser Lücke zwischen rezenter und absoluter Vergangenheit ist sich die Gemeinschaft jeweils nicht bewusst. Für Forscher ist dieser Umstand jedoch unverkennbar. Stoßen doch beim Memorieren von Genealogien z.B. mythologische Gottheiten direkt auf derzeit vorhandene

<sup>19</sup> Auch wenn Ideen anderer Gruppen – vielleicht dominanterer Gruppen - übernommen werden, liegt das gleiche Prinzip zugrunde.

<sup>20</sup> Aus: Lévi-Strauss, C.: Strukturelle Anthropologie II., (1975), S. 39 – 42. „Kalte Gesellschaften“ versteht er als evolutionshemmend, während „heiße Gesellschaften“ ihre Geschichte verinnerlicht haben, um sie zum Motor ihrer Entwicklung zu machen.

<sup>21</sup> Vansina, J.: Oral Tradition as History., (1985). Die Forschungen wurden auch von anderen inzwischen weitergeführt.

Familiennamen. Da diese Lücke in der Zeit wandert (Punkt 3), hat man ihr den Namen „the floating gap“ gegeben (Assmann zuerst). Sie fließt insoweit, als dass die rezente Vergangenheit sich in der Zeit ‚fortbewegt‘. Rezente Vergangenheit bezeichnet die Ereignisse, die noch selbst erlebt wurden (als Zeitzeugen) oder durch ‚Hörensagen‘ noch erfasst werden können. Dem entsprechen etwa 80 – 100 Jahre (vgl. das lateinische *saeculum*).

Allerdings hat dieser empirische Umstand nichts zu unserem Verständnis des **selbstbezüglichen** Blicks der Gruppe beigetragen. Denn in der jeweiligen Innenansicht des kollektiven Gedächtnisses gibt es keine Lücke – hier erfahren wir einen nahtlosen Übergang der rezenten und absoluten Vergangenheit. Am Beispiel von Genealogien lässt sich dies besonders gut verfolgen: „ Zahllose Genealogien sprangen direkt von den mythischen Ahnherrn in die Moderne und waren, [...], wie Kopf und Füße ohne einen Körper, zwei Enden ohne Mitte.“<sup>22</sup> Diese beide Enden machen bewusst, dass wir es hier mit zwei ‚Gedächtnisframes‘ zu tun haben, d.h. das kollektive Gedächtnis arbeitet bimodal:

1. im Modus des Bezuges auf Ursprünge – im folgenden **das kulturelle Gedächtnis**;
2. im Modus der eigenen Erfahrungen und Rahmenbedingungen – im folgenden **kommunikatives Gedächtnis**.<sup>23</sup>

Das kommunikative Gedächtnis wächst einer Gruppe historisch zu, das bedeutet „...es entsteht in der Zeit und vergeht mit ihr, genauer: mit seinen Trägern. Wenn die Träger, die es verkörpern gestorben sind, weicht es einem neuen Gedächtnis.“<sup>24</sup>

Dies passiert meist leise und unmerklich. Durch seine Zirkulation im Alltagsleben ist es aktuell, lebendig und beweglich. Schließt sich nun ein Gedächtniskapitel nach dem anderen – die Träger sterben aus – wird eine Epochenschwelle erreicht. Was heute noch lebendige Erinnerung, persönliche Erfahrung ist, kann morgen vergessen sein. Signifikant wird diese Entwicklung historisch, wenn es sich um unbedingt dauerhaft sicherzustellende Erfahrungen handelt.<sup>25</sup>

Das kulturelle Gedächtnis richtet sich auf Fixpunkte in der Vergangenheit. Es vermag zwar nicht, die Vergangenheit als solche zu erhalten, aber sie

---

<sup>22</sup> Untersuchungen von Keith Thomas über das frühneuzeitliche England, was die Untersuchungen und Thesen von Vansina noch einmal historisch und territorial ausweitet und es aus den Beschränkungen von Gedächtniskultur nur in Verbindung mit Stammesgesellschaften herauslöst. Zitiert nach: Assmann, J.: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen., (1999), S. 50

<sup>23</sup> nach Aleida und Jan Assmann in nahezu allen ihren Schriften. Vgl. das Literaturverzeichnis.

<sup>24</sup> Aus: Assmann, J.: Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik. In: Assmann/Harth [Hrsg.]: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung., (1993), S. 342

<sup>25</sup> Jan Assmann verweist in mehreren Schriften auf den aktuellen Bezug der aussterbenden Zeitzeugen der NS-Zeit, deren traumatische Erfahrungen bald nur noch über externe Speichermedien verfügbar sind und nicht mehr als lebendige Erinnerung vorliegt.

kann sich als verweisende Symbolik an die Erinnerung heften (Mythen).<sup>26</sup> Es sichert also Identität und ist nicht lebendige Alltagserfahrung. Der Übergang vom kommunikativen in das kulturelle Gedächtnis geschieht mittels Medien, hier also dem bereits erwähnten Speichermedium Gedächtnis. Nur so können spätere Generationen u Zeugen von vergangenen Geschehnissen werden – diese leben dann in Raum und Zeit fort.

Ich habe bereits auf die begrenzte Speicherkapazität des Gedächtnisses als Medium hingewiesen. Die erinnerten Geschehnisse müssen also verschlüsselt (codiert) und komprimiert werden. So können zwar herausragende Ereignisse erinnert werden, jedoch nie in allen betreffenden Einzelheiten. In der relativen Flüchtigkeit des Mediums muss es bestimmte Organisationsformen des Wissens geben, in Korrelation zu der Flut des objektiv beständig wachsenden Informationsangebotes. Rein mündliche Gruppen tradieren deshalb nur, was gebraucht wird und was tradiert wird, wird auch benötigt (Homöostase).<sup>27</sup> Was nicht benötigt wird, wird gelöscht und vergessen (strukturelle Amnesie). Vergessen bedeutet eine Änderung des Bezugsrahmens (cadres sociaux), also das, was eine Gruppe in ihrer Epoche nicht mehr rekonstruieren kann. Bestimmte Erinnerungen werden somit beziehungslos und gleiten in die Dunkelheit. Was die Gemeinschaft jedoch als identitätsstiftend bewahrt, setzt sich als etwas Feierliches, Zeremonielles ab – außeralltägliche Lebensumstände. Die Erinnerungen werden symbolisiert in Festen, Tänzen und Riten, die zwar von begrenzter Reichweite bleiben, aber eine gemeinsame Partizipation gewährleisten. So zirkuliert eine Kommunikation nicht nur in der Gruppe eines Zeitabschnittes, sondern über Generationen hinweg. Wichtige, auszeichnende Ereignisse werden so komprimiert, gerinnen in Symbolik und werden damit leichter wiederholbar. Mündliche Gesellschaften bedienen sich in diesem Sinne eines verallgemeinernden Denkens.<sup>28</sup>

Verallgemeinerungen, Klassifikationen und Systematisierungen sind nicht nur von Schrift abhängig. Ohne eine externe Speichermöglichkeit mangelt es jedoch an der Fähigkeit zur Abstraktion. Die Anschauungen und damit die Menge der im Gedächtnis zu bewahrenden Dinge bleiben stets mit konkreten, realweltlichen Dingen verknüpft.

Ist das Gedächtnis nun also ausschließlich an Personen gebunden und nehmen wir zusätzlich die Fähigkeit zum Verallgemeinern, klafft trotzdem eine Lücke zwischen der Fülle der zu erinnernden Informationen und der begrenzten Aufnahmefähigkeit des Gedächtnisses.

<sup>26</sup> Vergleiche das Pessach-Fest des Judentums als Versinnbildlichung des Gründungsmythos Israel, d.h. faktisch wird Geschichte erinnert und in einen Mythos transformiert.

<sup>27</sup> Bedeutet Herstellung eines Gleichgewichtszustandes, einer Stabilität der Lebensform und gefestigten Überlieferung. Dies führt zu einer inneren geschlossenen Struktur, die jedoch nicht starr, sondern sehr elastisch ist. So müssen neue Rahmenbedingungen wie z.B. Seuchen, Hunger, politische Ereignisse in der strukturellen Semantik verarbeitet werden.

<sup>28</sup> Dies ist natürlich auch und gerade in schriftbezogenen Gesellschaften der Fall. Oralen Kulturen wurde diese Fähigkeit jedoch gemeinhin abgesprochen, bis Soziologen, Ethnologen und auch psychologische Studien das Gegenteil bewiesen.



Es bedarf also zusätzlicher Merktechniken (Mnemotechnik). Dazu zählt z.B. die Verräumlichung von Erinnerungen. Daten werden in einem imaginären Raum angeordnet und mit diesem Bild gemeinsam abgerufen. Genau diese Verräumlichung liegt der ‚Gründungslegende‘ der Mnemotechnik zugrunde, der wir bei Cicero begegnen. Der Dichter Simonides überlebte als Einziger den Zusammenbruch einer Festhalle. Da alle anderen Teilnehmer getötet und grausam entstellt wurden, fiel eine Identifizierung äußerst schwer. Simonides hatte sich jedoch den Raum und darin die Sitzordnung der Festteilnehmer eingeprägt und war somit in der Lage zweifelsfrei jeden Toten durch Erinnern zu identifizieren.<sup>29</sup>

Erinnerungen werden sozusagen ‚verbildlicht‘ und ins Gedächtnis fotografiert. Ein gespeichertes Bild kann, im Gegensatz zu auswendig gelernten Worten, weitaus mehr Informationen und zudem mehr geordnete Informationen distributieren. Erinnerungen, wie im Falle der erwähnten Katastrophe<sup>30</sup>, sind damit leichter zu behalten und leichter wieder abzurufen und erreichen damit eine semiotische Dimension. In die Kategorie der Verräumlichung gehören auch spezielle Festplätze (z.B. „totemic landscapes“ der Aborigines), Denkmäler (Grabmonumente) oder ganze Feststraßen (in Städten des Alten Orients so) zu denen eine Gruppe pilgern kann, um sich dort ihrer Identität zu vergewissern oder diese auch spezifisch zu lokalisieren.

Eine weitere ‚Technisierung‘ lag in einer Art Aufteilung begründet. Das zu Memorierende wurde auf speziell dafür vorgesehene Träger verteilt. In diese Kategorie gehören Schamanen, Künstler, Barden, Mandarine, Dichter oder Lehrer.

Die Spezialisierung wurde dabei auch unterschiedlich prämiert. Ein Lehrer (oder ein alter Weiser), der z.B. das Wissen über Jagdgründe, Wanderwege oder die Herstellung von Jagdwaffen besaß, konnte dies mehr oder weniger nebenbei im Alltag einer neuen Generation vermitteln. Die Vermittlung basiert hier eher auf ‚schauen‘ und nachahmen, denn auf festgelegten Worten. Ein Gedächtnis, das Dinge abrufbar hält, die in Zusammenhang mit diversen Handlungsabläufen stehen, wird auch mimetisches Gedächtnis genannt.

Spannender wird es, wenn es um eine spezialisierte und wortlautgetreue Memorierung geht, so wie wir sie bei den Dichtern finden, welche die Urlegenden erzählen und bewahren sollten.<sup>31</sup> Ähnlich verhält es sich bei vorgeschriebenen Zeremonien, wie z.B. einem Ritual. Bei Ritualen geht es ja gerade um das strikte Befolgen einer Vorschrift. Mit der wachsenden Größe dieser Gedächtnisanforderungen ging auch eine soziale Prämierung

---

<sup>29</sup> Wieder in: Assmann, J.: Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik. In: Assmann/Harth [Hrsg.]: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung., (1993), S. 337

<sup>30</sup> Genau wie das Vergessen ja auch allgemein als eine Katastrophe gesehen wird. Wahrscheinlich besteht darin eine Kohärenz zwischen dieser Legende und der Katastrophe des Vergessens, die jede Gemeinschaft und jedes Individuum fürchtet.

<sup>31</sup> Ausführlicher dazu mit dem Beispiel der serbokroatischen Sänger und Homer siehe Kapitel 2, Abschnitt 3.

einher. Schamanen, Magier und auch Dichter bekleideten so Führungsstellen in der Gemeinschaft.

Das Wissen um die Erfahrung bedeutete eine wichtige Machtquelle, da natürlich nicht jeder in der Lage war, derartige Gedächtnisleistungen zu vollbringen, sie aber auf der anderen Seite eine wichtige Funktion innerhalb des Zusammenhaltes der Gemeinschaft inne hatte.<sup>32</sup> Es erstaunt also wenig, dass dieses Wissen natürlich sehr geheim gehalten wurde und nur auf wenige – meist männliche Personen – transferiert wurde.

Um diese wortgetreue Wiedergabe zu sichern, bedurfte es bestimmter Memoriertechniken, die verwendet wurden: dazu gehören die Rhythmisierung (erleichtert z.B. durch Musik und Instrumente) und ein bestimmtes Versmaß (meist sehr kulturspezifisch: z.B. Hexameter bei Griechen), alle Arten von Redundanzen, Reimen oder der Verwendung von feststehenden Redensarten (heute noch: die Sprichwörter).<sup>33</sup>

Man könnte das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis gewissermaßen polarisieren in einen flüssigen, beweglichen und einen festen modus memorandi. Die Festigkeit ist hier jedoch auch eine relative Begrifflichkeit. Herausragende, auszeichnende Dinge werden erinnert und wiederholt, jedoch konnte auch gezeigt werden, dass u.a. durch Homöostase und strukturelle Amnesie die bewahrte Identität der Gruppe einer Flexibilität unterliegt, die für sie unabdingbar ist, aber auch unsere Vorstellung vom Begriff Festigkeit aushöhlt. Orale Kulturen werden auf diese Art und Weise oft als mangelhaft angesehen und mit Einschätzungen wie ‚wild‘, ‚kalt‘ oder ‚primitiv‘ klassifiziert, solange sie nicht über Schrift verfügen und Texte ‚produzieren‘ können.

Damit bin ich erneut bei meinem Ausgangspunkt eines textspezifischen Denkens angelangt und es stellt sich die Frage, ob man nicht einer mündlichen Überlieferung ebenfalls den Begriff ‚Text‘ verleihen kann? Nach der Auffassung von Konrad Ehlich<sup>34</sup> sind Texte durch ihre sprechsituationsüberdauernde Stabilität gekennzeichnet – auch als wiederaufgenommene Mitteilung bezeichnet. Sein wichtigstes Kriterium für Text als Kategorie liegt in der Überlieferungsqualität einer sprachlichen Handlung – der so definierte **zerdehnte Kommunikationsprozess**. Zerdehnte Kommunikation erfordert Zwischenspeicherung, Formen der Auslagerung (Kodierung) und des Wiedereinschaltens (retrieval). All dies vermag das kulturelle Gedächtnis, wie gezeigt wurde, mit institutionellem Rahmen, Spezialisierungen und einem zugehörigen Notationssystemen (Orte, Denkmäler, Tätowierungen).

<sup>32</sup> Im Gegensatz zu einer Prämierung finden wir natürlich auch die gegensätzliche Möglichkeit, dass im Falle eines unkorrekten Memorierens jemand sein Amt oder auch sein Leben verlieren konnte. Vgl. Merten, K.: Evolution der Kommunikation. In: Merten/Schmidt/Weischenberg [Hrsg.]: Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft., (1994) und auch Ong, W.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987)

<sup>33</sup> Zur Anwendung der Memoriertechniken und inwieweit damit eine Unterscheidung von mündlicher und schriftlicher Entstehung zu treffen ist, vgl. Kapitel 2, Abschnitt 3.

<sup>34</sup> Aus: Ehlich, K.: Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 24 – 43

Sicherlich ist diese Auffassung von Text sehr strittig, da die Überlieferung eben sehr beweglich und lebendig ist, ganz im Gegensatz zu unserer heutigen Idee der Festigkeit (Unberührbarkeit) von Texten.<sup>35</sup> Vergessen, Anpassen, Interpretieren auf neueste soziale Rahmenbedingungen garantiert natürlich keinen starren Corpus.

Sicherlich ist das Vermächtnis einer Schriftkultur klarer zu sortieren, jedoch besitzen orale Kulturen eine weitaus lebendigere Körperlichkeit oder Multimedialität. Das kulturelle Gedächtnis oraler Kulturen haftet nicht einseitig an Texten, vielmehr verbindet es diese mit Tänzen, Musik, Essen, Trinken, Bildern und Schmuck.<sup>36</sup> Dies garantiert der Gemeinschaft und jedem Einzelnen Unmittelbarkeit und ein Ganzheitlichkeitserlebnis (Harmonisierung von Körper und Geist). Dies erklärt vielleicht auch eine gewisse ‚Romantisierung‘ der oralen Kultur. Indem ‚Irritationen‘ der Körpererfahrung durch das Bewusstsein in oralen Kulturen ausgeblendet werden, erscheinen sie als eine Garantie für geistige Freiheit – entgegen der negativen Erfahrung eines bedeutungslosen ‚Letztelementes‘ in einer ausdifferenzierten, schriftnutzenden Gesellschaft, in der sich das Individuum auf sich allein zurückgeworfen sieht.

Jonathan Swift idealisiert das Volk der Houyhnhnms in seinem Buch „Gullivers Reisen“ (von 1727) als mündliche Gedächtniskultur. „Die Houyhnhnms kennen keine Schrift, und deshalb beruht ihr ganzes Wissen auf Tradition.[...] bei einem so einigen und von Natur so sehr zur Tugend geneigten Volk, das ausschließlich durch die Vernunft regiert wird [...], wird der historische Teil des Wissens sehr leicht von dem Gedächtnis bewahrt.“<sup>37</sup>

Diese phantastischen Schilderungen sollen jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass eine orale Kultur mit ihrem Anliegen an Fortbestand, Weitergabe und der oben aufgeführten Multimedialität sowie der Entwicklung von Mnemotechniken, Spezialisierungen (Ordnen, Verallgemeinern) und Notationssystemen immer schon eine Affinität zur Schriftlichkeit aufweisen, eine Idee von Handlungen als Texten.<sup>38</sup>

Mary J. Carruthers beschreibt das folgendermaßen: „...none of the texts I have encountered makes the slightest distinction in kind between writing on memory and writing on some other surface.[...] for in memorizing one writes upon a surface (dem Gedächtnis - Anm. A.G.) one has always with one.“<sup>39</sup>

<sup>35</sup> Ob diese zeitgenössische Idee der westlichen literarischen Welt richtig ist, wird im Verlauf der Arbeit noch besprochen.

<sup>36</sup> In diesem Sinne kann auch festgestellt werden, dass die Schrift nicht nur verfestigend wirkt, sondern auch verflüssigend, in dem Sinne, dass sie den engen Bezug zur Geselligkeit kollektiver Erinnerung (zeremonielle Kommunikation) aufhebt und ablöst.

<sup>37</sup> Swift, J.: Gullivers Reisen., (1985), S. 301

<sup>38</sup> Vergleiche die häufig gebrauchte Umschreibung vom ‚Buch des Gedächtnisses‘ – z.B. „blotting your name from books of memory“ aus Shakespeare: Heinrich II (VI; I; I).

<sup>39</sup> Carruthers, Mary J.: The Book of Memory: A Study of Memory in Medieval Culture., (1990), S. 30

## 2.2 Die Erfindung und Einführung der Schrift

Mit der Einführung der Schrift beginnt eine Entwicklung von weitreichender Bedeutung für das gesamte kulturelle System, in das auch unsere Sprache und unser Bewusstsein eingebettet sind. Diese Entwicklung ist nicht jüngsten Datums, sie hat sich über Jahrhunderte und Jahrtausende hingezogen. Deswegen kann die Erfindung/Einführung der Schrift auch nicht als eine Art Wasserscheide betrachtet werden. In der langen Zeit ihrer Ausbreitung und Umformung existierte die Oralität weiterhin neben der Schriftkultur. Allein das Auftreten einer Fixierungsmöglichkeit von diesen Ausmaßen bedeutet ja nicht – eo ipso – das Verlöschen der alten Gedächtniskunst. Hier spielen ganz andere Faktoren eine Rolle, auf die noch eingegangen wird.

Beide Systeme beeinfluss(t)en sich gegenseitig, überlagerten und durchdrangen sich in vielfältiger Form. Im „Phaidros“ lässt Platon<sup>40</sup> den Lehrer Sokrates vier Einwände gegen die Schrift vorbringen:

1. Sie schwächt das Gedächtnis, weil sie sich auf eine zusätzliche Stütze fremder Zeichen verlasse,
2. Der gebotene Text ist nur stumm – er redet nicht als ob er etwas verstünde und stellt man Fragen, erscheint stets dieselbe Antwort,
3. Der Kreis der Adressaten ist (entgegen der mündlichen Rede) nicht mit Bedacht auszuwählen – einmal entlassen schweift die Schrift unter allen umher, gleich, ob sie verstanden wird oder nicht,
4. In einer geschriebenen Rede zu einem Gegenstand ist vieles nur Spiel, weil der Autor nicht anwesend ist und so nicht mit dem Ernst seiner ganzen Person für die vorgebrachte Leistung einstehen kann.

Daneben verweist Sokrates aber auch auf die offensichtlichen Vorteile der Schrift:

1. Sie entlastet das Gedächtnis des Einzelnen, speichert dessen Inhalt in einem Archiv objektivierenden Wissens (ständig anwesend) und hält es abrufbar,
2. Dank ihrer dauerhaften und beweglichen Substanz (feste Zeichen auf transportabler Unterlage) vermag sie es, sich aus der Situation ihrer Entstehung zu lösen und in späteren Jahren an ferneren Orten gegenwärtig zu sein,
3. Sie ist von jedermann leicht zu lernen (hier alphabetisch-phonetisch); Wissen wird also allgemein zugänglich und damit Element einer demokratischen Gesellschaft,
4. Sie ist Produkt des einsam konzipierenden Schriftstellers, der so die Chance hat, neue Ideen zu verfolgen (ungestört) und sich dem Risiko des verantwortungslosen Einfalls und der Fiktion aussetzt.

---

<sup>40</sup> Wieder in: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Archäologie der literarischen Kommunikation ., (1993), S. 7 ff

Interessanterweise wird die Kritik an der Schrift von Platon in eben jenem neuen Medium formuliert. Noch interessanter ist dabei die Tatsache, dass hier Oralität und Schriftlichkeit einen ersten Beweis für ein Zusammenwirken geben. Platon zitiert in „Phaidros“ seinen Lehrer Sokrates, der seine Lehren nur mündlich weitergab; der Text ist in Gestalt eines Gespräches wiedergegeben – imitiert also Mündlichkeit in der Schrift.

Doch zunächst sollen die theoretischen historischen Grundlagen der Schrifteinführung geklärt werden.

Die mythische Überlieferung besagt, dass Kadmos als Sohn des phönizischen Königshauses auf seiner Suche nach der verlorenen Schwester Europa aus Asien nach Europa gelangte. An eben der Stelle, an der eine Kuh, Europas Doppelgängerin, niedersank, gründete Kadmos die Stadt Theben.

Um seine Gründung zu sichern, musste er zunächst einen Drachen erschlagen und seine Zähne in die Erde säen, bis aus den Drachenzähnen jene Brut hervorging, die manche Mythologen als thebanische Adlige, andere als griechische Buchstaben gelesen haben.

Der wahre Erfinder der Schrift ist indes nicht zu personalisieren.

Schon in der Vorgeschichte begann der Mensch Piktogramme und Graphismen (eine Art Vorform der Schrift) mit Höhlenmalerei, Felszeichnungen und Holzschnitzereien herzustellen.<sup>41</sup>

Durch Vereinfachungen und Stilisierungen entstanden so Bilderschriften. Obwohl wir diese beinahe als universell bezeichnen können, haben sie doch Nachteile.

Eine riesige Zahl von Zeichen ist notwendig, um die einer Kultur wichtigen Dinge darzustellen. Simpelste Informationen würden lange Ketten von Zeichen benötigen – ganz abgesehen von der langen „Produktionszeit“ – und natürlich wird sich durch jene Beschränkung nur ein Bruchteil von realen Dingen wirklich abbilden lassen.

Ende des 4. Jahrhunderts wurden dann komplexere Schriftformen entwickelt.

Bei der Entstehung städtischer Kulturen des Orients scheinen sie eine wichtige Rolle gespielt zu haben.

Standardisierte Darstellungen von Gegenständen, die durch bestimmte Wörter bezeichnet wurden und neue Logogramme (Wortzeichen) konnten nun komplexere Bedeutungen ausdrücken.<sup>42</sup>

Das phonetische Prinzip war danach die entscheidende Verbesserung, um die Worte schriftlich darstellbar zu machen und sie von der

---

<sup>41</sup> Die ältesten Graphismen entstanden etwa 35.000 bis 40.000 v. Chr./ die Felsmalereien von Altamira etwa 12.000 v. Chr.; ausführlicher dazu Brockmeier, J.: Literales Bewusstsein: Schriftlichkeit und das Verhältnis von Sprache und Kultur., (1997), S. 20 ff

<sup>42</sup> In der ägyptischen Hieroglyphenschrift steht das Bildzeichen Käfer nicht nur als Zeichen für „Insekt“, sondern auch als abstrakte Bedeutung „wurde“. - Hieroglyphenschrift heißt ägyptisch „Schrift der Gottesworte“ aus: Assmann, J: Das Kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen., (1999), S. 170

„Verbildlichung“ zu lösen. Diese Entwicklung wurde vermutlich durch die Notwendigkeit, Personennamen und Fremdworte aufzuzeichnen, vorangetrieben.

Ein Beispiel stellt das nahöstliche Silbenalphabet dar (etwa 1.500 bis 1.000 v. Chr.), das nahezu vollständig alle Phoneme<sup>43</sup> repräsentieren konnte.

Aber selbst die phonetischen Systeme waren noch zu kompliziert, als dass sie einfach zu lernen wären. (vgl. assyrische Keilschrift, mit ca. 600 Zeichen, ähnlich der ägyptischen → Assmann).

Zusätzlich wurden die Silbenalphabete mit Piktogrammen und Logogrammen kombiniert – die Interpretation war damit weder leicht noch eindeutig.

Die Schwierigkeiten dieses Schriftsystems förderten natürlich eine Elite der Autoritäten – eine äußerst konservative Kraft. Die anfänglich phonetische Schreibmethode wurde nur von wenigen Spezialisten beherrscht und diese Schreibmethoden blieben über Jahrhunderte unverändert, ebenso wie die Kulturen, die sie benutzten (Ägypten? Theokratie).

Durch den wachsenden Austausch zwischen Völkern und Kulturen haben viele das phonetische Prinzip übernommen und sogar weiterentwickelt.<sup>44</sup>

So können viele Schriften tatsächlich als hybrid bezeichnet werden, in denen sich zwei oder mehr Prinzipien vereinigen. Selbst unser heute benutztes Alphabet ist oder wird hybrid, wenn wir **1** statt **eins** schreiben.

Doch zurück zu den Silbenalphabeten.

Alle heute gebräuchlichen oder bekannten Alphabete stammen von den bereits erwähnten nahöstlichen (semitischen) Silbenalphabeten ab. Es benötigte für die semitische Schrift nur 22 Buchstaben.<sup>45</sup>

Allerdings gab und gibt es in diesem System keine Buchstaben für Vokale. Es werden ausschließlich Konsonanten gebildet. Manche Sprachen sind sicherlich so (vielfältig) organisiert, dass sie auch ohne Vokale gut zu lesen sind. Andere Sprachen büßen dadurch jedoch an Eindeutigkeit ein.

Im Deutschen z.B. würde das Wort „Buch“ als „Bch“ geschrieben, es könnte damit ebenso für „Bach“ oder „Buche“ stehen.<sup>46</sup>

Man musste die semitische Sprache schon sehr genau beherrschen, um die leeren Vokale auffüllen zu können (eindeutig).

Die Schrift war somit, wie Ong bemerkt, noch sehr stark in die nicht-textuelle menschliche Lebenswelt eingebunden.

Die griechische Kultur adaptierte dann die semitische Schrift und entwickelte das erste vollständige phonetische System zur Transskription der menschlichen Rede.

---

<sup>43</sup>Phonem = Grundeinheiten bedeutungstragender Laute.

<sup>44</sup> In bestimmten Fällen war dabei die Natur der Sprache besonders hilfreich. So konnte z.B. das Japanische durch ein sehr einfaches und effizientes Silbenalphabet ausgedrückt werden.

<sup>45</sup> Nach Diringer (1962), wieder in: Assmann, J.: Das Kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen., (1999), S. 263

<sup>46</sup> Viele Unklarheiten in der Bibel haben sich z.B. durch die Übersetzung aus dem Hebräischen ergeben; vgl. Goody, J./Watt, I./Gough, K.: Entstehung und Folgen der Schriftkultur., (1986), S. 83

In einer großen intellektuellen Leistung entwickelten die Griechen das erste komplette Alphabet, welches auch Vokale einschloss (etwa 800 v. Chr.)<sup>47</sup>. Das Herausragende war dabei die Transformation jeden Lautes in ein semiotisches Objekt. Der Klang wurde sichtbar und zwar universell. Dieses Alphabet operierte viel mehr mit dem Klang als andere Schriften, in dem es akustische Signale abstrahierte und in kleine, analytisch genaue Einheiten zerlegte (entgegen der Silbenschrift).

Der Klang ba – früher ein Zeichen der Silbenschrift – wird zu zwei Zeichen b und a. Eine ehemals verschlossene Klangwelt konnte so in visuelle Äquivalente zerlegt werden, jedes Wort wurde so eindeutig darstellbar und zusätzlich leicht zu handhaben, also zu erlernen.

Ein weiterer Grund für den Erfolg des griechischen Alphabets war, dass durch die graphische Darstellung der Lautstruktur auch die Visualisierung fremder Sprachsysteme möglich wurde.<sup>48</sup>

Es ist demzufolge übertragbar und demokratisch, was Havelock in vielen seiner Schriften mit der „uniqueness of the Greek“<sup>49</sup> bezeichnete. Bis dieses Schriftsystem seinem demokratischen Status wirklich gerecht wurde – sprich weit verbreitet war – verging noch eine lange Zeit und weitere, wesentliche Faktoren spielten hierbei eine Rolle.

Die Ausweitung des Handels mit dem Osten im 8. Jahrhundert v. Chr. brachte einen intensiven Austausch, nicht nur der Sprache (Alphabet), sondern auch der Waren mit sich.

Aus Ägypten wurde Papyrus eingeführt, Schreiben wurde dadurch billiger und Schriften transportabler.

Materieller Wohlstand förderte die Entwicklung von Stadtstädten mit einem hohen Maß an Flexibilität, da diese nicht streng zentralisiert waren. So konnte sich die Schrift ausbreiten und weiterentwickeln (Vereinfachung z.B. in Vorschriften für Trennungen von Worten).

Ein erster Hinweis für einen exklusiveren Gebrauch der Schrift kann vielleicht in den ersten Gesetzen von Athen gesehen werden (etwa 600 v. Chr.), die der allgemeinen Öffentlichkeit durch Lesen zur Kenntnis gebracht wurden.

Oder das Scherbengericht im frühen 5. Jahrhundert v. Chr., dass eine lese- und schreibkundige Bürgerschaft voraussetzte. Ehe eine Person verbrannt werden konnte, mussten 6000 (!) Bürger dessen Namen auf eine Scherbe schreiben.<sup>50</sup>

Durch das Dekret von Athen im Jahre 403 wurde dann die endgültige Form des griechischen Alphabets festgeschrieben und öffentlich eingeführt.

<sup>47</sup> Zur Problematik der Datierung von beschrifteten Artefakten bis zum Beginn der eigenen Geschichtsschreibung der Griechen (776 v. Chr.), vgl. Havelock, E. A.: The muse learns to write. Reflections on orality and literacy from antiquity to the present., (1986), S. 82 ff

<sup>48</sup> So ist der Mensch zwar in der Lage, eine Unmenge an Lauten hervorzubringen, aber ein formales Wiedererkennen in einer Gruppe bezieht sich nur auf etwa 40 Laute. In: Goody, J./Watt, I./Gough, K.: Entstehung und Folgen der Schriftkultur., (1986), S. 81

<sup>49</sup>Havelock, E.A.: The muse learns to write. Reflections on orality and literacy from antiquity to the present., (1986), S. 91

<sup>50</sup> Vgl. Goody, J./Watt, I./Gough, K.: Entstehung und Folgen der Schriftkultur., (1986), S. 85

Die Erfindung der Schrift ist einem Prozess der „Verlagerung“ vergleichbar. Ehemals organisch-psychologische Funktionen gelangen nach „außen“ in die Visualität.

Die Genese der Schrift ist der frühmenschlichen Werkzeugbenutzung und -herstellung vergleichbar.

Wie das Werkzeug ist die Schrift ein Medium, nicht nur zur Extension, sondern auch zur Reproduktion von Wissen und Erfahrungen.

Es erlaubt des weiteren, auf neue Weise Können und Fertigkeiten an eine nächste Generation zu vermitteln.

Die Kultur beginnt sich quasi von der Natur zu lösen – mit Hilfe einer Technologie - entsteht ein externalisiertes Gedächtnis. Die Technologisierung des Wortes (um Ongs Buchtitel zu adaptieren) erlaubt eine erweiterte Reproduktion und kumulative Tradierung. Eine neue Technologie ist immer zur Entlastung und Ausweitung eines der menschlichen Sinne angelegt. Meist beruht dies natürlich auf einem Übertragungsprozess – was McLuhan zu der Einschätzung des „eye for an ear“ und „the extension of man“ brachte.<sup>51</sup>

Mit dieser neuen Technologie sind also die Voraussetzungen gegeben, jegliche Erinnerungen, Ideen und Konzepte zu verschriftlichen, auch jene, die keine wesentliche Rolle für die Homöostase der Gedächtniskulturen spielen. Es wird möglich, schriftlich die Lücke (floating gap) zwischen rezenter und absoluter Vergangenheit zu schließen. Werden die Texte nun jedoch wirklich in einen festen Status überführt, sind sie unangreifbar, eindeutig, einmalig ? Die Erfindung und Anwendung der Schrift wird stets als Geburtsstunde der Logik begriffen (Platon).<sup>52</sup>

Mündlich konnte die Tradition unauffällig an die Erfordernisse der Gegenwart angepasst werden. Erhält diese Tradition ihre schriftliche Form, erscheinen plötzlich Widersprüche, da das lebendige Wort eingefroren ist, einzig die momentane Authentizität beweist, kann es nicht mehr den veränderlichen Rahmenbedingungen angeglichen werden.

Gleichzeitig wird die Tradition überschaubar und strebt danach, jene Widersprüche auszugleichen. Mythos gegen Geschichte (auch Geburt der Theologie nach Platon).

Die Schrift ist das große Symbol der Ferne: durch Widersprüche in Vergangenheit und Gegenwart entsteht auch ein innerer Widerspruch im Bild des Lebens. Nicht die Fortführung der mündlich-angleichenden Rahmenbedingungen war gefordert, sondern zunehmend das Erkennen, Untersuchen, Abgleichen, Analysieren (Distinktion). Daten wurden gesammelt, klassifiziert und in abstrakte Kategorien zerlegt. Dieser Prozess war die Geburtsstunde der Logik (Aristoteles' „Analytica“) und war auch nur durch die Besonderheit eines fixierten Textcorpus möglich.

<sup>51</sup> McLuhan, M.: Understanding media. The Extensions of Man., (1964), S. 81 ff

<sup>52</sup> Eine Objektivierung der Auffassung brachte: Buchhaltung und Rechnungsführung, daraus Mathematik, Reihenfolgen, Datierungen, physikalische Begriffe der Zeit, neue Einstellungen zur Vergangenheit, Annalen, Archäologie etc., nach: Goody, J./Watt, I./Gough, K.: Entstehung und Folgen der Schriftkultur., (1986), S. 117



Schrift wird nämlich einer anderen Kodierung unterworfen als die mündliche Rede. Ein aufgeschriebenes Wort nimmt ein eigenes Leben an – allein schon in seiner nun materiellen Gestalt – und muss in diesem Zusammenhang erst einmal befriedigend erklärt werden. Es kann den Moment des wirklichen Sprechens nur noch abstrakt darstellen. Das Lautmalerische und zusätzliche extratextuelle Kontexte (metasprachliche Konturen) können nicht repliziert werden. Ist also die Schrift wirklich in der Lage, mündlichen Traditionen eine feste Gestalt zu verleihen? Wie sehen die ersten Verschriftlichungen der Tradition aus? Hat die Schrift einen vollkommenen Sieg errungen und tauschte die lebendige Erinnerung und Aufführung gegen ein vergleichsweise totes Prinzip der Aufbewahrung?

### **2.3 Anfänge – Untersuchungen zur Mündlichkeit und Schriftlichkeit an den Urquellen – Homer**

Wie alle Eroberungskulturen hat auch die literale ihre Tempel nicht nur auf den Trümmern, sondern auch auf den Grundrissen der unterworfenen Kultur errichtet.

Jeder Text entsteht unter bestimmten Voraussetzungen und jede Interpretation eines Textes muss den Text verlassen, um ihn auf einen Leser beziehen zu können (Ong).

So könnte das weitere Vorgehen beschrieben werden, da nun erste literarisierte Texte untersucht werden sollen.

Ich werde mich im folgenden auf das literarische Kulturerbe der Epen konzentrieren, bieten sich hier doch erste Ansatzpunkte für eine Analyse der gegenseitigen Durchdringung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, die sich in einer Entsprechung bis zu den Textzeugnissen des Mittelalters ziehen.

Mit den homerischen Epen „Odyssee“ und „Ilias“ liegen uns zwei unter einem Namen (Autor ?) überlieferte Texte vor, die ungefähr mit der Zeit der Einführung und Ausbreitung der Schrift in Griechenland zusammenfallen (etwa 7. vorchristliches Jahrhundert).

Die meisten Analysen zu diesen Epen gingen von der Annahme eines festen Textes aus, den ein Dichter konzipierte und niederschrieb (selbst Ciceros Analyse bezog sich auf eine zugrundeliegende Textform).

Autor oder nicht, echt oder unecht, geklärte Herkunft oder ungeklärte, primitiv oder nicht – die „homerische Frage“ wurde stets skriptographisch analysiert und eine wirkliche Charakterisierung schien ein Tabu.

Bis Milman Parry in den 20er Jahren durch eine Analyse der Technik formelhafter Epitheta in „Odyssee“ und „Ilias“ überzeugend darstellte, dass die Epen traditionell, d.h. mündlich überliefert seien.

Dies brachte jedoch neue Schwierigkeiten hervor. Da wir nun einen schriftlich fixierten Text haben und den Autor nicht mehr befragen können, müssen die Entstehungszusammenhänge neu beleuchtet werden.

Ist ein Werk als mündlich überliefert eingestuft, ergibt sich die Frage, ob es auch mündlich entstanden ist. Man bemerkt die Irritation durch eine schriftliche Vorlage !

Von den einen wurde Homer als Dichter verleugnet, von anderen wurde er als Schöpfer betrachtet, dessen Texte sich wortwörtlich in mündlicher Tradition weitervererbten oder von anderen verändert wurden. Manche betrachteten ihn als den letzten in einer Reihe von Sammlern, die die mündliche Tradition schriftlich niederlegten.<sup>53</sup>

Die Epen wären sicher nicht erhalten geblieben, wenn es keine Schrift gegeben hätte. Andererseits hat die Schrift nicht unbedingt die Einstufung des Epos in die „literarische“ Tradition nach sich zu ziehen.

Einen wichtigen entsprechenden Beweis lieferten die weiteren Forschungen von Parry und nach ihm von Albert Lord. Sie vermochten es als erste, sich von einer strengen Kategorisierung einer literarisch festen Textvorstellung zu lösen und eine mündliche Entstehung mit einer mündlichen Tradierung und einer dann schriftlichen Fixierung zu erklären. Sie zeigten, dass der heutige Textbegriff für die traditionelle Überlieferung zu dogmatisch ist. Die ersten Schriftzeugnisse trugen einer lebendigen Aufführung Rechnung und hatten nichts zu tun mit Einfallslosigkeit oder dem Unvermögen eines Dichters !<sup>54</sup>

Des weiteren wurde auch die Vermutung schwärmerischer Romantiker widerlegt, die davon überzeugt waren, dass die ursprüngliche Sprache der Menschheit Poesie gewesen sei.

Sicherlich sind „Odyssee“ und „Ilias“ poetisch, jedoch besitzen Reim, Metrum, Rhythmus eher technischen „Herstellungscharakter“, als dass sie Ausdruck für einen romantischen Lebenszusammenhang wären.

Anhand der noch existierenden, lebendigen Epentradition im serbokroatischen Raum konnten Parry und Lord ihre Thesen untersuchen und beweisen. Im serbokroatischen Raum gab es in der Zeit ihrer Untersuchungen (1930 bis 1960) noch mündliche Epensänger, die ihre Lieder zur Gusle vortrugen. Diese gehörten Epen wurden von Parry und Lord gesammelt, niedergeschrieben, teilweise aufgenommen und untersucht. Erkenntnisse aus der Analyse der Epenstruktur und Gespräche über Ausbildung und Vortrag der Sänger brachte ihnen dann Erkenntnisse, die sich auch auf die homerischen Epen übertragen ließen.

So konnte auf die ursprüngliche Annahme vom wortwörtlichen Rezitieren verzichtet werden, indem sie nachwiesen, dass die rhythmischen

---

<sup>53</sup> In diesem Zusammenhang kam die Frage der Datierung der Schrift erneut ins Spiel und wurde des öfteren den Bedürfnissen nach einer Erklärung „angepasst“. Entweder existierte die Schrift schon, oder sie war noch nicht vorhanden, je nach der implizierten Tradition. Erst die Entdeckung von Linear B (griechisch) räumte ein, das Schrift zu Homers Zeiten schon existierte.

<sup>54</sup> Die Länge der homerischen Verse wurde zunächst einem ausgezeichneten Gedächtnis der Analphabeten zugeschrieben, danach mehreren Autoren oder Varianten, oder einer Summierung von Einzelliedern (Lachmann); sprachliche Eigenheiten (Dialektmischungen) wurden einem dichterischen Unvermögen, Varianten dem Vergessen oder absichtlichem Verändern unterstellt.

Hexameter nicht aus einfachen Worteinheiten, sondern aus Formeln zusammengesetzt waren.

Ursprüngliche Definitionen von „stereotypischen Klischees“ oder „üblichen Wiederholungen“ konnten durch die Definition der „Formel“ vermieden werden.

Eine Formel ist nach Parrys Definition „eine Gruppe von Worten, die unter gleichen metrischen Bedingungen regelmäßig dazu verwandt wird, einen bestimmten Grundgedanken auszudrücken.“<sup>55</sup>

Die Aufgabe der Formel bestand im Ausdrücken von traditionellem und herausragendem Wissensmaterial (vgl. das Gedächtnis). Ein Dichter besaß (erlernte) einen reichen Vorrat an hexametrischen Phrasen, die unverändert blieben. Sollten sie doch einen ganz spezifischen Sinn vermitteln.

Dieser unbegrenzte Vorrat erlaubte es einem Sänger, Themen zu bearbeiten und zu variieren, indem er metrisch korrekte Verse in endloser Zahl herstellte (natürlich streng traditionell!).

„Denn der Gesang, den wir heute hören, geht wie die Umgangssprache, der wir uns bedienen, in einer langen direkten Kette auf Ursprünge zurück, von denen wir, wie schwer das auch fallen mag, eine Vorstellung bekommen müssen, weil uns sonst ein wichtiger Teil vom Wesen der traditionellen Formel entginge. Die Formel ist, um ein anderes Bild zu gebrauchen, die Frucht der Vereinigung von Gedanke und gesungenem Vers. Während der Gedanke, theoretisch wenigstens, frei ist, legt der gesungene Vers Beschränkungen auf, deren Härte in jeder Kultur verschieden ist; sie zwingen den Gedanken in eine ganz bestimmte Form.“<sup>56</sup>

So wird Odysseus ganze 72 mal als „kluger Odysseus“ bezeichnet, und das nicht, weil er einen solchen Charakter besitzt, sondern weil das griechische Wort für klug<sup>57</sup> mit dem Namen Odysseus perfekt in das Metrum passt.

Der Verlauf einer Erzählung oder der Geist des Epos wurde damit nicht gestört. Wir finden hier vielmehr eine Grundlage für einen Variantenreichtum, die sich auf die unmittelbare Länge des vorgetragenen Epos bezieht – darauf wird bei der Beschreibung des Vortragens weiter einzugehen sein.

Die lautmalerische Unterstützung mit Musik erleichterte es dem Sänger zudem, das Metrum einem Rhythmus anzupassen – eine weitere Gedächtnisstütze.

Musikalische Begleitung schafft eine zusätzliche Multimedialität, einen größeren Unterhaltungswert. Ein zusätzliches Hilfsmittel ist es, die Formeln zu akzentuieren (Hebung, Senkung) und mit der Rhythmik einen linearen Zyklus verfolgen zu können, der z.B. Beginn und Ende von Zeilen und Strophen bestimmt (wiederum eine Memorierhilfe). Und natürlich

<sup>55</sup> Lord, A. B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S. 58

<sup>56</sup> Lord, A. B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S. 60

<sup>57</sup> „polymetis“ – aus: Ong, W.J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987), S. 61 ff

kann ein instrumentales Intermezzo dem mündlichen Sänger eine willkommene Pause gewähren, in der er über sein weiteres Vorgehen nachdenken kann.

Abgeleitet von der Formelhaftigkeit der Lieder konnten als nächster Schritt bestimmte „Themen“ verifiziert werden. Also Gruppen von Begriffen, die regelmäßig benutzt werden, um z.B. Situationen zu beschreiben.

Das Beratungsthema ist z.B. ein häufig benutztes und nützliches Thema für eine Eröffnungssequenz.

Es erlaubt das Vorstellen von Personen, Andeutungen des Verlaufs und, wie Ong<sup>58</sup> bemerkt, „in medias res“, in die Handlung hineinzueilen und den Hörer mitten ins Geschehen zu stürzen.

Das ist notwendig, nicht um einen chronologischen Ablauf zu gewährleisten, sondern, um Spannung aufzubauen und die Zuhörer sofort ins Zentrum der vom Sänger ausgewählten Ereignisse zu bringen. Die Vorstellung eines chronologischen Ablaufes – von Anfang bis Ende – haben wir als literalisierte Buchleser entwickelt, sie ist für die mündliche Erzählung durch die nicht kohärente Struktur der Überlieferung jedoch nicht gegeben. Dem Sänger stehen eine Auswahl an Episoden zur Verfügung, die in der traditionellen Überlieferung der Heroensagen (Homer) eben nicht chronologisch geordnet sind. Der Sänger kann die Ausschnitte nur miteinander verweben – nach seiner subjektiven Vorstellung. So kommt es öfter vor, dass Themen mehrfach erscheinen (Beratung).

Den guten epischen Dichter: „...erkannte man [...] unter anderem am stillschweigenden Akzeptieren der Tatsache, dass die episodische Strukturierung die einzige und natürliche Art der Konzeption und Durchführung längerer Erzählungen war. Zudem musste er eine außerordentliche Fertigkeit in der Anwendung von Retrospektiven und anderen episodischen Techniken besitzen. Der Beginn in der „Mitte der Dinge“ ist nicht Ausdruck eines bewusst ersonnenen Planes, sondern die originale, natürliche, unausweichliche Vorgehensweise für einen oralen Dichter, der eine längere Erzählung zu bewältigen hat.“<sup>59</sup>

Die Entscheidung über den zu erzählenden Ausschnitt trifft der Dichter allein – eventuell noch in Verbindung mit der Aufführung, also Anlass oder Publikum. Uns erscheinen damit die Überlieferungen, die uns über die Texte erreichen, vielleicht etwas ‚unvollständig‘ oder wenig gegliedert.

In der „Ilias“ z.B. wird der Tod des Helden Achilleus nicht geschildert, aber an anderer Stelle in den kyklischen Epen finden wir ihn erwähnt. Ebenso Odysseus – in der „Odyssee“ wird sein Tod zwar vorausgesagt, beschrieben wird er jedoch in der „Telegonie“, ohne dort vorausgesagt zu sein. Das lässt durchaus die Schlussfolgerung zu, dass es eine breite Fülle traditioneller Heldenstoffe gegeben hat, aus dessen Vorrat sich ein Dichter bedienen konnte und je nach subjektiver Vorliebe, Können, dem Publikumsgeschmack oder den erwähnten unterschiedlichen Anlässen eine

<sup>58</sup>Ong, W.J.: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes.*, (1987)

<sup>59</sup>Ong, W.J.: *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes.*, (1987), S.143

einzigartige Variation des allseits bekannten Stoffes kreieren konnte. Das bedeutet jedoch noch nicht, dass Themen und Formeln willkürlich ‚zusammengestrickt‘ werden.

Der Dichter oder Sänger muss sein Hauptthema klar vor Augen sehen, jedes Lied ist für den Sänger zwar anpassungsfähig, besitzt jedoch einen unverwechselbaren Inhalt. Formeln und Themen sind dabei Hilfsmittel, die jedoch in enger Abhängigkeit und Verbindung zueinander stehen. So entsteht mit jedem aufgeführten Vortrag ein Epos mit aristotelischem Anfang, Mittelteil und Ende, das die Gesamtheit der Tradition in dieser Stringenz eigentlich nicht aufweist.

Wir haben es hier mit einem Auszug, einer Momentaufnahme der Tradition zu tun, die im Augenblick der Aufführung ein in sich abgeschlossenes, einmaliges Werk darstellt.

Die breit gefächerte Themenpalette, die Parry und Lord für die serbokroatischen *Guslari* ausmachen konnten, finden erstaunlich oft Entsprechungen in der antiken Homertradition und auch weiterführend in den mittelalterlichen Epen. Sicherlich ein verblüffendes Zeugnis für den Konservatismus der Tradition. Themen wie die Gefangennahme des Helden, Reisen/Abenteuer in Feindesland, Rückkehr, Rettung, Verkleidung/Täuschung, Wiedererkennung, Versammlungen, Ausstattungen mit Waffen und Kleidern, sind hier als oft und gern verwendete Ausführungen zu nennen.

Verkleidung, Abenteuer, Wiedererkennung finden wir z. B. bei Odysseus, der sich verkleidet, die abenteuerlichen Zustände (anmaßende Freier) in seinem Haus im Kampf beseitigt und schließlich durch seine Ehefrau wiedererkannt wird. Im mittelalterlichen „Nibelungenlied“ gibt sich Sigfried vor seiner eigenen Burg in „Nibelungenlant“ als fremder Recke aus. Erst als er den Riesen und den Zwerg Alberich besiegt hat, gibt er sich zu erkennen. Auch der Held Gawain im „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach<sup>60</sup> gibt seine Identität nicht preis, nachdem er seine weibliche Verwandtschaft auf Schastel marveile befreit hat.

Häufig ist auch das Thema der Ausstattung. Wie ist ein Held gekleidet, welche Waffen trägt er? Dieses Thema ist des öfteren auch mit einer Art Namenskatalog gekoppelt, der die namentliche Vorstellung der handelnden Personen ermöglicht und eine Abstufung ihrer Wichtigkeit und ihrer sozialen Stellung erlaubt. In der „Ilias“ finden wir eingehende Schilderungen, wie und vor allem welche Waffen die Helden anlegen. Je wichtiger ein Held innerhalb der Geschichte ist, umso ausführlicher und prunkvoller werden die Schilderungen (Archilleus). Auch die Epen des Mittelalters haben häufig diese Ausstattungsthemen – auch ‚Schneiderstrophen‘ genannt. Nachdem diesen zunächst keine Bedeutung oder nur abwertende Beurteilungen zugemessen wurden – Tenor: blanke Füllsel des Dichters, der nicht weiter weiß – besteht heute die *communis opinio*, dass dieses ein durchaus zweckmäßiges Thema ist, geeignet z.B., um die gesellschaftliche Stellung des Helden herauszuarbeiten.

---

<sup>60</sup> Wolfram von Eschenbach: *Parzival*. Nach der Ausgabe von Karl Lachmann., (1981)

Und noch ein letztes Themenbeispiel – der Durchgang des Helden durch den Tod. Im serbokroatischen erscheint dies Thema oftmals in der Variante des schmerzhaften Todes eines engen Freundes, der im Kampf verloren wird. Dies wirkt wie der Verlust eines Bruders oder eines Teiles des Helden selbst. In der „Odyssee“ – und damit in der ältesten nachvollziehbaren Tradition – fährt Odysseus noch direkt in die Unterwelt, um Auskünfte bezüglich seines Schicksals zu erhalten und kehrt wieder zurück.

Im mittelalterlichen „Parzival“ geht der Held symbolisch durch den gesellschaftlichen Tod hindurch, weil er vor Gott versagt und ersteht durch Einsicht, Bekehrung und schließlich gewonnener Demut wieder auf – als gefeierter Ritter.<sup>61</sup>

Diese Themen sind in ihrer Dauerhaftigkeit Ausdruck für traditionelle ethische Auffassungsmodelle. Ferner bieten sie dem Dichter eine hervorragende Memorierhilfe. Bestimmte Themenkomplexe bedingen sich logisch in ihrem Ablauf: Verkleidung/Wiedererkennung – Reise/Heimkehr – Gefangenschaft/Befreiung – um nur ein paar der einfachsten zu nennen. Das muss nicht unbedingt bedeuten, dass Thema 2 unmittelbar auf Thema 1 folgt. Ein gekonnter Sänger schiebt vielleicht noch weitere Themen ein, bevor er auf das logisch folgende zu sprechen kommt. Es bedarf jedoch einer hohen Kunst, Themen so zu verschachteln und trotzdem noch einer Erzähllinie auf direktem Wege zu folgen.

Lord schreibt: „Obwohl der Sänger, wie wir wissen, das ganze Lied, bevor er zu singen beginnt, vor Augen hat (nicht im Wortlaut natürlich, sondern thematisch), sieht er sich dennoch von Zeit zu Zeit, wenn er die Gelenkstellen im Vortrag eines Liedes erreicht, Kräften ausgesetzt, die ihn in verschiedene Richtungen ziehen und sich auf die Ähnlichkeit der verwandten Gruppen zurückführen lassen. Die Intensität dieser Kräfte mag von Vortrag zu Vortrag verschieden sein, doch sie sind unausgesetzt wirksam, [...]. Selbst wenn die Struktur des Liedes, das er singen will, schon ganz am Anfang des Vortrages festliegt, sind die Kräfte, welche in andere Richtungen ziehen, an kritischen Verbindungspunkten immer noch spürbar, einfach weil das betreffende Thema in mehr als eine Richtung führen kann.“<sup>62</sup>

Ist ein Sänger sehr ungeübt kann es dabei natürlich auch zu eklatanten Fehlern kommen, die eine Unstimmigkeit im Lied erzeugen.<sup>63</sup> Dies ist jedoch relativ selten der Fall, denn zum einen würde ein ständig fehlbarer Sänger beim Publikum nicht sehr angesehen sein und zum anderen ist ein Epenvortrag meist so angelegt, dass der Sänger seine ganze Kunst in der Länge, der Wahl und des Einschlebens von Themen ausspielen kann und an einer späteren Stelle die Gelegenheit nutzen wird, einen Fehler auszugleichen.

<sup>61</sup>Vgl. ebenso des altenglische Epos „Beowulf“.

<sup>62</sup>Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S.182

<sup>63</sup>Vgl. das Beispiel bei Lord – Ebd., S. 168, sowie den Anhang dort.

Häufiger sind Veränderungen in anderen Kategorien, wenn man z.B. wie Parry und Lord ein und dasselbe Lied von unterschiedlichen Sängern anhört oder auch verschiedene, temporär auseinanderliegende Gelegenheiten wahrnimmt, ein Lied vom gleichen Sänger zu hören. Lord verifizierte in seiner Studie dabei folgende Veränderungen, die auftraten:

- Darstellung einer Episode mit weniger oder mehr Versen, weil der Sänger eine besondere Methode beherrscht, seine Verse aufzubauen und miteinander zu verbinden,
- Erweiterung und Ausgestaltung durch genaue Detailschilderung (die meist ohne Bedeutung ist),
- Veränderungen in der Reihenfolge (sie werden meist durch ein anderes Balancegefühl des lernenden Sängers hervorgerufen oder gehen auf etwas zurück, was man chiasmische Anordnung nennen könnte, wobei ein Sänger die Reihenfolge des anderen umkehrt),
- Hinzunahme von Material, das in dem Text des Lehrers nicht enthalten ist, doch in den Texten von anderen Sängern aus der gleichen Gegend vorkommt,
- Auslassung von Material und
- Ersatz eines Themas durch ein anderes im Rahmen der Liedstruktur, die durch eine innere Anziehungskraft der einzelnen Elemente gewahrt bleibt<sup>64</sup>

Die Sänger behaupteten gegenüber Parry und Lord stets, dass sie jedes Lied absolut gleich singen würden und des weiteren ein Lied von einem fremden Sänger nur einmal hören müssten, um es sodann ‚genau gleich‘ repetieren zu können. Der umfangreiche Anhang im Buch „Der Sänger erzählt“ beweist, dass dies natürlich nicht der Fall ist. Aber als Lügen oder Prahlerei können diese Aussagen auch nicht abgetan werden. Sicherlich sind die Lieder nicht wortgetreu, sie können es auch nicht sein. Das würde heißen, unsere Vorstellung eines fixierten Textes zu Grunde zu legen und ein ‚Ablesen‘ zu implizieren und dies auf eine Tradition anzuwenden, für die keine Notwendigkeit und keine Vorstellung einer Textfestigkeit existiert. Der Stoff bleibt gleich, das gelernte Handwerk des ‚Zusammenschmiedens‘ einander bedingenden Formeln und Themen und die Anwendung des traditionellen Metrums – alles dies ist mit der Bezeichnung ‚genau gleich‘ gemeint.

Noch eine kurze Anmerkung zu Metrum und Rhythmus. Jede Kultur und Tradition entwickelt durchaus ihre eigene Vorstellung und Struktur von Metrum und Rhythmus, was mit den unterschiedlichen Lautbildungen, Klangfarben und Rhythmen der jeweiligen Sprache zu tun haben wird. Des weiteren spielt sicher ebenso eine Rolle, was die jeweilige Tradition in welchen Worten vermitteln will. Durch Rhythmus und Metrum können allgemeinsten und häufig wiederkehrenden Gedanken der traditionellen Erzählung besonderer Ausdruck verliehen werden. Betonte und unbetonte

---

<sup>64</sup> Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S. 182 f

Silben wechseln - je nach Sprachstil - und bieten damit die Grundlage für Nuancierung und Akzentuierung. Der griechische Hexameter, der serbokroatische Zehnsilber, die mittelhochdeutsche Langzeile mit jeweils unterschiedlichen Längen und syntaktischen Pausen sind traditionell gewachsene Strukturen, welche die jeweilige Überlieferung vollkommen und reichhaltig wiederzugeben vermögen. Gleich ist ihnen allen, dass sie beim Erlernen und späteren Singen eine unverzichtbare Mnemotechnik darstellen. Es sind vorgeschneiderte Figuren, an die sich der Sänger stereotyp halten kann. Die Formel darf nur so lang sein, wie das Metrum, der Rhythmus gibt den Takt vor und bestimmte Worte bedingen andere logisch für einen Reim. Es liegt natürlich auf der Hand, dass dies nur ein Merkgerüst sein kann. Ausgezeichnete Sänger verstehen selbstverständlich auch hier zu variieren, benutzen Wortumstellungen, verwenden eventuell eine neue Formel, welche bei Abweichung vom Metrum durch etwaige Pro- oder Enklisen eingepasst werden.

Der griechische Hexameter z.B. ist sehr lang, zu lang manchmal für einen einzigen Gedanken. Ein zweiter Gedanke muss möglicherweise in der gleichen Zeile begonnen werden und wird dann in die folgende Zeile hinübergezogen werden müssen, ohne Metrum und Rhythmus zu verletzen. Die vorgegebene Merkhilfe gibt also Grundlagen vor, die ein Memorieren erleichtern. Sie bieten der Innovation jedoch noch genügend Raum.

Parry und Lord<sup>65</sup> bewiesen durch ihre umfangreichen Studien als erste, wie vielgestaltig die mündliche Überlieferung auftritt und dass wir uns von unserer heutigen Textvorstellung verabschieden müssen, wollen wir die mündliche Texttradition wirklich verstehen. Wir verlangen nach einem makellosen Originaltext, der uns eine Grundlage, einen Ausgangspunkt liefert und der stets gleich bleibt. Aber etwas, das ständig im Wandel, in der Variation begriffen ist, kann keinen Urtext bieten. Diese Kategorie gibt es auch gar nicht in einer oralen Kultur. Es wird nie möglich sein, ein Lied oder Epos, welches über Jahrhunderte, über Generationen hinweg gewandert ist, mit einem absolut ersten Sänger (Autoren) in Verbindung zu bringen.<sup>66</sup>

Und wir könnten auch noch lange nicht vom ‚Original‘ der zugrundeliegenden Geschichte (des Mythos) sprechen. Nein – jeder Vortrag ist eine Neuschöpfung, authentisch und wahr im Moment der Entstehung. Anlass, Umgebung, Talent, Stimme und Person des Sängers bestimmen die Logik des Vortrages. Der Stoff ist allseits bekannt, Metrum und Rhythmus bieten die Richtlinien, doch der Sänger entscheidet das ‚Wie‘ des Vortrages. Er verletzt keine Tradition, er ist stolzes Glied in der Traditionskette, sein ureigenster Vortrag ist Schöpfungsakt und nur in

---

<sup>65</sup> Trotz gelegentlicher Kritik an beiden Forschern, z.B. dass sie sich nur bestimmte, bestellte Lieder angehört hätten oder ihre Urteile zu pauschal wären. Es wurden z.B. bestimmte Metren und Formeln durchaus auch sehr kunstvoll von ausschließlich schriftlich arbeitenden Autoren angewandt. Dies ist also nicht unbedingt ein hinreichendes Mittel zur Analyse einer rein mündlich entstandenen Dichtung. (Haymes)

<sup>66</sup> Selbst wenn dies geschehen würde und wir wären bei der Schaffung eines neuen Werkes zugegen, wären wir wohl ziemlich enttäuscht, denn der Sänger hätte wohl wenig Übung im Vortrag eines **neuen** Themas und das Werk wäre gar nicht so überragend.



diesem Sinne ist er als ein ‚Autor‘ zu verstehen. Nach dieser Auslegung ist jeder Vortrag, jede Aufführung ein Original und ein Urtext. Die verzweifelte Suche nach einem festen Ausgangspunkt bedeutet, auf die mündliche Tradition angewendet, „ein Phänomen ‚wissenschaftlich‘ festzulegen, das eine bewegliche Gestalt hat.“<sup>67</sup>

Es bliebe noch ein letzter Forschungsgegenstand, denn die antiken Homerepen liegen uns in schriftlicher Form vor. Hat Homer diese selbst geschrieben – ist er also doch schon ein literarischer Dichter und wie ‚fest‘ ist dieser nun fixierte Text?

Wie wir bereits gesehen haben, ist die Einmaligkeit eines oralen Vortrages dem Wesen einer beweglichen und vielgestaltigen Traditionsüberlieferung geschuldet. Ist ein Text schriftlich fixiert, wird jene Einmaligkeit festgehalten und dieser ‚Ausschnitt‘ erlangt totale Autorität. Fortan wird dies ein Original sein und, gelangt er erst einmal in Umlauf<sup>68</sup>, bei einem Vergleich mit einem mündlichen Vortrag als Grundlage – und zwar ‚richtige‘ Grundlage – verstanden werden. Aber ein fixierter Text löscht nie die inhärente Beweglichkeit einer mündlichen Tradition vollständig aus. Denn was fixiert wurde, ist eine Momentaufnahme, eines von vielleicht tausend Beispielen. Wer möchte bestimmen, ob gerade dies die beste Variante war – ganz zu schweigen von der Tatsache, dass dieser Text kraft seiner Niederschrift nicht einfach in die Kategorie ‚Urtext‘ zu erheben ist. Möglich ist doch, dass zwei Varianten verschriftlicht werden, angenommen an verschiedenen Orten, welche Fassung sollte dann wohl die ‚richtige‘ sein?

Die Antwort muss lauten: beide und keine. Die Beweglichkeit der Tradition ist bei diesen frühschriftlichen Texten immer mitzudenken, weil sie ein **Charakteristikum** der oralen Tradition ist.

Einen Text plötzlich fixieren zu können, bedeutet noch nicht, dass die Schriftlichkeit die Mündlichkeit verdrängt hat. Die Schrift und ihre Beherrschung breiten sich nie absolut und gleichmäßig auf eine Kultur aus (siehe Abschnitt 2). Oft existieren beide lange nebeneinander her und üben wechselseitige Einflüsse aufeinander aus (Texte vorlesen, schriftliche Stichpunkte für einen Vortrag, Schrifttext als Dialog konzipiert etc.). Die Abschrift eines Epenvortrages kann lange Zeit mehr oder weniger ungenutzt und von Publikum und Sänger unbemerkt neben wechselnden Aufführungen her existieren. Belegt sind von Parry und Lord auch Übernahmen. Ein Sänger erzählte, er habe sich ein fixiertes Epos vorlesen lassen und es dann gesungen. Das heißt also **eine** Variante wurde fixiert, wurde wieder in die Oralität ‚überführt‘ und innerhalb von folgenden Vorträgen weiter variiert.

<sup>67</sup> Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S. 151

<sup>68</sup> Gelangt schriftlich zur Kenntnis des Publikums, wird das Auditorium dogmatisch das neue, feste Medium mit dem Wahrheitsanspruch verbinden.

Nachgewiesen von Lord<sup>69</sup> ist ebenso die Möglichkeit, dass ein Schreibkundiger (hier ein Franziskaner) eine Chronik der Geschichte niederschrieb, mit Material aus Dokumenten, Augenzeugenberichten und **Epen**. Er bediente sich dabei der mündlichen Kompositionstechnik, um seinem Verständnis von Tradition damit einen besonderen Ausdruck zu verleihen sowie eine sinnliche Nähe zum meist schriftunkundigen gemeinen Volk aufzubauen, die ihre Geschichte eben in jener mündlichen Komposition dargestellt kennt.

Vorstellbar ist natürlich auch ein Dichter, der schreibkundig ist und seine Epen selbst zu Papier bringt. Er wird jedoch früher oder später in die eine oder andere Richtung tendieren.

Stellen wir ihn uns als semiliteral vor, d.h. er beherrscht die Schrift in Ansätzen, ist aber eher der Mündlichkeit verhaftet, wird er wohl zumeist nicht selbst auf die Idee kommen, sich dem mühseligen Niederschreiben zuzuwenden. Wird er – z.B. durch einen Sammler – vielleicht dazu aufgefordert, könnte seine Fähigkeit des schnellen ‚Formelschmiedens‘ durch die langsame Niederschrift wohl sehr gehemmt werden und wir hätten ein recht schlechtes Abbild seiner wahren Innovation.

Kann er sich des neuen Mediums Schrift dagegen sehr sicher bedienen und möchte dies auch anwenden, wird er bald bemerken, dass hier eine völlig neue ‚Kompositionstechnik‘ möglich ist. Ohne unter obligatorischem Zeitdruck traditionelle Formelmodelle Takt für Takt stimmlich zu erzeugen, können nun gemächlich neue Formeln ersonnen werden, die perfekt in das Metrum passen. Obendrein wird er die Entdeckung machen, dass auch das Metrum gebrochen werden kann, um einen neuen Gedanken auszudrücken – der Todesstoß für die traditionelle Formel. Auch die neue sinnliche Erfahrung der Sichtbarkeit der Worte wird den Text auf ein neues Niveau emergieren.

Der so erzeugte übersichtliche Textcorpus erlaubt dem Dichter einen Überblick, um z.B. Fehler zu erkennen, oder um den Text viel aufwendiger zu verschachteln (Abstimmung der Themen), als es bei einem mündlichen Vortrag je möglich wäre. Durchbricht er auf diese Art und Weise die alten Formelmodelle, hat er sich einer literarischen Kompositionstechnik zugewandt und die alte Kunst wird langsam verkümmern.

Transferieren wir diese Folie auf Homer. Lord plädiert dafür, dass dessen Texte wahrscheinlich von ihm diktiert worden sind. Parry wies bereits nach, dass Homers Formeltechnik und Formelsystem so vollkommen und perfektionistisch sind, dass man sich beinahe wundern könnte, wie sie ohne Hilfe der Schrift entstanden sind. Trotzdem konnten beide eindringlich belegen, dass Homers Epen zahlreiche Anzeichen der Mündlichkeit aufweisen (Formel<sup>70</sup>, Themen, Struktur, Metrik).<sup>71</sup> Homer steht in seinen Epen für die mündliche Tradition selbst, ist ihr Bestandteil. Wäre er ein literarischer Dichter, hätte die Komposition anders

<sup>69</sup> Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S. 201

<sup>70</sup> Formeln werden auch häufig als ‚Ephitheta‘ bezeichnet. Ong erklärt sie etwas unorthodox als Klischee. Vgl. Ong, W.J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987), S.30

<sup>71</sup> Vgl. Lord, A. B.: der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S. 209 ff

ausgesehen, wäre weniger den benannten Modellen verhaftet. Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der mündlichen Struktur hätten gelitten.

Die Vorstellung eines Ependiktates könnte die Wahrheit treffen. Zusammen mit einem sachverständigen Schreiber wäre ein guter Sänger in der Lage, einen technisch hervorragenden und sehr langen Text zu erstellen. Der Sänger könnte immer noch Formeln und Themen mündlich schmieden, hätte aber auch genügend Zeit, sich eine strukturierte Gesamthandlung genauestens zu überlegen. Lord bemerkt: „Ich kann Homer als Halbliteraten (was immer das auch bedeuten soll) nicht akzeptieren. Seine Fähigkeiten lassen uns nur die Wahl zwischen bestem mündlichen Dichter oder bestem literarischen Dichter, er kann unmöglich ein undefinierbarer Zwitter gewesen sein. Jeder, der wirklich mit ‚halbliterarischen‘ Texten zu tun gehabt hat, würde sich, glaube ich, stärkstens dagegen wehren, Homer in diese Kategorie zu weisen.“<sup>72</sup>

Bedrängt wird eine mündliche Tradition erst, wenn sich weitflächig ein neues Textverständnis durchsetzt, wenn die überwiegende Mehrheit einer Gemeinschaft oder Kultur lese- und schreibkundig ist. Werden Texte niedergeschrieben, um sie ‚haltbarer‘ zu machen und gelangen diese in Umlauf, wird diese Niederschrift zum authentischen Original. Alles fortan Gehörte oder Gelesene wird an diesem Original gemessen werden.<sup>73</sup> Gelangen geschriebene Epen oder Lieder, mit der Prämisse der geforderten Authentizität, unter die Sänger, wird deren mündliche Kompositionstechnik zum reinen Auswendiglernen mutieren, wird die Aufführung zur einer wortgetreuen Vortragstechnik. Die Sänger der alten Tradition werden Opfer der Prämierung eines Mediums, das nicht das ihrige ist.

Der Prozess eines veränderten Verständnisses von authentischem Text ist kein ad-hoc-Übergang. Es sollte hier gezeigt werden, dass eine mündliche Tradition auch noch eine lange Zeit neben der Schrift existieren kann, dass es Überlagerungen und gegenseitige Durchdringungen gibt. Die Epochenschwelle, die mit einer Prämierung der Schrift schließlich überschritten wird, ist jedoch nicht als Ersetzung des einen durch das andere zu bezeichnen, sondern ist das neue Verständnis eines Textes hinsichtlich eines Originals, seiner Authentizität und der Festigkeit, das mit der Schrift einhergeht.

Es sollte jedoch stets in Erinnerung bleiben, dass zunächst nur das verschriftlicht wird, was vorher schon die Erkenntnis einer Gruppe oder einer Kultur geworden ist. Das, was im Gedächtnis bewahrt wurde, was jedoch immer schon beweglich und unfest war. Die neue Annahme einer Textfestigkeit ist per definitionem nur eine relative, sie beruht auf der neuen Materialität der Schrift, der Produktion von Zeichen auf einer

---

<sup>72</sup> Ebd., S. 221

<sup>73</sup> Selbst wenn dieser Prozess schleichend verläuft, wird das Publikum früher oder später tyrannisch auf der gelesenen Version beharren.

Unterlage.<sup>74</sup> Innerhalb des Textbegriffs an sich haben wir - bei den Anfängen der Schriftlichkeit - stets das bewegliche und unfeste Moment mitzudenken und zu integrieren.<sup>75</sup>

### **3.1 Darstellung und Anwendung auf die mittelalterliche Tradition - Einführung**

Nachdem nun einige grundlegende Begriffe zur oralen Tradition, der Funktionsweise des Gedächtnisses und zur Einführung der Schrift am ‚Urmodell‘ gezeigt und erklärt wurden, soll im Folgenden eine Anwendung auf die mittelhochdeutsche Überlieferung resultieren und das dortige Verständnis von Text und seiner Form untersucht werden.

Inwieweit hat sich das Textverständnis und der Umgang mit der Schrift verändert, denn seit Homer sind bereits einige Jahrhunderte vergangen? Hat sich der Traum von einem festen Text, einer gesicherten Überlieferung, einer allumfassenden Schriftnutzung erfüllt? Und daran anschließend: wie gehen wir heute mit den erhaltenen Dokumenten und Schriftzeugnissen um, wie interpretieren wir sie? Dies alles wird in diesem Kapitel Thema sein. Es erscheint mir wiederum ratsam, mit einer allgemeinen Analyse der deutschsprachigen Schrifttradition im Mittelalter zu beginnen. Ziel ist dabei aufzuzeigen, wie und wo die Schrift Verbreitung fand und inwieweit eine orale Kultur lebendig ist. Aus dem Vergleich der beiden Traditionen soll dann schließlich versucht werden, Erklärungsmodelle für die anscheinend so häufig anzutreffenden Fehler in der Überlieferung zu entwickeln.

### **3.2 Das deutschsprachige Schrifttum – Geschichtsabriss**

In gewissem Sinne ist die Überschrift dieses Abschnitts schon eine Fiktion, denn eine deutsche Einheitssprache – ein Grundmodell, wie wir dies heute im Hochdeutschen vorliegen haben, gab es im Mittelalter nicht. Das Wort *diutsch* wird erst im 11. Jahrhundert zum politischen Begriff, der jedoch

---

<sup>74</sup> Bereits im 5. Jahrhundert v. Ch. existierten erste Lügenvorwürfe gegen Homer, die zu Textkorrekturen und Änderungen geführt haben. Selbst ein schriftlich verfasster Text ist also nicht gegen Eingriffe gefreit. Vgl. Rösler, W.: Schriftkultur und Fiktionalität. Zum Funktionswandel der griechischen Literatur von Homer bis Aristoteles. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 112 ff

<sup>75</sup> Parrys Studien und die Erkenntnisse von Lord waren nicht völlig neu. Auch andere Forscher befassten sich schon vorher oder zur selben Zeit mit dem Thema Oralität – siehe Ong, W.J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987), S. 27. Trotzdem sind die ausformulierten Erkenntnisse als ihre ureigensten zu betrachten. Parrys Arbeit ist des weiteren vielfach angegriffen worden. Vgl. Ong, W.J., Ebd., S. 33 ff - bis hin zu dem Vorwurf, er habe nur aufgezeichnet, was er auch hören wollte. Die meisten Punkte entkräfteten sich jedoch von allein durch Parrys neue Definitionen oder zusätzliche bestätigende Studien anderer oraler Kulturen. Parry und Lord kommt das Verdienst zu, grundlegende Definitionen für eine mündliche Tradition erstellt zu haben und sie gaben wichtige Anstöße für ein neues Verständnis von Oralität und Literalität.

eher ‚zum Volk gehörig‘ – also eine Vulgärsprache – meint. Eine einheitliche Nationalsprache wird sich erst mit dem Buchdruck entwickeln. Was jedoch in Verwandtschaft zum Oberbegriff ‚deutschsprachig‘ steht, sind die Mundarten der verschiedenen germanischen Stämme, die auf deutschem Boden siedelten. Unsere heutigen Dialekte sind noch ein Stück Urgeschichte der ehemaligen Stammessprachen, die teilweise sehr unterschiedlich, aber doch alle untereinander verwandt waren.<sup>76</sup> Vor der karolingischen Zeit ist diese Kultur nahezu schriftlos<sup>77</sup> und lebt in der mündlichen Gedächtnistradition.

Eine einsetzende Schriftlichkeit würde also zuerst verschriftete Mundarten erwarten lassen. Mitnichten können die Bedingungen einer allgemeinen Schriftlichkeit jedoch als sehr schlecht eingeschätzt werden.

Die Wirren der Völkerwanderungszeit und die Schwächung des Austausches mit dem Mittelmeerraum (Islamausbreitung) waren keine günstigen Voraussetzungen für eine weiträumige Kommunikation, in der die Schriftlichkeit unabdingbar gewesen wäre. So wurden nur lateinische Schriftzeugnisse eines blühenden römischen Reiches bewahrt. Selbst nach dessen Niedergang waren es nur römisch-katholische Kulturträger (Kirchen speziell), die bestimmte Verwaltungsstrukturen und natürlich ihre lateinisch begründete Konfession weitertrugen.

Einen riesigen Schritt in die Richtung einer Konfessionseinigung der verschiedenen Stämme und zu einer allgemeinen Latinisierung unternahm der Frankenkönig Chlodowech, als er 498(?) durch die katholische Taufe Anschluss an die römisch-katholische Kirche suchte. Eine große Missionstätigkeit mit christlichen Klostergründungen setzte im 7./8. Jahrhundert ein, unterstützt durch die weitflächige Ausdehnung des Frankenreiches bis zum 9./10. Jahrhundert, innerhalb der Frankreich und Deutschland entstanden. Die militärische Herrschaft der Franken ging also mit einer christlichen Bekehrung einher. Die germanischen Vulgärsprachen waren indes schon so verfestigt, dass sie sich nicht von der romanischen verdrängen ließen. Überhaupt war es schwierig, in dem großfränkischen Vielvölkerstaat<sup>78</sup> eine einheitliche Sprache zu etablieren. Um einen Austausch zu ermöglichen, entschied man sich für eine Ausgleichssprache – das Mittellatein (aus den ehemaligen weströmischen Provinzen). Erstens war es die Sprache, die schon lange die katholische Kirche und den fränkischen Staat verband und zweitens war das Latein der romanischen Mundart sehr nahe – Altfranzösisch entwickelte sich ja aus vulgärlateinischen Idiomen.

Der Abstand zu den germanischen Volkssprachen war allerdings immens. Latein wurde sozusagen per Dekret auf einen Sonderstatus erhoben und eine sich eventuell entwickelnde volkssprachlich-literarische Leistung

---

<sup>76</sup> Zur Entwicklung der Sprachen und des Deutschen mit Lautverschiebungen etc, vgl.: Schlosser, H.D.: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte., (1983)

<sup>77</sup> Eine gotische Bibelübersetzung ist von *Wulfilas* im 4. Jahrhundert belegt. Wahrscheinlich durch Kulturkontakte mit dem Mittelmeerraum und antiken Kulturen beeinflusst. Ebenso ist die Runenschrift wohl auf diesen Austausch zurückzuführen. Sie soll hier als ein Spezialfall außer Acht gelassen werden.

<sup>78</sup> Neben romanischen und germanischen Stämmen existierten z.B. auch noch slawische.

damit an einen entmutigend hohen Maßstab gekettet. Mit der Missionierung wurde nicht nur die Konfession übernommen, sondern auch alle vorhandenen römisch-katholischen Strukturen in Verwaltung, Lehre, Bildung und poetischen Texten. Alles war der lateinischen Hochkultur entnommen.

Daneben hat jedoch auch eine reiche mündliche Tradition der germanisch/deutschen Vulgärsprache existiert, die jedoch erst viel später in einer einheitlichen volkssprachlichen Schriftpraxis mündete. Zunächst waren nur vereinzelte deutschsprachige Texte vorhanden, die eher Erklärungshilfen waren im Versuch, sich lateinische Quellen anzueignen.<sup>79</sup> Die sogenannte Glossenliteratur versuchte, auf dem Gebiet der weltlichen Wissenschaften, Übersetzungshilfen für lateinische Wörter und Phrasen zu bieten.

Sie bleibt im gesamten Mittelalter eine Brücke zwischen Vulgärsprache und lateinischer Literatur. Die schriftlich-lateinische Kulturtradition überlagerte also die mündlich-vulgärsprachliche massiv. Die entstehende Kulturbarriere wirkt so hemmend, dass z.B. viele Gebiete der Bildungstradition noch über Jahrhunderte lateinisch bleiben.<sup>80</sup> Selbst heute noch werden Reste beseitigt (Liturgiereform).

Nach dem Untergang einer antiken Schultradition (bis 6. Jahrhundert in Gallien) liegt die Vermittlung des lateinischen Kulturerbes in den Händen des Klerus, d.h. der Kirche. Sie verfügt über die beherrschende christliche Glaubensüberlieferung ebenso wie über profan-antikes Wissen, dass sie in lateinischen Texten bewahrt hat. Ein Bildungsmonopol, dass die Masse des Volkes ausschließt! Als bildungsspezifische Schriftsprache ist das Latein zur Schulsprache geworden, eine rein vom Schreiben (chirographisch) beherrschte Sprache.

Hier finden wir eine erste Allianz von Oralität und Literalität, die auf die Problematik eines Textbegriffes verweisen kann. Ironischerweise sorgt nämlich gerade das Schullatein mit seiner Textualität zugleich für eine Verwurzelung in der Oralität.

Das Latein entsprang den klassischen antiken Wurzeln und Erziehungsidealen. Und dieses Ideal war, die Kunst des Öffentlichen Redens zu studieren (der *rhetor*).<sup>81</sup> Die Grammatik des zu lernenden Latein entstammte also einer oralen-beweglichen Tradition. Auf der anderen Seite diente das erlernte Latein auch dem Zweck einer größeren Objektivität, es war ja für keinen Lernenden die erste Sprache, sondern ein Hilfsprodukt, um bestimmte Dinge ausdrücken zu können. Es trennt

---

<sup>79</sup> Erste althochdeutsches Schriftzeugnis etwa 765 „Abrogans“ – ein lateinisch –althochdeutsches Lexikon.

<sup>80</sup> Zu Zeiten Keplers, Galileis, Newtons schreiben und lasen Philosophen und Wissenschaftler im allgemeinen Latein und auch ihre Denkarbeit wickelte sich in dieser Sprache ab.

<sup>81</sup> Vgl. die Schriften von Havelock, der vielfach darauf verwies, dass das gesamte antike öffentliche Leben – also die gesamte orale noetische Welt – sich auf eine formularisierte Denkmethode stützte. Diese festen memorierten Denkmuster waren von entscheidender Bedeutung für kluge Entscheidungen und wirkungsvolle Administration. Havelock, E.A.: Preface to Plato. (A History of the Greek Mind I), (1963) / Vgl. dazu auch Ongs Ausführungen zur Rhetorik. In: Ong, W.J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987), S. 17

auf diese Weise (nach Plato) den Wissenden vom Wissen, ist ein künstliches Produkt, dass aus einer praktischen Lebenswelt herausgelöst ist. Es kann Wissen in einem Medium installieren, ohne dass es den störenden Einflüssen einer emotionsgeladenen Muttersprache und ihrer Alltäglichkeit ausgesetzt war. So wird eine ausgetüftelt-abstrakte, scholastische Welt erzeugt, die letztendlich Basis für ein neues Denken und die Wissenschaft ist. Daher sicher auch die noch so lang anhaltende lateinische Tradition in den Wissenschaften.

Haug skizziert die damalige Kultursituation durch fünf Polarisierungen:

1. Lateinisch gegenüber Vulgärsprachlich
2. Schriftlich gegenüber Mündlich
3. Geistlich gegenüber Profan
4. Klerikal gegenüber Laikal
5. Gelehrt gegenüber Ungelehrt.<sup>82</sup>

Zu Beginn einer volkssprachlichen Literarisierung wirkt sich diese Polarisierung noch (nahezu) total aus und kann somit zwei Gruppen zugeordnet werden: hier lateinisches Schrifttum geistlichen Inhalts, der gelehrten Schicht der Kleriker zugeordnet und dort vulgärsprachlich-profane Überlieferungen in mündlicher Tradition der ungelehrten Laien.

Doch es wäre auch hier falsch, sich dieses Verhältnis als eine beständige Wasserscheide vorzustellen. Soziale, kulturelle und historische Bedingungen sind stets in Bewegung und beeinflussen die jeweilige Kommunikationssituation beträchtlich.

Es wäre ebenso unrichtig, eine nur mündliche Kommunikation auf der einen und eine nur schriftliche auf der anderen Seite zu positionieren, wenn beide doch im gleichen Situationsrahmen existieren. Nein, erst „...das wechselnde Verhältnis dieser Oppositionen zueinander markiert den Weg der einzelnen regionalen mittelalterlichen Literaturtraditionen.[...] Verschränkungen gibt es jedoch von Anfang an, insbesondere dadurch, dass der Klerus teils aus Not, teils aus Neigung [...] auch den mündlich-profanan Überlieferungen der Laienschicht keineswegs so ablehnend gegenübersteht, wie die kirchlichen Rigoristen dies gewünscht hätten.“<sup>83</sup>

Auch wenn die volkssprachliche Überlieferung nur ein wahrlich schmales Quantum aufweisen kann, sollte dies nicht als nur zufällig oder launenhaft entstanden zu verstehen sein, sondern immer vor dem Hintergrund einer bestimmten kulturhistorischen Situation und deren wechselnden Bedingungen gesehen werden.

Unsere ersten Schriftzeugnisse sind also Übersetzungshilfen („Abrogans“/ „Vocabularius Sancti Galli“) , Synonymlexika und Glossen, die benötigt

<sup>82</sup> Haug, W. : Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entsehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 142

<sup>83</sup> Aus: Haug, W.: Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entsehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S.142.

werden, um den wenigen (männlichen) Lernenden das Latein zu vermitteln. Wie sonst sollte eine zweite Sprache erlernbar sein, wenn Grundregeln, Anwendungen, Bedeutungen nicht in der Muttersprache erklärt werden? Der angesprochene Missionierungswille tat ein übriges.

Es wurde notwendig, die lateinisch-christliche Tradition auch jenen näher zu bringen, die des Latein nicht mächtig waren. So entstanden Übersetzungen einfachster Glaubensbekenntnisse („St. Galler Katechismus“). Die Zentraltex-te – Vaterunser, Glaubensbekenntnis etc. – sind zwar selbst nicht fehlerfrei übersetzt, doch sollten diese Texte, wohl auf Drängen des damaligen Königs (Karl der Große), den offiziellen Glauben allen Gläubigen verständlich und verbindlich machen.

Karl der Große initiierte ein weit angelegtes Bildungsprogramm, dessen Bestrebungen in zwei Richtungen gingen. Zunächst in Richtung auf die lateinisch-christliche Tradition. Divergierende und verstümmelte Überlieferungen werden ‚bereinigt‘. Textkritische Überprüfungen und Korrekturen leisten einen weiteren Beitrag zu einer Vereinheitlichung der lateinischen Texte.

Herausragend ist aber in diesem Zusammenhang die Übersetzung einiger höchst schwieriger lateinischer Texte im „Traktat über die göttliche Dreifaltigkeit“ („De fide catholica“) zu sehen.

Überall waren Klagen über die allenthalben zu findende Unbildung – selbst unter den Klerikern – zu hören. Die sogenannte „Isidor Gruppe“ (benannt nach dem zentralen Isidor-Text) könnte eine Verständigungshilfe für im Latein nicht sattelfeste Entscheidungsträger gedacht gewesen sein.<sup>84</sup> Beachtenswert ist das hohe sprachliche Niveau, dass sich anscheinend einer Normierung der deutschen Sprache und einem Ausgleich oder Austausch zwischen den Dialekten verschrieben hatte.

Vulgärsprachliche Schriftstücke stoßen also in neue soziale Räume vor – egal ob als lateinische Bildungsarbeit verstanden oder als ein politisch motiviertes Zugehen auf wichtig gewordene Bevölkerungskreise. Dies deckt sich auch mit Karls zweitem Anliegen – einer Vereinheitlichung der Volkssprache (hauptsächlich natürlich fränkischer Art). Im Zuge dieses Anliegens wird eine Grammatik angeregt und z.B. Monats- und Windnamen vereinheitlicht. Allerdings macht diese zweite Richtung nur einen ungleich geringeren Aspekt im Programm der kulturellen Erneuerung aus, auch bedingt durch Karls Tod (814), der diese Programm zusammenbrechen ließ.

Die nächsten Anstöße für eine deutschsprachige Schriftkultur finden sich erst wieder um 850 mit einer altsächsischen Biblepik dem „Heliand“ (der „Heiland“ –anonym). Dies ist nicht mehr bloße Übersetzung, sondern

---

<sup>84</sup> Die Isidor-Gruppe ist etwa um 790 entstanden, eventuell ist dieser Text auch in kirchen**politischer** Motivation zu suchen, denn zu dieser Zeit tauchten in Spanien Zweifel am Dreifaltigkeitsdogma auf. Schlosser, H.D.: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte., (1983), S. 23



stabweimende<sup>85</sup> Dichtung mit einem freien Verhältnis zum neutestamentlichen Stoff. ‚Frei‘ steht hier jedoch nicht für eine theologische Interpretation, sondern für Anleihen in altsächsischer Stiltradition und einer ständischen Mentalität. Im Vorwort wird Bezug genommen auf Ludwig den Deutschen (843 – 876) und im Zusammenhang mit seiner nach Osten gerichteten Kulturpolitik ist dieses Werk wohl auch zu verstehen.

Ähnlich auch das „Evangelienbuch“ Otfrieds von Weissenburg (um 870), einem Werk mit regelmäßig auftretendem Endreim<sup>86</sup>, auch hier sind die politischen Impulse unübersehbar. Otfrieds Rechtfertigung im Begleitschreiben, mit diesem vulgärsprachlichen Werk heidnische Einflüsse zurückdrängen zu wollen und eine Entschuldigung über diese gottungefällige Sprache, übermittelte er jedoch in Latein! Es existiert allerdings ein weiteres deutsches Begleitschreiben und nach der Willensbekundung, das lebendige Gotteswort vermitteln zu wollen, wird die politisch-heilsgeschichtliche Position des fränkischen Stammes hervorgehoben und legitimiert.

Doch auch diese Ambitionen verlaufen leider im Sande und sind nicht von Dauer. Außer weiteren Übersetzungshilfen und Gebrauchstexten passiert 150 Jahre lang so gut wie nichts. Die neuen ottonischen Herrscher (ab 919) vermochten es ob ihres weitgespannten europäischen Engagements (vor allem Italienpolitik) nicht, in literarischer Hinsicht anregend zu wirken. In dieser Zeit ragt nur das literarische Zentrum St. Gallen heraus. Notker der Deutsche († 1022) schrieb hier den ersten vollständigen deutschen Psalter, neben Übersetzungen, die sich auch wissenschaftlichen Themen widmeten. Auch dies blieb leider ein isoliertes Unternehmen. Eine vulgärsprachliche Schrifttradition konnte nicht erstarken, da die klerikal Gebildeten in den meisten Fällen in der beständigen Angst vor einem profanen Einfluss auf ihre Tradition lebten. Die beschriebenen Zeugnisse oder auch das „Hildebrandslied“<sup>87</sup> sind Ausnahmen in einer ansonsten extremen Ablehnungshaltung.

Und es sind erneut kulturpolitische Ereignisse, die dann ein grundlegender Auslöser für die Entwicklung – und das nunmehr kontinuierliche Erstarken – eines vulgärsprachlichen Schrifttums sind. Im 11. Jahrhundert sind politische Entwicklungen im Gange, die das Verhältnis von Kirche und Staat grundlegend verändern. Im sogenannten Investiturstreit (1059) zerbricht die länger schon problematische Einheit von Kaisertum und Kirche. Das Verbot der Laieninvestitur, d.h. der Besetzung geistlicher Ämter durch Laien, etwa der Bischöfe durch den König und ein neues

<sup>85</sup> Stabweim: Bedeutungsschwere Wörter werden durch gleichen Anlaut (Alliteration) ihrer Stammsilben hervorgehoben, im reinen Stabweim im Verhältnis 2:1 über die beiden Hälften der Langzeile. In diesem Fall sind wohl angelsächsische Einflüsse der Stabweimepik („Beowulf“) auszumachen.

<sup>86</sup> Endreim: Wahrscheinlich aus ambrosianischer Hymnenstrophe abgeleitet. Die Großform geht auf spätantike Vorbilder in poetischer Bearbeitung der Bibel zurück.

<sup>87</sup> Etwa 9. Jahrhundert – interessant durch das Nebeneinander verschiedener Mundarten (Wanderung des Skripts?). Anstöße für vulgärsprachliche Niederschriften waren also Gebrauchnotwendigkeiten, politische Motivation oder hier und dort auch ein verschämtes klösterliches Interesse am Bewahren der mündlichen Tradition.

Papstwahldekret provoziert die weltliche Macht. Je mehr diese sich auf sich selbst zurückgeworfen sieht, ist sie gezwungen, sich einen eigenständigen Herrschafts- und Bildungsapparat aufzubauen.

So entsteht in der Folge z.B. der Stand der Ministerialen. Die Kirche bezieht neues Selbstbewusstsein aus dem Reformgeist der von Cluny<sup>88</sup> (burgundisch) ausgeht, ist sich jedoch trotzdem der Gefahren einer sich abspaltenden Laienschicht bewusst. Die Idee des *miles christianus* versucht raffiniert, die ritterlichen Laien auf eine christliche Ethik einzuschwören. Und auch literarisch musste man sich nun um die weltliche Macht bemühen. Das bedeutete auch verstärkt den Einsatz der Vulgärsprache in den Scriptorien, also die „...Welt, wenn sie schon nicht mehr einfach auszuschließen war, in die Heilsgeschichte hineinzunehmen.“<sup>89</sup>

Die geistliche Prämissen bleiben natürlich immer noch gewahrt in Bibeldichtung, Schrift- und Naturallegorese („Hohes Lied“), Marienlob, Bußpredigt etc., doch tauchen auch neue Texttypen auf, die mittels einer Synthese versuchen, weltliche und gesellschaftliche Themen aufzugreifen. Die Kirche möchte sich damit offensichtlich weiterhin ihres Einflusses gewiss sein. Das „Ezzolied“ lieferte das Vorbild, doch differenzierter erscheint das „Annolied“ mit dem historischen Hintergrund der Stadt Köln als Bischofssitz und seiner geschichtlichen Entwicklung, das hier als Heilsgeschichte adaptiert wird (hier verschränkt mit Legende, Städtelob und Fürstenpreis). Im Bemühen um den Laien muss also verstärkt auf mündlich-profane Tradition eingegangen werden, dies betrifft nicht nur die Übernahme bestimmte Gattungen wie Heldenlegenden, sondern auch die charakteristische Struktur der Vulgärsprache zu adaptieren: Metaphern, Vergleiche etc.<sup>90</sup> Die heilige Schrift ist traditionell schon immer ausgelegt worden (allegorische Deutung), neu ist an dem Verfahren der **moralische** Verweishorizont – eine Sinnebene für die weltliche Macht.

Die klerikale Einstellung zu vulgärsprachlichen Texten ändert sich, der Wille zur dauerhaften Aufbewahrung und Verbreitung in Sammelhandschriften oder bei Mehrfachüberlieferungen („Carmina Cantabrigiensa“) und der sorgfältigen Bearbeitung der Texte<sup>91</sup> lässt dies unzweifelhaft erkennen. Die Schrift ist dabei stets das Mittel der geistlichen Interpretation und schafft zusätzlich eine Distanz, um Präzisionen durchzuführen, die als notwendig erachtet werden – z.B. wird

---

<sup>88</sup> Das Programm der benediktinischen Reformen siedelt in einer Betonung der Askese und wird deshalb oft als wissenschaftsfeindlich angesehen. Das Beschränken auf geistige Ideen geht vielfach mit einer totalen Verneinung weltlicher Dinge einher (z.B. auch Bücher).

<sup>89</sup> Haug, W.: Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entsehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 146

<sup>90</sup> Vgl. den Artikel von Bäuml, der den Charakter als isotop bezeichnet, sowie seine Ausführungen zum metaphorischen Verhältnis von Latein und Vulgärsprache. Bäuml, F.H.: Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiteracy. In: *Speculum* 55, (1980), S. 237 - 265

<sup>91</sup> Vgl. die erwähnten Wiener Handschriften in: Schlosser, H.D.: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte., (1983), S. 45

nicht vergessen in Heldenliedern immer wieder das Eingreifen Gottes anzuführen („Kaiserchronik“).

Nicht jeder geistliche Autor verfolgte zudem das Interesse der Reformbewegung von Cluny. Es gab immer noch einige Anhänger der alten Einheit von Kirche und Staat, gerade unter dem Zeichen des Aufschwungs durch den politischen Aufstieg der Stauer. Die Entwicklung der Philosophie durch die Wiederentdeckung der aristotelischen Thesen, neben der bis dato allmächtigen Theologie, bewirkte einen Aufschwung des Schulwesens (Pariser Universität) und einer daran anschließenden Verbreitung der weltlichen Wissenschaft. Neue Horizonte und Begegnungen mit anderen Kulturen – in Folge der Kreuzzüge – blieben auch den Klerikern nicht verschlossen.

Das gesteigerte Selbstbewusstsein in der direkten Folge des Investiturestreits betraf seinesgleichen die weltliche Seite. Die gegensätzlichen – oder zumindest doch unterschiedlichen – Akzente der beiden Parteien schlagen sich in den literarischen Äußerungen nieder. Im 12. Jahrhundert wandelt sich das literarische Leben in Deutschland noch einmal grundlegend und verstärkt werden jetzt auch Themen heimisch-profaner Herkunft verschriftlicht.

Die Entwicklung von Städten und neuen sozialen Schichten in der mittelalterlichen Gesellschaft waren ausschlaggebende Momente für die weltliche Identitätssicherung, neue Interessen und neue Ideale – z.B. den höfisch gebildeten Menschen. Das obige Ausgangsmodell hat sich damit verschoben. Die Bildung der Kleriker interferiert mit dem ritterlich-höfischen Selbstbewusstsein.

Interessant ist nun, dass in dieser Zeit immediat epische **Groß**formen verschriftlicht werden, ohne dass wir eine Vorstufe mit kürzeren Heldenliedern z.B. vorfinden.

Im 3. Abschnitt des letzten Kapitels wurde speziell auf die Erkenntnisse von Parry und Lord verwiesen. Nach ihnen ‚komponieren‘ die Dichter aus dem Stehgreif. Die thematische Grundstruktur der Epen ist allgemein bekannt und der Aufführungscharakter eng an die orale Präsentation geknüpft. Dass diese orale Technik schlagartig zugunsten einer schriftlichen Dichtkunst eingetauscht wird, ist sehr unwahrscheinlich. Ein schreibender Ependichter, der eigentlich der Oralität verhaftet ist, würde einen Traditionsbruch bedeuten.<sup>92</sup> Die Bedingungen für eine Verschriftlichung dieser Großformen müssen also außerhalb der mündlichen Tradition liegen und haben in unserem Fall kultur- und situationsspezifische Wurzeln.

Jenes oben angemerkte Interferieren der gebildeten Kleriker mit den neuen, stolzen Idealen der weltlichen Macht ist das ausschlaggebende Moment für diese schriftliche Konzeption der Großform. Durchaus reale und zeitgenössische Motive werden in das bekannte Handlungsgerüst der mündlichen Formen eingearbeitet und so als sinntragende Geschichte

---

<sup>92</sup> Zur deutschen Altphilologie und den Thesen von summierten Heldenliedern oder künstlich aufgeblasenen Einzelfabeln von Heusler und Lachmann siehe Kapitel 3, Abschnitt 6.1

tradiert. Das Exilschema z.B. in der „Dietrichsage“<sup>93</sup>, die Brautwerbung im „König Rother“ etc. Diese Themen korrespondieren häufig mit den bereits beschriebenen Themen bei Homer. Einem rein schriftlich-kompositorischem Moment begegnen wir in der kunstvollen Verschachtelung der Themen, häufigen Perspektivwechseln oder der Doppelung<sup>94</sup> von Handlungsschemen unter wechselnden Vorzeichen, denn dies „...setzt im übrigen ein Denkmodell voraus, das sich kaum im Rahmen mündlich-profaner Tradition entwickeln konnte. Es ist formal am ehesten als Anlehnung an das figurale Konzept christlicher Geschichtsdeutung zu sehen, womit nicht gemeint ist, dass damit schon von Typologie im strengen Sinne gesprochen werden müsste. Es liegt jedenfalls ein mehrschichtiges Denken zugrunde, das man gewiss nicht einem improvisierenden Sänger oder Spielmann, sehr wohl aber einem klerikal gebildeten Autoren zutrauen wird.“<sup>95</sup> Es ist also anzunehmen, dass diese Texte aus mündlicher Heldentradition von klerikal Gebildeten niedergeschrieben wurden.

Aber ein weiterer Umstand ist beachtenswert, nämlich die stets zu verzeichnende unterschwellige Bezugnahme auf ‚aktuelle‘ Themen.

Die mündliche Tradition unterliegt damit einer geistlichen Umdeutung der ursprünglichen Themen, so wird die Brautwerbung zur ‚gefährlichen‘ Brautwerbung durch die Thematik der Auseinandersetzung mit den Heiden (Bezug auf die Kreuzzüge). Ähnlich angelegt ist auch die Kategorie des Artusromans und seiner Thematik des Preisens eines idealen Herrschers. Thematische Grundlage ist hier der legendäre britannische Heerführer Arthur des 5. /6. Jahrhunderts als Idealbild eines gerechten und friedliebenden Königs und seiner heldischen Tafelrunde. Die Darstellung der Figur und der idealen höfischen Welt korrespondiert mit den Wunschvorstellungen der weltlichen Macht und soll Identifizierungsmaßstäbe setzen.

Die höfische Welt ist realpolitisch stark zersplittert, von kriegerischen Auseinandersetzungen und Fehden geprägt (Staufer contra Welfen hauptsächlich). Die arturische Welt setzt mahnende Gegenbilder zur Entartung der höfischen Gesellschaft als Lehrstück. Beachtenswert ist hier eine genau zu lokalisierende rege Austauschpraxis zwischen Frankreich und Deutschland. Der erste deutsche Bearbeiter der Epenstoffe war Ende des 12. Jahrhunderts der alemannische Ministeriale Hartmann von Aue. Die Vorlagen für seine Versepen „Erec“ und „Iwein“ sind wohlbekannte nordfranzösische Adaptionen des Dichters Chrétien de Troyes. Was also auf französische Verhältnisse zutraf, konnte auch auf die deutsche

<sup>93</sup> Das sinnstiftende Thema ist hier natürlich die Umformung der historischen Ursurpation Italiens durch Theoderich, als Darstellung eines vertriebenen, eigentlich rechtmäßigen Eigentümers, der rückkehrend das nimmt, was ihm eigentlich zusteht. Vgl. folgend Haug, W.: Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entsehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S.150

<sup>94</sup> Die Doppelungen korrespondieren wohl mit der beweglichen Gestalt der mündlichen Tradition und ihrer Möglichkeit, ein und dasselbe Thema variantenreich vorzutragen.

<sup>95</sup> Haug, W.: Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entsehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 152

Realität zugeschnitten werden. Der Artusroman propagiert eindeutig das angesprochene Ideal des „miles christianus“ und trägt also wiederum Züge der Klerikerideen.

Charakteristisch für die Textauffassung ist zum einen die Übernahme fremder (französischer) Stoffe, die nicht einfach nur übersetzt werden, sondern auf deutsche Verhältnisse und den speziellen Geschmack zugeschnitten werden und zum anderen können diese Anreicherungen und Auslegungen eine wundervolle Plattform für eine Kritik an aktuellen Zuständen bieten. An Hartmanns Werk des „Iwein“ lässt sich dies genau verifizieren. Der Titelheld verfehlt beinahe seine Ehe durch übertriebene Ritterschaft. Objektive Widersprüche werden ohne Scheu und ohne Angebot einer simplen Lösung dargestellt.<sup>96</sup>

Etwas differenzierter agiert dann der höfische Roman. Jener besticht durch eine stark kontrastive Linienführung, die einen ganz bestimmten Sinn zum Ausdruck bringen soll. Die Geschichte erhält durch thematische Dopplung und eine kunstvolle Strukturierung einen innerliterarischen Sinn – sozusagen einen Metatext, der innerhalb der höfischen Adelswelt und ihrer Ideale reflektiert wird. Hier wird dies noch als Ausdruck für Machtpositionen und deren Erklärung und Rechtfertigung aufgefasst.

Eine wichtige und augenscheinliche Verschränkung von weltlichen und geistlichen Ansprüchen ist der Gralsroman („Parzival“), dessen Ausarbeitung ein Ideal der Verschmelzung von Königtum und Priestertum evoziert.

Auch hier lässt sich ein reger und intensiver Gedankenaustausch und eine Diskussion von Grundwerten der höfischen Gesellschaft feststellen. Aus literarischen Zeugnissen wird erfahrbar, dass staufische Dichter sehr wohl von den Werken ihrer Mitautoren z.B. wissen.<sup>97</sup> Ein Hinweis auf vielfältige Kontakte in politischer und kultureller Hinsicht.

Wolfram von Eschenbach greift im „Parzival“ ebenfalls auf Chrétien zurück und lässt seinen Helden eine Synthese aus Königtum und Priesteramt durchlaufen. Wolfram bezieht sich zwar auf Chrétien, erweitert jedoch seinen Stoff um Elemente, die er einem anderen Autoren namens Kyot (eine Mystifikation?) zuschreibt. In 16 Büchern und erstaunlichen 25 000 Versen schreitet die Handlung den gesamten Horizont innerer und äußerer Erfahrungen der höfischen Gesellschaft ab. Der Gral versinnbildlicht dabei

---

<sup>96</sup> Dargestellte Widersprüche korrespondieren mit gesellschaftlichen Widersprüchen. Welt – Kirche (Investiturstreit) und Welt – Welt (Staufer und Welfen) kämpfen um die Macht bis zur Zwei-Königswahl (1198). Die gesellschaftliche Ordnung ist geprägt durch Lehnrecht und Grundherrschaft mit einem König an der Spitze. Aber Feldzüge nach Italien und die oben genannten Auseinandersetzungen schwächen das Reich und lassen territoriale Mächte erstarken. Eine Zeit größter Unsicherheit und des Zwiespalts, der eindeutig in der Dichtung verarbeitet wird. Vgl. die gesamte Anlage des Minnesangs und dessen Widerspruch von proklamiertem Ideal und gesellschaftlicher Wirklichkeit als virtuell-stilisierte Kunstgattung.

<sup>97</sup> Bezeugt ist nicht nur die Adaption französischer oder anderer Quellen sondern auch direkte und persönliche Antipathien deutscher Dichter, z.B. zwischen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Die jeweiligen Angriffe aufeinander zeugen von zwei sehr verschiedenen Dichtern und wohl auch unterschiedlichen Kreisen für die jeweils geschrieben wurde. Trotzdem wird durch Bezugnahme auf die konkurrierende Werke, eine allseitige Kenntnis der meisten Werke (vor einem einheitlichen Publikum) vorausgesetzt gewesen sein oder war doch zumindest gewünscht. Vgl. vertiefend die Ausführungen von Bumke, J.: Wolfram von Eschenbach., (1991).

das Ideal von Gott- und Weltvereinigung und wird hier als durchaus greifbares ‚Ding‘ der Utopie entrissen.

Die aktuellen Bezüge bei Wolfram werden fortschreitend immer radikaler. Zeichnet er im „Parzival“ zunächst nur den Schatten der Tragik aus überhöhtem und konsequentem Minnedienst (Kritik an der höfischen Idealwelt), wird diese Unverhältnismäßigkeit im späteren „Titurel“ eindeutig negativ vor Augen geführt. Zerstörung und Tod, Auseinanderfallen von Familien und Liebespaaren steht hier für eine radikale Kritik an einer zerfallenden Welt und an Identifikationsmodellen, die nicht der Realität entsprechen.

Eine Ausnahme und völlig neue Grundlage bietet dann das zu Beginn des 13. Jahrhunderts anonym niedergeschriebene „Nibelungenlied“. Die Wiedergabe einer heimischen Heldensage wird hier zusätzlich problematisiert mit einer Kritik am höfischen Romankonzept (siehe „Titurel“) und einer kritischen Auseinandersetzung mit einer mündlichen Heldentradition. Nach Haymes beweist das „Nibelungenlied“ einen besonderen Status. Neben der Schwierigkeit einer Gattungszuordnung<sup>98</sup> ist dieses Epos mit vielfacher Kritik und Polarisierung durchsetzt. Allein Sîvrits Handlungsweise nimmt erneut zu aktuellen Themen Stellung. Um der höfischen Konzeption des Minnedienstes zu folgen (höfischer Roman), verleugnet Sîvrit seine eigene königliche Stellung – er verneint sich also politisch und gesellschaftlich und verliert durch diese Verneinung sein Leben. „Die Wahl der eigentlich konservativen Form der mündlichen Heldenepik arbeitet zusammen mit der Kritik an der höfischen Ethik, um für die überkommene Gesellschaftsformen [sic!], gegen die in der höfischen Epik inhärenten Standesverwirrungen und für eine festetablierte Erbaristokratie zu plädieren.“<sup>99</sup> Zeitspezifische Themen also.

Auch die Darstellung eines heroischen Helden, wie er in der beweglichen traditionellen Überlieferung stark schematisiert vorkommt, ist hier vielfach aufgeweicht und durchsetzt. So ist Hagen eigentlich eine typische – monomythe<sup>100</sup> – heroische Figur. Zumindest für den zweiten Teil des Liedes trifft dies zu. Aber Hagen besitzt auch die tragischen Fehler des antiken Heros – die **hybris** nach Aristoteles. Der Nibelungendichter unterhöhlt die Größe Hagens mit dem Fehler des *übermuote* und der beständigen Angst, nach Außen als schwach zu erscheinen.

Der anonyme Dichter stellt damit die Fragwürdigkeit des gesellschaftlichen Krieger-Held-Ethos heraus. Das starre heroische Pathos bringt Hagen den Tod. Die mündlich-archaische Heldendichtung ist zwar noch erkennbar, jedoch wurden zunehmend Mythos und Realität als kontrastive Gegenelemente gesehen, kritisiert und im Text verarbeitet. Mit dem späteren strophischen Buchepos „Kudrun“ liegt zwar eine Art Relativierung des Motivs vor, jedoch stellt das „Nibelungenlied“ den ersten

<sup>98</sup> Ich werde darauf in Kapitel 3, Abschnitt 5 zurückkommen. Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999).

<sup>99</sup> Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), S. 89

<sup>100</sup> Bezeichnung nach Campbells Untersuchung. Wieder in: Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), S. 101

Großepischen Entwurf dar, der eine Auseinandersetzung mit der mündlichen Tradition drastisch erkennen lässt und der damit eine veränderte literarische Gesamtsituation beschreibt. Alle nachfolgenden Werke werden darauf Bezug nehmen.

Andere Formen und Gattungen werden in der Folge zunehmend verschriftlicht. Im 12. Jahrhundert z.B. Legenden, Märchen, Schwänke, die durchaus mit höfischen Romanen oder Heldenepen in Beziehung stehen können. Großformen dieser Gattungen wie Schwank- oder Märchenromane folgen.

Mit Beginn des 13. Jahrhunderts muss literarisch eine Vielfalt von Interessen und Ansprüchen befriedigt werden. Zunehmende Lesefähigkeit und ein grundlegender Wandel im Verhältnis von Autor und Publikum lassen neue Themen zur Bearbeitung zu und führen zu einem neuen Rezeptionsverständnis. Geschrieben wird jetzt nicht mehr für eine gesellschaftlich klar umrissene Gruppe, sondern für Einzelne, die gewillt sind, sich zu bilden. Nach dem Zerfall der staufischen Hofkultur ist das städtische Patriziat Träger der Überlieferung.

Die Vorträge vor Publikum (bei Hoffesten z.B.) werden vielfach abgelöst durch buchfixierte Texte, meist in Form von Sammlungen. Regionalsprachen drängen das dialektfreie Mittelhochdeutsch stark zurück. Auch neue unhöfische oder antihöfische Töne werden hörbar, aber eine scharfe Abgrenzung zwischen adeliger und nichtadeliger Literatur ist schwerlich möglich, da das Selbstbewusstsein der neuen aufsteigenden Schichten den höheren und sozial anerkannten Schichten (Adel) entlehnt ist. Textsammlungen sind also hier, genau wie vordem schon, eher Ausdruck von Macht und Reichtum, als einer wirklichen Sammlerleidenschaft unterworfen.

Neue religiöse Ansichten bei Adel und Bürgertum sorgen auch teilweise für neue literarische Strömungen im 13. Jahrhundert (Mystik). Der produktivste Sagenkreis der Epenliteratur bleibt der um Dietrich von Bern (Theoderich) – „Biterolf“ z.B.

So wertvoll die Aufzeichnungen vormals nur mündlich umlaufender Erzählstoffe auch sind, so sehr hat das im 13. Jahrhundert wachsende Vertrauen in das schriftlich Fixierte den Lebensnerv der mündlichen Erzähltradition getroffen. Redaktionelle Eingriffe zugunsten eines übergreifenden, rein buchliterarischen Zusammenhanges werden sichtbar.<sup>101</sup>

Auch das Textrepertoire unterliegt einer starken Ausweitung: Prosa und Prosaromane erscheinen als Neuheit („Lanzelet“, „Sachsenspiegel“ von Regow), ebenso Zentraltexthe der Hochscholastik (Thomas von Aquin „Summa Theologica“) oder auch umfangreiche Lehrdichtungen (Thomasin von Zerclaere „Der Welsche Gast“).

Ein neues Verständnis von Text und Buch bricht hervor: Jeder, der nicht liest und sich bildet, wird abwertend betrachtet: „...Literatur fördert ein

<sup>101</sup> Etwa, wenn der „Walberan“ als Fortsetzung des „Laurin“ (Kleiner Rosengarten) gedichtet wird.

gemeinsames Normbewusstsein über weite räumliche Entfernungen, liefert einen gemeinsamen Maßstab für höfisches Verhalten und für intellektuelle Qualifikation. Wer die höfischen Erzählungen nicht kennt, [...] wird nunmehr als *dörper* disqualifiziert, sein Verhalten als *wilde*.“<sup>102</sup>  
Das Buch wird zu einer sinnlichen Faszination.

Mittels der neuen Gattungen und thematischen Erweiterungen können jetzt sehr spezifische Interessen befriedigt werden. Werke des Rechts, der Botanik, der Medizin finden Verbreitung – sie alle waren bis zu diesem Zeitpunkt allein der lateinischen Fachprosa und einem eingeschränkten Rezipientenkreis vorbehalten. Der Bereich des mündlichen Gegenparts der oben postulierten Ausgangsreihe verliert fürderhin sein oppositionelles Gesicht und die Schriftkultur wird bis zum Spätmittelalter alle Lebens- und Wissensbereiche durchdrungen haben. „Die homöostatische Organisation der Tradition weicht einer Dynamik, die zu permanenter Modifikation des Weltbildes nötigt; der alte Konsens löst sich auf in kontroverser Disput.“<sup>103</sup>

Die Schilderung der Konstellationen einer vulgärsprachlichen Literaturentwicklung muss bis 1400 begrenzt bleiben. Die Einführung der Schrift und die Verarbeitung der literarischen Stoffe und Themen sollten in einen geschichtlichen Zusammenhang gebracht werden. Mit dem Übergang in jene höchst komplexe Rezeptionssituation, die sich anschließend im Ausklang des Mittelalters einstellte, wäre der Bogen zu weit gespannt. Einerseits müssten neue Kategorien für Haugs Ausgangsmodell herausgearbeitet werden, da sich die ehemals starre, gesellschaftliche Schichtung in Bewegung befindet.

Andererseits wurde das Verhältnis zu Texten durch neuartige Technologien einschneidend verändert, so dass sich diese Thematik zu weit von meinem Ansatz der **Schriftanfänge** entfernt. So „...entstand um 1398 der Holzschnitt in Europa, wurden bereits 1403 die ersten umfangreichen Druckleistungen mit metallenen Lettern erzielt, wurde seit Beginn des 15. Jahrhunderts die Buchbinderei ein selbständiges Handwerk, gründete Cosimo de Medici in Florenz 1444 die erste öffentliche Bibliothek der Neuzeit, erschienen 1448 die ersten Kalenderblätter in Mainz, zeitgleich mit dem ersten von Gutenberg gedruckten Buch, der lateinischen Sprachlehre des Grammatikers Aelius Donatus.“<sup>104</sup>

Im Folgenden sollen nun die mittelalterliche Gesellschaft und ihre Kultur beleuchtet werden. Anhand der unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und der differenzierten Mediennutzung soll der direkte Umgang mit Tradition, Literatur und Text veranschaulicht werden.

<sup>102</sup> Wenzel, H.: Wilde Blicke. Zur unhöfischen Wahrnehmung von Körpern und Schriften. In: L’Homme. Z.F.G., 8.2, (1997), S. 266

<sup>103</sup> Rösler, W.: Schriftkultur und Fiktionalität. Zum Funktionswandel der griechischen Literatur von Homer bis Aristoteles. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 115

<sup>104</sup> Faulstich, W.: Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter: 800 – 1400., (1996), S. 13



### 3.3 Medien und Kommunikationszentren im Mittelalter zwischen Oralität und Literalität

Um die vielfachen Durchdringungen und gegenseitigen Einflussnahmen zwischen Oralität und Literalität in der mittelalterlichen Gesellschaft näher beleuchten zu können, sollen nun tiefere Einblicke in Umgang und Anwendung der Erscheinungsform Text versucht werden. Dabei bleibt die schematische Gegenüberstellung von Walter Haug der stets mitzudenkende Hintergrund. Vor dieser Folie werde ich die mittelalterliche Gesellschaft noch einmal in diverse Kommunikationszentren splitten. Ich erachte dies als das geeignetste Verfahren, um den Umgang und das Verständnis von Text zu vermitteln. Um dabei die verschiedenen Auffassungen und Bearbeitungen von Texten näher erläutern zu können, sollen einfürend zwei Dinge determiniert werden.

Die im ersten Abschnitt dargestellte historische Entwicklung der Schrift bis zur Erfindung des Buchdrucks bedarf einer näheren Darlegung. Die Textproduzenten (ob Autoren, Kompilatoren oder Übersetzer – anonym oder nicht) mussten unter völlig anderen Bedingungen arbeiten, als wir es uns heute vorstellen. Buchhandel, Verlagswesen, Urheberrecht oder auch nur eine verallgemeinernde literarische Öffentlichkeit gab es nicht. Der Preis für die Herstellung eines Stückes ‚Literatur‘ war enorm hoch, so dass ein Schriftstück eher ein Luxusgegenstand gewesen ist und seine Fabrikation mit harter körperlicher Arbeit verbunden. Pergament wurde aus Ziegen-, Schafs- und Kalbshäuten mühselig gewonnen (bis im 14. Jahrhundert die Papiererzeugung eingeführt wurde). Wie wir gesehen haben, wurde eingangs fast gänzlich in Latein verfasst, so dass zunächst nur die kleinsten Kreise am Literaturprozess beteiligt sein konnten.

Geistliche und geistlich Gebildete waren bis zum 12. Jahrhundert mit der literarischen Tätigkeit beauftragt und verbunden. Selbst volkssprachliche Bearbeitungen sind meist unter theologischen Prämissen hervorgebracht worden. Erst nach gesellschaftlichen Veränderungen: Investiturstreit, Erstarben der weltlichen Macht, Entstehung neuer Schichten (Ministeriale, Stadtpatriziat) konnte der weltliche Laienadel auf die literarische Produktion Einfluss nehmen. Große Fürstenhöfe entwickelten sich zu literarischen Zentren.<sup>105</sup> Die wichtigste Instanz für einen Autoren waren nun zahlungsfähige Gönner und Auftraggeber, was eine gewisse Freiheit sogar gegenüber theologischen oder lateindominierenden Einflüssen bedeutete. Allerdings wurde dieser Diskurs dann auch neuen Prämissen unterworfen, mussten doch nun vornehmlich der Geschmack des Adels befriedigt oder höfische Ideale gefeiert werden.

Es sollte auch nicht vergessen werden, dass sich die Kommunikationssituation innerhalb der Gesellschaft im Mittelalter rasant

---

<sup>105</sup> Diese Entwicklung wird in diesem Kapitel näher besprochen.

entwickelte und veränderte. Allein die beständig wachsende Bevölkerungszahl (trotz Pestepidemien) kann als ein ausschlaggebender Faktor für diese Veränderungen (Entstehung, Entwicklung, Funktionalisierung von Medien z.B.) gesehen werden. Nach Borst hat sich die Einwohnerzahl Europas zwischen dem 7. und 14. Jahrhundert ungefähr verdreifacht.<sup>106</sup> Dies förderte neue Formen der Vergesellschaftung (Ansiedeln in Städten, Arbeitsteilung, neue Funktionen etc.).

Es bedarf also völlig neuer Formen, um diese explodierende Gesellschaft zu steuern und zu organisieren. Medien, welcher Art auch immer, müssen zu diesem Zweck eingesetzt, entwickelt und funktionalisiert werden.<sup>107</sup>

Politische und gesellschaftliche Probleme oder auch nur Ideentransmissionen müssen verstärkt medial gelöst und gesteuert werden. Auch diese Entwicklung soll in diesem Abschnitt thematisiert werden.

Weiterhin sei ausdrücklich darauf verwiesen, dass die gemeinhin angenommene Polarität der lateinischen Bezeichnungen *litteratus* – für Gebildete - ergo lateinmächtige Kleriker in Wort und Schrift und *illitteratus* – für Ungebildete keineswegs in der Lage ist, die real vorhandenen gesellschaftlichen Formen zwischen tatsächlichem Analphabetentum und Bildung, mit ihrer unterschiedlichen Stufung, exakt wiederzuspiegeln.

So beschreibt Bäuml den Ausgangspunkt so: „...throughout the Middle Ages at all levels of society, the majority of the population of Europe between the fourth and the fifteenth centuries was, in some sense, illiterate. Yet medieval civilisation was a literate civilization“<sup>108</sup>, fügt jedoch hinzu: „...the very definition of illiteracy as an individual’s inability to read and write neglects the far more significant circumstance of the presumed illiterate’s use of another’s literacy, and thus obscures some crucial social functions of literacy and illiteracy.“<sup>109</sup> Bäuml führt weiter aus: „...ready access to the written word is not be equated with an ability to read and write.“<sup>110</sup>

Er begründet damit eine vielfache Überlagerung der beiden gegensätzlichen Positionen Gebildet-Ungebildet weitab von jeder klaren Grenzzeichnung: „...the following circumstances: (1) the existence of three socially conditioned and socially functional modes of approach to the transmission of knowledge: the fully literate, that of the individual who must rely on the literacy of another for access to written transmission, and that of the illiterate without need or means of such reliance; (2) the existence of two types of transmission: the written and the oral; and (3) the existence of functional differences between the spoken and the written word. [...] the customary distinction between *litterati* and *illitterati* **is**

<sup>106</sup> Wieder in: Faulstich, W.: Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter: 800-1400. Die Geschichte der Medien, Band 2., (1996), S.19 f

<sup>107</sup> Medien als die Basis zum Bewahren von wichtigen Informationen über Raum und Zeit hinweg zu verstehen, setze ich voraus.

<sup>108</sup> Bäuml, F.H.: Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiteracy. In: Speculum., 55, (1980), S. 237

<sup>109</sup> Ebd., S. 242

<sup>110</sup> Ebd., S. 243

**misleading** [Hervorh. v. A.G.]. In fact, those *illitterati* who must and do have access to literacy are, in respect to their dependence on the written word for the exercise of their socio-political function, to be classed with the *litterati*, and can be referred to, for lack of a better term, as "quasi-literate."

In reference to the coexistence of written and oral transmission, it is essential to note that the social distinction between the *litterati* and the "quasi-literates" on the one hand, and the *illitterati* on the other, cannot be extended to a distinction between the two types of transmission – oral and written – by assuming a public's exclusive dependence on, or acquaintance with, one or the other. *Litterati* and "quasi-literates" are acquainted with the oral tradition, but are functionally dependent on the written word. The *illiterate* are not unacquainted with the content of the Bible and of written vernacular narrative; they are, however, functionally dependent on orally transmitted directives for the conduct of their lives."<sup>111</sup>

Auch Bumke weist in seinem Buch nach, dass eine eindeutige begriffliche Zuweisung von ‚gebildet‘ und ‚ungebildet‘ nicht möglich ist und für die mittelalterliche Gesellschaft keine pauschale Kategorie darstellen kann.

Manche Herrscher z.B. lernten das Schreiben noch im hohen Alter, manche hatten Umgang mit Theologen und Gelehrten an ihrem Hof und konnten sich so Bildung aneignen. Belegt sind viele Fürsten, Grafen und Herzöge, die sich Literatur zugänglich machten, indem sie Werkübersetzungen veranlassten und sie sich hernach vorlesen ließen.<sup>112</sup>

Ähnliche Ansätze fanden wir ja schon bei Lord und seiner Schilderung der Adaption eines gehörten (vorgelesenen) Epos.

Diese wechselnden Einflüsse und Durchdringungen in der mittelalterlichen Gesellschaft zwischen Oralität und Literalität, müssen stets bei unseren Analysen präsent bleiben, um ein wahres Verständnis für die damalige literarische Produktion und die orale Überlieferung und ihre Transformation zu entwickeln. Jede Negierung dieser wechselseitigen Einflüsse würde einer Beschreibung der mittelalterlichen Situation nicht gerecht werden, es würde keinerlei Verständnis entstehen für die Auffassung von Text oder Literatur und es würde übersehen werden, dass gerade in dieser disparaten und vielschichtigen Struktur ein Grundstein liegt für die Manifestation bestimmter Formen im schriftlichen Medium, die vorab nicht aufgetaucht sind (die Vulgärsprachen z.B. und auch die damit einhergehenden neuen Gattungen). Zusammengefasst bedeutet dies:

- Fehlerhaft wäre es, die kulturelle Bildung und den Umgang mit Texten im Mittelalter stets mit Literarizität gleichzusetzen.
- Unhaltbar ist mediengeschichtlich auch die wertende Zuordnung des Mediums Buch pauschal zum Stand der Kleriker und Mönche.

<sup>111</sup> Bäuml, F.H.: Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiteracy. In: *Speculum.*, 55, (1980), S. 246 f

<sup>112</sup> Sämtliche Beispiele aus: Bumke, J.: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter.*, (1994), S. 607 ff

- Trügerisch ist ebenso, nur jenen einen kompetenten und eingriffsfreien Umgang mit Texten zu unterstellen.

Bildung und kompetenter Umgang mit Texten heißt **Medienkompetenz** in verschiedenen Bereichen – oralen und literalen. Der Umgang mit den Medien des Mittelalters in unterschiedlichen Kommunikationszentren<sup>113</sup> und das jeweilige Verständnis von Text oder Literatur soll im Folgenden an drei Beispielen eruiert werden. Auch hier wird deutlich, dass die Intentionen der Übermittlung/ Überlieferung durchaus unterschiedlich motiviert sind, es jedoch wiederum vielfältige Überschneidungen und Bezugnahmen gibt.

### 3.3.1 Der Klosterraum

Das Schreibmedium Buch und seine Geschichte ist hauptsächlich von der Geschichte der Klöster und der Kleriker geprägt. Nach dem Untergang der antiken Rhetorenschule erstarkte eine christliche, missionierende Elementarschule, deren Religionsunterricht sich hauptsächlich aus der Vermittlung der Bibel speiste. Die Kleriker bemächtigten sich des Bildungsmonopols und konnten in der folgenden Zeit neben der Vermittlung und Weitergabe der Heiligen Schrift auch die antiken Klassiker in ihren Besitz bringen und diese aufbewahren und weiterkopieren.

Augustinus Mönchsregeln (390) besagten schon, dass ein Klosterbibliothekar täglich Bücher auszugeben habe. Buch und Bibliothek schienen also stark im Klosterraum zentriert zu sein.

Zunächst dienten die Klosterbibliotheken einzig dem eifrigen Lesen der Heiligen Schrift und der Schriften der Kirchenväter – auch ‚monastisches Lesen‘ genannt (Illich).<sup>114</sup> Die geistliche Lesung – *lectio* – war Vorschrift in Klöstern und erforderte damit auch den Besitz der Bücher.<sup>115</sup> Cassiodor gründete um 500 zwei Klöster und schuf zusätzlich das erste Scriptorium, in welchem die Mönche christliche Handschriften abschrieben.

---

<sup>113</sup> Den Begriff „Kommunikationszentrum“ halte ich in diesem Zusammenhang für sehr gelungen. Impliziert er doch zwei wichtige Punkte innerhalb einer Analyse der Überlieferung. Erstens umfasst er die Medialität, da es keine Kommunikation ohne Medien gibt, sowie deren vielfältige Ausdrucksformen (Multimedialität). Zweitens definiert er schon unterschiedliche Lokalitäten des Kommunikationsprozesses mit unterschiedlichen Intentionen oder Aspekten, ohne dabei jedoch ein vielfältiges Miteinander und den Austausch untereinander auszuschließen. Den Begriff der „Teilöffentlichkeiten“ von Faulstich, halte ich für weniger spezifizierend. Er versucht eine Kategorisierung, die so nicht aufrecht erhalten werden kann, weil sie die wechselseitigen Einflussnahmen ausgrenzt. Auch der Begriff der „okkasionellen Öffentlichkeit“ von Thun ist weniger gelungen. Der Bezug auf rein spezifische Ereignisse mag für Hof, Burg, Land und Stadt stimmen, greift jedoch meines Erachtens nicht im Falle der Scriptorien und Klöster.

<sup>114</sup> Illich, I.: Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos ‚Didascalicon‘, (1991), S. 101 – Illich beschreibt hier, wie man den Büchern tatsächlich ‚gelauscht‘ hat, wie alle Sinne Augen, Ohren, Zunge für die Kunst des Lesens genutzt und gebraucht wurden. *Sapientia*, gwiß eine der höchsten Erkenntnisformen der Antike und des Mittelalters, leitet sich von *sapere*, also vom „Schmecken“ und nicht vom „Sehen“ ab.

<sup>115</sup> Das älteste Beispiel von Buchbesitz und Bibliothek ist wohl das Kloster Monte Cassino (529), begründet von Benedikt von Nursia. Vgl. Faulstich, W.: Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter: 800-1400. Die Geschichte der Medien, and 2., (1996), S. 106

Die „Vulgata“ (von Papst Damasus von Hieronymus 382 – 406 in Auftrag gegeben) beziehungsweise Teile derselben, Evangelien und Psalmen, gehören zu den am häufigsten überlieferten Texten in mittelalterlichen Handschriften.<sup>116</sup> Beachtenswert ist hier die Tatsache, dass auch die Haupttexte der christlichen Religion Kompilationen sind, die sich aus verschiedenen Traditionen speisen. Mündliche Überlieferungen, Neuschaffungen oder Bearbeitungen vorliegender Übersetzungen („Vetus Latina“) sind die beweglichen und sanktionierten Grundlagen der „Heiligen Schrift“. Dieser Text wird heute zutiefst als fest und unbeweglich erachtet.

Abgeschrieben wurden desgleichen antike Klassiker (Aristoteles), oft auch zur Einübung des Lateinischen, ebenso lateinische Sachschriften der Medizin, Astronomie oder Grammatik. Zusätzlich war nicht unbedingt jeder Mönch, der im Scriptorium beschäftigt war, gleichwertig lese- und schreibkundig. Große Kirchenlehrer schrieben oft nicht selbst, sondern waren *dictator* (Thomas von Aquin). Ein verständiger *scriptor* schrieb die diktierten Texte auf Wachstafeln, bevor sie auf das teure Pergament gebracht wurden. Auch der Abschreiber im Scriptorium musste nicht unbedingt lesen können oder überhaupt des Latein mächtig sein. Imitierendes Abmalen der Buchstaben ist sehr häufig vorgekommen und konnte natürlich bei schlechter Vorlage zu Fehlern führen.

Das Pergament war, wie erwähnt, äußerst teuer und konnte nicht in beliebigen Mengen hergestellt oder erworben werden. So gab es oft Mehrfachbeschreibungen der Pergamentblätter, die vorher behutsam abgeschabt wurden (Palimpsest).

Texte gingen verloren, weil sie vielleicht nach Anschauung der Zeit wertlos waren, oder das Verständnis für sie verschwunden war und sie deshalb übermalt wurden.<sup>117</sup>

Eine herausragende Rolle spielten die klösterlichen Schreibstuben jedoch als Multiplikationsfaktoren für das Schreibmedium schlechthin. Der jeweilige Bestand einer Klosterbibliothek wurde durch die Scriptorien stetig erweitert. Unter den diversen Klöstern gab es einen regen Austausch und Entlehnungen von Codices. Das Fuldaer Kloster unter Hrabanus Maurus (9. Jahrhundert) stellte eine besonders reiche Bibliothek, vor allem weil sie entscheidende antike Werke (Cicero, Vergil) und ebenso althochdeutsche – also vulgärsprachliche – Literatur kopierte („Hildebrandslied“).<sup>118</sup> Die eigentliche Bibliotheks- und Scriptorienleistung trugen die Klöster, belegt sind diese Einrichtungen jedoch auch vereinzelt beim Adel oder dem König (Pfalzbibliothek Karls des Großen). Auch

<sup>116</sup> Dinzlacher, P.: Sachwörterbuch der Mediävistik., (1992), S. 887

<sup>117</sup> Ein Beispiel ist hier Cicero „De re publica“. Spätere Generationen versuchten die abgeschabten Texte wieder sichtbar zu machen. Das 19. Jahrhundert nutzte chemische Hilfsmittel, fügte damit jedoch dem Pergament großen Schaden zu. Heute wird häufig eine Infrarotlampe verwendet. Vgl. Dinzlacher, P.: Sachwörterbuch der Mediävistik., (1992), S. 615

<sup>118</sup> Der allgemeine Umfang der Bibliotheken blieb dennoch relativ gering – an heutigen Maßstäben gemessen – 200–300 Bücher bedeutete eine gute, 500–600 Bände eine sehr gute Bibliothek. Vgl. Dinzlacher, P.: Sachwörterbuch der Mediävistik., (1992), S. 101. Stellen wir jedoch daneben, dass ein Schreiber nur zum Abschreiben eines Buches etwa ein Jahr benötigte, ist dies wohl doch eine beachtliche Menge. Vgl. Faulstich, W.: Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter: 800–1400. Die Geschichte der Medien, Band 2., (1996), S. 110

zwischen weltlichem Adel und Klosterbibliotheken sind Anleihen und Schenkungen von Büchern und diverse Auftragsarbeiten belegt.<sup>119</sup>

Die Zirkulation richtete sich nach unterschiedlichsten Faktoren. Manchmal gab es regionale Begrenzungen, teilweise war die zugrundeliegende Spezifik (Vorlage, Aussage) eines Textes ausschlaggebend, manchmal wurde die bereits vorhandene (spezifische) Sammlung zu ergänzen gesucht.

Es lagen also unterschiedliche Codices vor, und noch wichtiger, unterschiedliche Fassungen waren in Umlauf. Die hier dargestellte Geschlossenheit der klösterlichen Organisation bei der Tradierung von Bildungsgut und der Pflege von Bibliotheken blieb jedoch nicht lange unbeschadet.

Äbte waren nach der benediktinischen Klosterverfassung den Bischöfen oder Territorialherren unterstellt. Im 10. Jahrhundert wurde es allgemein üblich (bis zum Investiturstreit), Bischofs- und Abtstühle nach politischen Gesichtspunkten zu besetzen – einzig die Klöster blieben ab 1000 dem Papst unterstellt. In der direkten Folge gab es mehrere Ordensgründungen, die sich bewusst der Verweltlichung von Cluny entgegenstellten und damit auch unterschiedlichste Entwicklungen im Umgang mit dem Medium Buch/Text förderten.

Die Kartäuser z.B. (1084 gegründet) vertraten asketische Ideale und das kontemplative Leben mittels Abschreiben von mystisch-asketischen Texten. Die eremitenähnliche Situation und die strenge Schweigepflicht förderten hier die dafür notwendigen Mehrfachexemplare zum monastischen Lesen.

Die Franziskaner (1209 gegründet) propagierten Entsagung und Armut (nach Christus), Keuschheit und seelsorgerische Tätigkeit.

Die grundlegende Streitfrage über 100 Jahre, ob Buchbesitz danach überhaupt erlaubt sei und das vorrangige Anliegen der Wandermissionierung, waren ungünstige Voraussetzungen für eine Gründung von Bibliotheken.

Anders die Zisterzienser (Bernhard gründete 1115 das Kloster Clairvaux). Biblexegetische und patristische Schriften wurden hier schmucklos, aber umfangreich kopiert.

Die Dominikaner (1215 gegründet) wiederum spielten für das Medium Buch eine herausragende Rolle. Übertreffende scholastische Werke (Albertus Magnus/Thomas von Aquin) trugen durch ihre Übermittlung viel zur geistlichen Kultur des Mittelalters bei.

Die unterschiedliche Funktionalisierung des Buches ging oft mit einer veränderten Einstellung gegenüber Texten an sich einher, die sich auch in der Entwicklung neuer literarischer Techniken spiegelt. Illich zeigt dies deutlich am Beispiel des Hugo von St. Victor („Didascalicon“ 1128).<sup>120</sup>

---

<sup>119</sup> Ebd., S. 116

<sup>120</sup> Illich, I.: Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos ‚Didascalicon‘, (1991).

Vor Hugo wurden Werke abgeschrieben, monastisch gelesen und höchstens einmal um kleine Zusätze erweitert. Doch Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt man Bücher zu redigieren, zu editieren, juristische Entscheidungen werden geordnet und gesammelt. Die Überlieferung wird nach eigenem Ermessensraum ausgeschlachtet und kompiliert. So konnte zwar beim Studium Bekanntschaft mit der größtmöglichen Vielfalt an Autoren gemacht werden, jedoch wurde der üppige Textcorpus unübersichtlich. Es bedurfte neuer Hilfsmittel und Ordnungskriterien.

Glossen beispielsweise wurden weniger interlinear geschrieben, sondern erhielten nun einen eigenen, zugewiesenen Platz. Das neue Layout wird Teil eines sichtbaren Ganzen und bringt eine veränderte ästhetische Vorstellung vom Textcorpus. Zusätzlich enthalten die Glossen Kommentare mit eigenen Vorstellungen des Schreibenden, wie die Struktur des Textes aufgefasst wurde, um einen Sinn – *ordo* – herzustellen.

Der Autor mutiert vom Erzähler einer Geschichte (Abschreiber) zum Schöpfer eines Textes. Texte und ihre neue Ordnung mit Verweisen, Kommentaren, Ordnen von Schlüsselwörtern, Sachregistrierungen, Marginalien, farbliche Linien etc. sind Versuche, die Texte überschaubarer zu gestalten und zeigen deutlich den Versuch, alle Fäden zu entwirren, aus denen ein sichtbarer Text gewoben ist (erste textkritische Versuche, in denen eigene Auffassungen von andere unterschieden werden). Hier wurde also versucht, bestimmte vorgefasste Inhalte aus dem (christlichen) Überlieferungscorpus herauszulösen und diese Themen anderen übersichtlich und zugänglich zu gestalten.

Der Corpus des Textes wird aufgelöst, analysiert, geordnet und neu gegossen. Nur so können neue Ideen entwickelt werden, wird ein Auseinandersetzen mit dem Text möglich.

Bemerkt werden soll auch, dass mit diesem Verfahren eine neue Sichtweise der Schrift entsteht.

Das Wort wird technologisiert – das, was geschrieben steht und worauf Bezug genommen wird, hat fürderhin einen höheren Stellenwert als das gesprochene Wort.<sup>121</sup> Die Vorstellung von sozialer Wirklichkeit erhält damit ein neues Gefüge. Die Schrift wird erstmals vor dem gesprochenen Wort prämiert.

Ähnliche Veränderungen im Umgang mit dem Medium Buch vollzog sich auch an den Bildungseinrichtungen Klosterschule und Universität. Die Bücher hier wurden ebenso instrumentalisiert, viele gleichzeitig und parallel, cursorisch oder extensiv gelesen, um theologische Thesen möglichst breit abzusichern.<sup>122</sup>

Die Universitäten sind im Kommunikationszentrum Kloster wiederum ein Spezialfall, denn hier zeigt sich, dass sich neben dem Schreibmedium

<sup>121</sup> Vgl. dazu auch den enormen Anstieg von schriftlich fixierten Urkunden. Die schriftlich beschriebenen Wirklichkeiten waren nun wichtiger, Urkunden behielten vor Gericht das letzte und entscheidende Wort. Ebd., S.103

<sup>122</sup> Clanchy (1979), wieder in: Faulstich, W.: Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter: 800-1400. Die Geschichte der Medien, Band 2., (1996), S. 130 – weiterhin führte dieser stetige Umgang mit Büchern auch zu Umschreibungen in kleinere, handlichere Formate und mit der Einführung des Papiers war die Mobilität endgültig gesichert und das Buch - in Klerikerkreisen zumindest - ein Arbeitsgerät.

Buch auch das orale Menschmedium zur Bewahrung und Weitergabe des Wissens gehalten hatte. Hier werden die traditionellen Mnemotechniken (Assmann) zur Traditionsbewahrung angewandt.

Die Universitäten des Mittelalters (etwa ab 12. Jahrhundert) bedeuteten keine Fortsetzung der antiken Hochschulen, sondern waren eine originelle Neuschöpfung. Ein fester Lehrplan, abgestufte Bildungsgrade und eine Kooperation von Lehrenden und Lernenden waren die Grundpfeiler des neuen Systems. Wissenschaft bedeutete in diesem Verständnis: Distribution christlich geprägter Welterklärung durch Autoritäten (Magister und Scholaren). In den *lectio* der Magistri wurden Sentenzen aus bestimmten Büchern (Pflichtlektüre) vorgetragen und kommentiert, von der Analyse einzelner Elemente (*sententia*) bis hin zur Freilegung des tieferen Sinns. Das Buch war Arbeitsmittel für die Professoren, vermittelt wurde jedoch in mündlicher Tradition. Die Studenten waren demnach gezwungen, verstärkt auf Mitschriften auszuweichen. Eine einzigartige Verbindung von Oralität und Literalität.

Die Magistri stellten sich mit dieser Vermittlung natürlich auch konzeptionell **vor** die Bücher und deren Auslegung. Die Wiederentdeckung antik-heidnischer Autoren (Aristoteles) bedeutete natürlich eine Bedrohung der auf absolutem Glauben ausgerichteten Dogmen der Kirche. Goody schreibt dazu: „Auch ein des Lesens und Schreibens Kundiger bedarf der Führung durch das aus Büchern zu gewinnende Wissen; ein unabhängiger Zugang zum geschriebenen Wort birgt unbekannte Gefahren in sich. [...], Wahrheit ist auf einen Vermittler angewiesen, auf kontemplative Behandlung und die Internalisierung durch das Gedächtnis – Lehr- und Lernformeln, die dem mystischen Weg zur Wahrheit vielleicht angemessener sind als dem empirischen Weg.“<sup>123</sup>

Die universitäre Lehre musste frei gehalten werden von den brodelnden Umtrieben dieser Zeit, von ketzerischen Schriften, von Auseinandersetzungen zwischen Weltklerus und Ordensleuten.<sup>124</sup>

Eine weitere universitäre Kommunikationsform war die *disputatio* – Magistri und Lernende stellten gemeinsame Fragen an Texte und die möglichen Antworten wurden gegliedert, verglichen und diskutiert (wohl eher gelenkt), um die Welt zu erklären. Wir haben es hier mit einer Durchdringung der Theologie mit philosophischen Erörterungen zu tun (Scholastik), es ist der Versuch einer Argumentation der Vernunft gegen allzu festgeschriebene Autoritäten. Viele dieser Disputationsammlungen (*Quaestiones disputatae*) haben unsere Zeit noch als Mitschriften erreicht. Die Disputation sollte natürlich noch keine Emanzipation zum eigenständigen Denken darstellen. Die Heilige Schrift blieb immer Richtschnur und gegenteilige Meinungen wurden zwar angesprochen, letztlich jedoch integriert und entschärft. Bedeutung erlangt die

<sup>123</sup> Goody, J./Watt, I./Gough, K.: Entstehung und Folgen der Schriftkultur., (1986), S. 42 f

<sup>124</sup> Spätestens seit dem 13. Jahrhundert setzte ein global gesellschaftlicher Wandel ein. Ehemals feudale Zentren lösten sich auf, Städte blühten, reicher Handel- und Geldumlauf sorgte für einen Aufschwung und neue soziale Schichten entstanden. Diese Entwicklung erschütterte das Machtmonopol der Kirche, die in der Folgezeit das Bildungswesen einer totalen Kontrolle unterwarf – neben anderen rigiden Methoden gegen Glaubensfeinde (Inquisition).



Universität des Mittelalters gerade durch ihre Sonderstellung zwischen Oralität und Literalität.

Noch ein letzter Punkt, der eine Durchdringung unterschiedlicher Kommunikationszentren zeigen soll, besteht in der Frage, in wie weit die Geistlichkeit auch weltliche Literatur förderte. Wie bereits angesprochen, zeichneten sich die religiösen Schreibstuben durch ihre schrifttechnische Entwicklung aus. Die dabei entstandenen religiösen Dichtungen sind von hoher Qualität, an die z.B. höfische Dichter anknüpfen konnten. Leider gibt es kein sicheres Zeichen dafür, dass auch an geistlichen Stätten Minnesang oder höfische Epik in Auftrag gegeben worden sind. Jedoch liegen Beispiele dafür vor, dass es eine Rezeption gegeben hat. So wurde z.B. der „Gregorius“ des Hartmann von Aue in lateinische Verse übertragen.

Ein besonderes Verbindungsglied zwischen geistlicher und weltlicher Sphäre war Bischof Wolfger von Erla († 1218). In überlieferten Reiseabrechnungen zeigt er sich häufig als Gönner der Dichter, Künstler und Spielleute. Er übermittelte in seiner Reisekostenabrechnung von 1203 den einzigen wohlbekanntesten Eintrag zu Walther von der Vogelweide (5 Schillinge für einen Pelzrock). Wolfger war wohl auch der höfischen Epik und ihrer Tradition aus den mündlichen Heldenstoffen gegenüber sehr aufgeschlossen.

Es wird angenommen, dass unter seinem Episkopat (und eventuell auch Auftrag) das „Nibelungenlied“ gedichtet sein könnte. Allein, die Annahme lässt sich nicht beweisen. Beeinflusst hat er vielleicht auch Thomasins von Zirklare didaktisches Werk „Der Welsche Gast“ – zumindest war Wolfger als Patriarch von Aquileja Thomasins Vorgesetzter.

Das 13. Jahrhundert bietet weitere, zahlreiche Zeugnisse der Förderung höfischer Literatur durch geistliche Würdenträger – Erzbischof Friedrich von Salzburg beschaffte die Vorlage für Etzenbachs „Alexander“, Heinrich von Klingenberg ist wahrscheinlich der Auftraggeber der Weingartner Liederhandschrift (1300), in Lobsprüchen finden sich Bischöfe erwähnt, der Dichter Hardloub zählt in seinen Liedern sein geistliches Publikum auf (Fürstabt, Fürstäbtissin) etc.

Das einzige, nachweislich beauftragte höfische Epos ist Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“ (urkundlich 1289) vom Domkantor Dietrich am Orte initiiert.<sup>125</sup> Der Literaturbetrieb und das Tradieren von Texten war also im religiösen Kommunikationszentrum nicht nur explizit geistlichen Inhalten verschrieben.

### 3.3.2 Die fürstlichen Höfe

Auch die weltlichen Adels- und Fürstenhöfe sind in ihrer Sonderstellung zwischen mündlicher und schriftlicher Tradition von besonderem

---

<sup>125</sup> Alle Beispiele aus Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 670 ff

Interesse. Der, zunächst so klassifizierte, Laienadel lebte durchaus nicht in vollständiger Schriftlosigkeit. An jedem Hof gab es Kapläne und Kleriker, die mit Büchern umgingen und jede Adelsfamilie stand in engem Kontakt zu Klöstern und Stiften in ihrem jeweiligen Herrschaftsbereich, deren Schreibstuben in Anspruch genommen werden konnten.

Wie Bäuml schon gezeigt hat, machte man sich die Schreibfähigkeit von anderen zu Nutze, oft im Dienste der Herrschertätigkeit (Briefe, Urkunden, Erlasse etc.). Herrenhäuser gründeten oftmals auf ihren Besitztümern Hausklöster, die nicht nur frommen Zwecken dienten, sondern auch ein wichtiges Instrument zur herrschaftlichen Erschließung des Landes darstellten – eine Machtdemonstration neben dem Burgenbau an sich. Kapläne und Hofgeistliche, Ärzte, Lehrer und Architekten entstammten diesen Klöstern und ein geregelter Schriftbetrieb findet hier seine Anfänge.

Der beauftragte Schriftbetrieb an den Hofklöstern bestand aus historischen Aufzeichnungen der Gründungsgeschichte (*fundatio*), die oftmals zu kleinen Chroniken der Stifterfamilie ausgeweitet wurden. Dies sind auch die Anfänge der dynastischen deutschen Geschichtsschreibung. Fortgesetzt wurde dies in den berühmten Genealogien, mit denen man sich seine Herkunft und seinen Status bewies und bestätigte.

Die älteste Fürstengenealogie stammt aus Flandern (10. Jahrhundert) und diese Tradition reißt fortan nicht mehr ab. Hier zeigt sich eine besonders fruchtbare Verbindung zwischen Kloster und Hof, zwischen laikalen und klerikalen Verhältnissen. Die Verfasser der Genealogien sind meist namentlich unbekannt, jedoch werden im 12. und 13. Jahrhundert oft Fürstenhäuser aufgeführt, die sich auch als Gönner und Mäzene der höfischen Literatur hervorgetan haben (Landgrafen von Thüringen, Wettiner von Meißen etc.).

Ausußernd sind dann ab dem 12. Jahrhundert die selbständigen Haus- und Landesgeschichten.

Für Deutschland ist eine umfassende Darstellung der Geschichte der Welfen belegt („*Historia Welforum*“ 1170). Es ist dies eine Aufzählung der Geschlechterfolge der Welfen, die immer breiter und umfassender wird, je mehr sie sich der Gegenwart nähert. Ein Werk von sicherlich literarischem Rang, jedoch stellt sich die Frage nach dem Publikum dieses lateinischen Werkes. Der vermutliche Auftraggeber Welf VI war wohl Illiterat, so weit wir wissen. So bleiben diese frühen Zeugnisse – gegenüber bedeutenden Werken aus Flandern („*Vita Karoli*“) – recht bescheiden und korrespondieren wohl mit den Bildungsvoraussetzungen an den weltlichen Höfen, die einer Rezeption lateinischer Literatur nicht gewachsen war.

Die Hofliteratur umfasste auch Lehnbücher, Urbare und Besitzverhältnisse, die in den Dienst von Regierungs- und Verwaltungstätigkeit gestellt wurden und deshalb auch in der rechtsverbindlichen lateinischen Sprache abgefasst wurden („*Codex Falkensteinensis*“ um 1170).

Anlass zur Niederschrift war wohl die Sorge um den Fortbestand des Familienbesitzes und dieses Werk bietet damit grundlegende Einsichten in

die damalige Rechts- und Wirtschaftsgeschichte.<sup>126</sup> Wahrscheinlich liegen in dieser Ausgabe auch die Wurzeln eines geregelten Schriftbetriebs an den weltlichen Höfen begründet, da einzelne Wörter und zwei Textstücke in deutscher Sprache (zum besseren Verständnis ?) abgefasst sind.

Mit der nun folgenden Einrichtung eigener höfischer Kanzleien vollzog sich ein entscheidender Schritt hin zur ausgiebigen Schriftnutzung und ebenfalls einem veränderten Textverständnis – ähnlich den klösterlichen Entwicklungen.

Ab der Mitte des 12. Jahrhunderts bedurften die neuen Formen der Landesherrschaft auch neue Formen der Organisation und Verwaltung.<sup>127</sup>

Bis dahin regierten die Fürsten ohne Schriftzeugnisse. Gerichtsurteile wurden mündlich gesprochen, Belehnungen durch rechtlich bindende Gebärden abgeschlossen.

Doch nun werden verstärkt Urkunden zu administrativen Zwecken ausgestellt. Fürsten errichteten dafür eigens Kanzleien und beschäftigten Schreiber – meist Geistliche, die in der Folge mit Ämtern belohnt wurden (Bischof).<sup>128</sup> Es wurde notwendig, einheitliche Rechtsbücher, Verzeichnisse von Besitztümern, die Güter- und Finanzverwaltung schriftlich festzuhalten. In der Folge verloren die oben genannten rechtsverbindlichen Gesten langsam ihre Bedeutung und das Schriftstück wurde zur gültigen Legitimationsgrundlage.<sup>129</sup>

Die veränderte Rezeptionspraxis mag mit folgendem Zitat aus dem „Schwabenspiegel“ (1280) belegt sein: „Wir sagen, dass Urkunden besser sind als Zeugenaussagen. Denn die Zeugen sterben; die Urkunden dagegen bleiben immer bestehen.“<sup>130</sup>

An den Höfen waren also neben den materiellen Voraussetzungen (Bezahlen des Pergaments) auch die Bedingungen für einen Schriftbetrieb gegeben. Niederschriften von Genealogien und Urkunden waren bei weitem nicht die einzigen Aufgaben der Schreiber dieser Kanzleien. Hier begegnen wir erneut jenem ultimativen Aufeinandertreffen zwischen oraler Tradition und ihrer Verschriftlichung – nun im Auftrag fürstlicher Gönner.

Die Laien außerhalb des Kirchenraumes hatten ihre eigene Literatur, die gänzlich schriftlos war. Die traditionellen Texte, die wiederum nur im Gedächtnis bewahrt und so von Generation zu Generation weitervermittelt wurden, umfassten den gesamten Bereich von Brauchtum, Sitte und Recht. Vor diesem Hintergrund muss die gesamte Überlieferung gesehen

---

<sup>126</sup> Ausführliche dazu Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 621 ff

<sup>127</sup> Vgl. den obigen Abschnitt des Geschichtsabrisses zum Erstarren der weltlichen Macht, der Zersplitterung des Reiches und der neuen gesellschaftlichen Stände.

<sup>128</sup> Vgl. das Beispiel bei Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 626

<sup>129</sup> Dies war natürlich ein Prozess, der sich über Jahrzehnte hinzog, speziell mit dem Ausblick auf die Anwendung wirklich deutschsprachiger Urkunden, die erst im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts auftauchten.

<sup>130</sup> Wieder in: Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 636

werden. Das heißt, beim Betrachten der überlieferten höfischen Literatur muss stets die mündliche Kategorie mitgedacht werden.

Zur eigenen Ausdifferenzierung und Legitimation des Adels gehörte nicht nur ein ritualisiertes Reglement am Hofe – Partizipation und Mimesis: „Soziale Nähe und Distanz, Konformität mit den Regeln und Verstöße gegen gültige Verhaltensstandards werden durch ein System von sinnlich wahrnehmbaren Zeichen – Gestik, Mimik, Habitus, Rhetorik – signalisiert, deren aktive Beherrschung über den Status bei Hofe entscheidet. Die Erfahrung der höfischen Welt und die Konstruktion adliger Handlungsentwürfe geschieht somit primär im Handlungsvollzug, diesseits expliziter Belehrung und kodifizierter Regeln.“<sup>131</sup>

In diese Kategorie gehören auch die Epensänger oder Erzähler, die bei Hofe auftraten. Natürlich waren die Sänger als Menschmedien zu besonderen Anlässen – Festen, Hochzeiten, Schwertleiten – zur Unterhaltung gedacht, jedoch bewahrte der Sänger mit seinen vorgetragenen Themen die ritterlichen Tugenden, war damit Ausdruck und Garant des feudalen Wertesystems und trug des weiteren prinzipiell zur (mündlichen) Stabilisierung der herrschenden Ordnung bei.<sup>132</sup>

Die gut bezeugte mündliche Heldendichtung spielte für den feudalen Adel, sein Geschichtsbewusstsein und seinen Ahnenkult eine wichtige Rolle. Leiteten sich doch viele Adelsgeschlechter, zu Legitimationszwecken, selbst von der heroischen Vorzeit ab.<sup>133</sup> Das Interesse an geschichtlichen Überlieferungen, gepaart mit der Demonstration von Status, war der Auslöser für die Förderung der mündlichen Aufführungspraxis bei Hofe und dem späteren Betreiben, dies alles **schriftlich** festzuhalten.

Für die Tradition der Heldenepen finden sich auch einige Belege, dass sie mündlich von ‚Berufssängern‘ am Hof vorgetragen wurden. Hugo von Trimberg schreibt: „*Swer von hern Dietrîch von Berne Dâ sagen kan und von hern Ecken Und von alten sturm recken, Vür den giltet man den wîn.*“ (Renner 10348-51), im „Jüngeren Tituel“ begegnet uns die Zeile: „*So singent uns die blinden, daz Sifrit hurnin were.*“ (3364,1) und der Spruchdichter Marner klagt sogar: „*Sing ich dien liuten mâniu liet, sô will der êrste daz wie Dieterîch von Berne schiet, der ander, wâ kunc Ruother saz, der dritte will der Riuzen sturm, sô will der vierde Ekhartes nôt, Der*

<sup>131</sup> Wenzel, H.: Imaginatio und Memoria. Medien der Erinnerung im höfischen Mittelalter. In: Assmann/Harth [Hrsg.]: Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung., (1991), S. 59

<sup>132</sup> Minnesänger z.B. hatten überdies ebenfalls eine Sublimierungsfunktion. Durch die Vermittlung des ritterlichen Ehrbegriffs und der künstlichen Hochwertung der Damen, wurde das eklatante Missverhältnis zwischen den Geschlechtern einigermaßen im Zaume gehalten und relativiert. Schließlich standen zahlenmäßig wenige und real gering geachtete Frauen gegen eine massive Überzahl an hochgeschätzten Männern. Dass die Sänger des weiteren auch als mehrdimensionale Medien gesehen wurden, die nicht nur der Unterhaltung dienten, mag vielleicht die bekannte Abbildung Wolframs von Eschenbach als gewappneter Ritter belegen (Manessische Liederhandschrift C).

<sup>133</sup> Vgl. das Beispiel des Markgrafen von Groitzsch, der sich in seinem Stammbaum auf den Sagenkönig Ermenrich bezieht. In: Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 613

*fünfte wen Kriemhilt verriet, dem sehsten taete baz war komen sî der Wilzen diet...."* (XV, 14, 261-78).<sup>134</sup>

Die relativ seltenen Niederschriften der Epen bezeugen wohl, dass es anfänglich kaum ein Bedürfnis nach schriftlicher Konzeption gegeben hat, da die mündliche Tradition noch sehr intakt war. Doch ein Traditionsbruch bahnt sich an, wenn die mündliche Praxis durch erste Niederschriften ‚gestört‘ wird und diese dann wiederum unter den Sängern kursieren.

Ähnlich wie das Menschmedium Sänger, dient auch die Übertragung der Heldenepen in einen schriftlich fixierten Text in den Adelskreisen hauptsächlich der Statusdemonstration, denn Bücher waren selten und teuer. Niederschriften waren von materiellen und organisatorischen Umständen der Gönner und Mäzene bestimmt.

Jedoch darf diese ‚Kunst auf Bestellung‘ nicht unter den heutigen negativen Aspekten betrachtet werden. Wie gezeigt, stellte sie die einzige Möglichkeit einer – wie auch immer gearteten – literarischen Öffentlichkeit dar. Die anfänglichen Niederschriften sollten auch von einer Perspektive jenseits einer künstlerischen Selbstverwirklichung aus betrachtet werden. Die mündliche (Heldenhistorie) Tradition gehörte in diesem Sinne jedem und war auch jedem bekannt und keine ‚Autorenleistung‘. Erst die Möglichkeit einer schriftlichen Fixierung eröffnet ein neues Verständnis von Text, die künstlerische Individualität wird erst durch die **Verschriftlichung** der Überlieferung zu einem relevanten Faktor. Erst mit schriftlich konzipierten Texten tritt die Begrifflichkeit eines ‚Autoren‘ in das Wahrnehmungsfeld.

Der Gedanke, dass die Förderung von Kunst und Literatur zu den Obliegenheiten des Kaisers gehörte, stammt aus der römischen Antike, war also herrscherliche Pflicht. Bis zum 12. Jahrhundert war der Kaiserhof auch der einzige Ort der Literatur außerhalb der Klöster<sup>135</sup>, bis hin zu der Tatsache, dass Heinrich VI. selbst als Dichter hervorgetreten ist (Heidelberger Liederhandschrift). Auch die folgenden Kaiser haben – in unterschiedlicher Ausprägung – einen Literaturbetrieb aufrechterhalten.

Walther von der Vogelweide benannte beide folgenden Kaiser innerhalb der welfisch-staufischen Doppelherrschaft. Philipp von Schwaben wird als Staufer besonders hervorgehoben<sup>136</sup>, und Walther bezeugt, selbst an dessen Hof gewesen zu sein. Hier zeigt sich wohl deutlich, dass ein Mäzenatentum der Kaiser mit einem starken persönlichen Engagement verbunden war. Wurde es nur als Obliegenheit, als lästige Pflicht betrachtet, entstanden auch nicht viele Werke, wie die Zeit unter dem Welfen Otto IV. belegen kann.

<sup>134</sup> Sämtliche Zitate aus Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 614 f

<sup>135</sup> Zu den Belegen der dortigen Schriftlegung vgl. Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 642

<sup>136</sup> Siehe die Angaben in: Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 652

Weiterhin waren die Anfänge der Literaturproduktion an den Kaiserhöfen stark lateinisch geprägt und blieben es auch zumeist in der höfischen Zeit. Die Grundlagen hierfür sind meist in den jeweiligen Bildungsvoraussetzungen zu suchen. Philipp von Schwaben bekleidete z.B. hohe kirchliche Würdenstellungen, bevor er sich den weltlichen Regierungsgeschäften zuwandte. Otto IV. schien dagegen eher ungebildet zu sein. Der folgende Kaiser Friedrich der II. (1215-1250) und seine Söhne förderten den Literaturbetrieb wiederum außerordentlich. Friedrich verfasste das bekannte lateinische Jagdbuch „De arte venandi cum aribus“ und lateinische Lieder gar selbst.

Sicherlich sind auch volkssprachliche Dichter und Lyriker für diesen Hofstaat bezeugt (Rudolf von Ems, Ulrich von Türheim), die dort vor den Fürsten aufgetreten sind oder Aufträge für Epenabfassungen erhalten haben. Jedoch waren die bei weitem engagierteren Förderer der volkssprachlichen Literatur an anderer Stelle zu finden. Schon bei den Kindern von Friedrich II. werden es Untertanen und Ratgeber gewesen sein, welche die literarischen Bestrebungen gefördert haben, da die beiden Könige formal viel zu jung waren, als sie die Regierungsgeschäfte übernommen haben.<sup>137</sup>

Die wahren Förderer einer volkssprachlichen Literatur mit einem eigenen Charakter waren die weltlichen Fürstenhöfe ab der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Die kaiserliche Macht basierte auf Grundherrschaft und dem Lehnrecht. Nachdem der Hof anfänglich personengebunden und mobil war – der Hof war dort, wo sich der Kaiser mit seinem Gefolge gerade aufhielt – wurde es notwendig, einen hierarchisch aufgegliederten Flächenstaat zu entwickeln. So konnte man den beschriebenen politischen Konflikten und auch der strukturellen Streuung der Gesellschaft am besten Herr werden. Um die Regierung adäquat ausüben zu können, bedurfte es einer weitflächig strukturierten Machtrepräsentation. Burgen etwa – im 9./10. Jahrhundert einzig der Landesverteidigung wegen errichtet – wurden nun zu festen Residenzen, ebenso wie neuerbaute Pfalzen. Vertrauenswürdige Untertanen wurden hier als Macht- und Herrschaftsrepräsentanten eingesetzt.

Sie bildeten den politische Mittelpunkt zur Sicherung der weltlichen Herrschaft.

Trotz ihrer Lehnsabhängigkeit vom Kaiser erhielten die sogenannten Ministerialen eine besondere soziale Funktion, die in der folgenden Zeit mit einer gesteigerten Selbstgewissheit zu einem Symbol für die gehobene Stellung des Adels in der Gesellschaft wurde.

Das mehrstufige Lehnswesen schuf damit Herzöge, Landesfürsten, Mark- und Pfalzgrafen, jeder wiederum mit seinem eigenen Hofstaat aus niederem Adel, Bediensteten und Künstlern, denn diese Fürstenhöfe waren nicht nur Macht-, sondern auch Kulturzentren. Ihr Herrschaftsstil war

---

<sup>137</sup> Sie waren erst 9 Jahre alt. Der Reichsschenk Konrad von Winterstetten ist jedoch für den Regierungshof belegt und wird von Ems und Türheim als Auftraggeber explizit benannt. Vgl. Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S.653

sicherlich den kaiserlichen Repräsentationsstilen in Hofverwaltung, Urkunden, Bau von Pfalzen angepasst. Jedoch gingen die Fürsten beim literarischen Mäzenatentum einen völlig neuen Weg, indem sie die volkssprachliche Literatur verstärkt förderten und mit einem ungleich höheren persönlichen Engagement hinter der literarischen Kunst standen. Viel hing mit der bereits erwähnten Bildungssituation zusammen. Die deutschen Fürsten waren, obwohl keineswegs ungebildet, nicht so sehr an der lateinischen Literatur interessiert. Selbst nach der Errichtung eigener Kanzleien war die Zahl der Lateinkenner offenbar so klein, dass die lateinisch schreibenden Autoren nicht genügend Resonanz fanden.<sup>138</sup> Das persönliche Interesse der Fürsten mag durch die Tatsache belegt sein, dass sie nicht nur als Auftraggeber<sup>139</sup> fungierten, sondern sich auch selbst häufig als Dichter betätigten.

Die höfische Dichtung war für das adelige Publikum aus den beschriebenen Gründen der Selbstlegitimierung überaus wichtig. Die französischen Vorgaben der Gesellschaftsstruktur, die über Epenerzählungen bekannt wurden, galten als neue Ideen und ein adeliges Ideal von Ritterschaft, Liebe und Vollkommenheit, dem in der höfischen Gesellschaft nachzueifern war.

Unter dieser Prämisse wurden die Dichter an die adeligen Höfe berufen und konnten dort in einem literarischen Arbeitsverhältnis tätig werden. Die Absicherung des Lebensunterhaltes, die Bereitstellung von Arbeitsmitteln und das Beschaffen von Vorlagen lag in den Händen des adeligen Auftraggebers.<sup>140</sup> Durch die Berufung eines bestimmten Dichters und der Auswahl der Vorlage beeinflussten die adeligen Auftraggeber den literarischen ‚Output‘ beträchtlich.

Nach unserem heutigen Verständnis von Literatur muss es stets eine Affinität zwischen Autor und Stoff geben. Und selbst bei der philologischen Analyse der mittelalterlichen literarischen Werke wurde dies vielfach angenommen. Für viele Wissenschaftler bedeutet es einen Affront, sich vorzustellen, dass Wolfram von Eschenbach den „Tristan“ und umgekehrt Gottfried von Straßburg vielleicht den „Titirel“ gedichtet haben könnte. Jedoch hat diese Möglichkeit durchaus existiert. Sicherlich konnte ein Autor auch Aufträge oder Anstellungen ablehnen, er wird dies jedoch in den seltensten Fällen getan haben, da ein episches Auftragswerk eine mehrjährige Unterkunft, Unterstützung und Bezahlung bedeutete.

Es wäre ein müßiges Unterfangen sich vorzustellen, wie der „Tristan“ wohl in einer Eschenbachbearbeitung ausgefallen wäre. Trotzdem verschafft uns allein die Vorstellung der Möglichkeit einen tiefen Einblick in die Literaturproduktion des Mittelalters und der völlig anders strukturierten Vorstellung von einem Text.

<sup>138</sup> Anders die französischen Fürstenhöfe, deren Mäzenatentum für lateinische Literatur denselben Umfang genoss, wie die volkssprachliche Förderung.

<sup>139</sup> Belege für die Auftraggebersituation bei Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 655 ff – z.B. Heinrichs von Veldeke „Eneit“

<sup>140</sup> Das Beschaffen von Romanvorlagen hauptsächlich aus dem französischen Raum ist mehrfach belegt. Vgl. Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 657 ff

Auch persönliche Vorlieben werden die jeweilige Stoffwahl stark geprägt haben. So ist z.B. für den Landgrafen Hermann von Thüringen ein besonders ausgeprägtes Interesse für historisch-antike Stoffe zu erkennen („Trojanerkrieg“, „Eneit“, „Willehalm“). Dabei schließt er die damals populäre Artusepik völlig aus.

Auch auf die endgültige Form des Textes konnte der Auftraggeber noch Einfluss nehmen. Heinrich der Löwe setzte gegen die Meinung seiner Kapläne durch, dass der „Lucidarius“ in seinem Auftrag in Prosa abzufassen sei.<sup>141</sup> Vereinzelt hat es auch fürstliche Gönnerinnen gegeben, jedoch keine so einflussreiche Persönlichkeit, wie es etwa Eleonore von Aquitanien († 1204) und deren Töchter für Frankreich und England gewesen sind. Höfische Epiker versicherten zwar häufig, die Gunst bestimmter Damen mit ihren Werken erringen zu wollen, allein daraus lassen sich keine expliziten Auftragsverhältnisse ableiten.<sup>142</sup>

Angenommen werden kann nur, dass Frauen einen bestimmten Teil des höfischen Publikums ausmachten und deren Urteile und Reaktionen eventuell von ausschlaggebender Bedeutung waren.

Auch weitaus kleinere Höfe und Herrschaftssitze können gelegentlich als Auftraggeber in Betracht gezogen werden.

Ein Beispiel liefert uns Wolframs von Eschenbach „Parzival“, in dem der Autor im 5. Buch den Festsaal von Munsalvaesche mit der kleinen Burg in Wildenberg vergleicht. Der Besitzer der Wildenberger Burg war Freiherr Rupert von Durne, ob dieser jedoch wirklich der Gönner war und ein Teil des Epos vielleicht hier entstanden ist, lässt sich nicht sicher nachweisen. Unbestreitbar haben jedoch fahrende Spruchdichter auch in den kleinsten Burgen und Höfen Aufnahme gefunden.<sup>143</sup>

Interessant ist, dass es trotz eines relativ strikten Einflusses auf Stoff und Umsetzung auch zu kritischen Tönen innerhalb der Werke kam.

Nachdem vornehmlich die Kirche und die Kleriker die offen zur Schau gestellte Diesseitigkeit des Hofbetriebs, dessen materiellen Luxus und den Verstoß gegen christliche Grundbegriffe als Symptom eines bedrohlichen Sittenverfalls angeprangert hatten, gab es auch unter den weltlichen Dichtern deutliche Kritik zu hören. Innerhalb eines Werkes (mit vorgegebenen Stoff: etwa ein Heldenlied) konnten aktuelle Bezüge oder eine subjektive Einstellung und Kritik zu Hof und Adel in die Dichtung eingearbeitet werden. Da die Werke eigentlich zu Lob und Selbstvergewisserung des Adels gedacht waren, ist dies ein sowohl mutiges als auch künstlerisch anspruchsvolles Unterfangen.

Im „Nibelungenlied“ wird der burgundische Hof zu Worms als mustergültiges Beispiel von Ordnung und höfischer Prachtentfaltung dargestellt. Hinter der Fassade allerdings tut sich nach und nach ein Abgrund von Hass, Betrug, Machtgier und Verrat auf. Am Ende blicken wir

<sup>141</sup> Sämtliche Beispiele aus Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 657 ff – sowie ausführlich zu den Gönnerverhältnissen der großen Fürstenhöfe mit Beispielen. Ebd., S. 660 ff

<sup>142</sup> Veldekes „Eneit“ soll z.B. für die Herzogin Margarethe von Kleve gedichtet worden sein. Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 669

<sup>143</sup> Vgl. die Beispiele bei Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 673 f



auf eine Gesellschaft, die ihre Korruptheit hinter einem höfischen Schein verborgen hält.<sup>144</sup>

Ähnlich entlarvt auch Wolfram von Eschenbach im „Willehalm“ und „Titurel“ die Ideale der höfischen Gesellschaft als hohl und scheinhaft.

Die gesamte Bandbreite eines Truges von Schein und Sein, der Doppelgesichtigkeit von Innen und Außen, der Polarität von Öffentlichkeit und Heimlichkeit zeigt Gottfried von Straßburg dann meisterhaft in seinem „Tristan“.

Diese Kritik fand beim adeligen Publikum (verständlicherweise) nicht viel Resonanz. Die kritischen Töne wurden später mit verharmlosenden Fortsetzungen (zum „Willehalm“) oder Zudichtungen („Klage“) bald relativiert.

Wichtig ist die Einsicht, dass durchaus die Möglichkeit bestand, die vorhandenen Themen und Texte angreifen zu können. Die bekannten Motive konnten mit aktuellen Bezügen versetzt oder die Texte expliziten Aufführungssituationen angepasst werden. Texte sind damit grundsätzlich als offene Einheit zu betrachten.

Solange das allseits bekannte Grundgerüst noch zu erkennen ist, kann der Text in vielfältiger Verkleidung einher kommen und bietet so die Möglichkeit, ihn äußeren Umständen (occasion<sup>145</sup>) anzupassen, so wie es der oralen Tradition zu eigen ist. Die Wurzeln der Oralität sind bei den Anfängen der mittelalterlichen Literatur gut zu erkennen und dies war der Maßstab, der für die Niederschriften gesetzt wurde.

### **3.3.3 Die Gruppe der Dichter – vom Bewahrer der mündlichen Tradition zum literarischen Autoren**

Im letzten Abschnitt wende ich mich der facettenreichen Gruppe der Textproduzenten zu, um hier einen Einblick in die möglichen Entstehungsmodi von mittelalterlichen Texten - in unserem bekannten Spannungsverhältnis von Oralität und Literalität – zu geben. An einigen Beispielen soll hier deutlich gemacht werden, dass der jeweilige soziale Bezugsrahmen einen Einfluss auf die Art (Gattung) der Texte ausübt und, vice versa, viele Gattungsgrenzen mit Standesgrenzen der Texterzeuger zusammenfallen.

Die vorangegangenen Abschnitte befassten sich mit den Voraussetzungen für eine Schriftlegung der Werke. In diesem Abschnitt soll anklingen, dass die Dichter eigentlich die Bewahrer der mündlichen Tradition waren und sich erst mit den neuen Möglichkeiten einer Verschriftlichung sehr langsam eine andere Literaturpraxis entwickeln konnte.

Angesichts der allgemeinen Bildungsverhältnisse in der (adeligen) Laiengesellschaft muss man davon ausgehen, dass die höfische Dichtung hörend aufgenommen wurde und selbst wer lesen konnte, hat sich dieser

<sup>144</sup> Auf das „Nibelungenlied“ im Speziellen werde ich im Abschnitt 4 dieses Kapitels näher eingehen.

<sup>145</sup> Egal, ob als Fürstenpreis, als Kritik oder durch die Nennung eines Namens.

Fähigkeit offensichtlich nur in geringem Maße bedient. Höfische Literatur war gesellige Veranstaltung, setzte eine Aufführung voraus, die gemeinschaftsstiftend und gemeinschaftsbestätigend war.

Die Aufführungssituation ist der genuine Ort mündlicher Dichtung und die Grundlage für alle Werke die dann in die Schrift gelangen.

Ich versuche im Folgenden eine Scheidung der Textproduzenten in drei Beispielgruppen, um eine Vorstellung von den diversen Arbeits- und Aufführungsbedingungen zu vermitteln. Ich bin mir bewusst, dass diese Trennung eigentlich nicht korrekt durchzuführen ist, da es auch in der Schicht der Dichter zahlreiche Überschneidungen hinsichtlich der erzeugten Texte gab. Wolfram von Eschenbach z.B. überlieferte sowohl Epen als auch Tagelieder.

Das System eignet sich jedoch für die Darstellung der Arbeitbedingungen und das Interferieren von Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

In der sozialen Rangordnung standen die fahrenden Dichter am unteren Ende, ohne eine feste Anstellung bei Hof oder einer festen Bleibe. Ihre Kunst wurde mündlich auf der Straße oder an wechselnden Fürstenhöfen zu besonderen Gelegenheiten feilgeboten. Die Fahrenden waren zwar recht- und friedlos, spielten jedoch eine nicht zu unterschätzende Rolle als Bewahrer der mündlichen Tradition und als Informations- und Kommunikationsmedium innerhalb der verschiedenen Zentren des Austausches (Stadt, Land, Hof). Gerade durch seine Mobilität und den Einblick in verschiedene soziale Systeme war der fahrende Dichter ein integrativer Faktor, indem er die verschiedenen Teilsysteme ergänzte, korrigierte, überlagerte und restrukturierte.<sup>146</sup>

Die wichtigste Gruppe der Fahrenden<sup>147</sup> waren die Künstler und Spielleute (*ioculatores*), eine in sich ganz uneinheitliche Gruppe, deren Rangordnung im wesentlichen durch die Art ihrer Tätigkeit bestimmt war. Je nach der Art ihrer Darbietung wurden sie nochmals genauer spezifiziert: Schausteller (*mimi*), Sänger (*cantores*), Geiger (*gigari*) etc. Das Tätigkeitsfeld der Spielleute umfasste im engeren Sinne die künstlerisch-verbale, schauspielerischen und vor allem musikalischen Künste, dargeboten auf Dorfplätzen, Jahrmärkten, im Wirtshaus, am Hof, im Bürgerhaus der Stadt oder in Kirchen. Pfeifen, Dichten, Reimen, Erzählen, Musizieren<sup>148</sup> und Singen waren die Darbietungsformen und in dieser Hinsicht können wir auch Walther von der Vogelweide zu den fahrenden Sängern zählen, wenn er in Wolfers Reiserechnung als ‚cantor‘ bezeichnet wird.

<sup>146</sup> Die Fahrenden sind jedoch keine Erfindung des Mittelalters, sondern haben römische und germanische Wurzeln. Wandernde Unterhaltungskünstler gab es bereits in der Antike. Vgl. dazu: Faulstich, W.: Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter: 800-1400. Die Geschichte der Medien, Band 2., (1996), S. 228

<sup>147</sup> Zu den Fahrenden an sich wurden die Armen (*pauperes*), Kranken (*infirmi*), Blinden (*caeci*) ebenso gezählt wie, die wandernden Mönche (*monachi*) und auch studierte Kleriker und Scholaren (*colares*), die trotz ihrer Bildung auf dieselbe soziale Stufe gerutscht waren.

<sup>148</sup> Die Bedeutung des Spielmannes ist auch unter der Chiffre von „usus“ (Musik der unteren Klassen) und „scientia“ (Musik der oberen Klassen) erfasst und dargestellt worden. Vgl. Gülke, P.: Mönche, Bürger, Minnesänger. Musik in der Gesellschaft des europäischen Mittelalters., (1975), S. 102 ff

Trotzdem sind die Fahrenden mit einer konträren Doppelwertigkeit ausgezeichnet, einer Dichotomie von Anerkennung und Ablehnung. Auf der einen Seite steht die offizielle Haltung der Kirche, nach der die Spielleute ein ständiges Ärgernis sind und im äußersten Gegensatz zum asketischen Ideal der christlichen Spätantike stehen. Diese „Erbfeindschaft“ hat eine lange Tradition und in den Umkreis des Fahrenden werden Schamlosigkeit, Unzucht, Heidentum, Dämonen und das Böse projiziert. Mittelalterliche Kirchenlehrer wie Johannes von Salisbury oder Hugo von St. Victor beurteilten die Spielleute noch bis zum Ende des 13. Jahrhunderts pauschal negativ.

Wir haben es hier fast mit einer Art „Medienkonkurrenz“ (Faulstich) zu tun, denn die volkssprachlichen Erzählungen und Gesänge waren weitaus populärer, als die Prediger im Kirchenraum. Diese Alternativkultur setzte sich immer wieder durch, denn sie transportierten die mündliche Tradition, die Geschichten der Gemeinschaft, ihre historischen Wurzeln. Diese Inhalte waren natürlich oft nicht mit den christlichen Texten in Übereinstimmung zu bringen.

Letztendlich konnte die Kirche den Wettbewerb mit der volkssprachlichen Kultur nicht für sich entscheiden und verbot die *ioculatores* als Zerstreuung nur für die eigenen Reihen.<sup>149</sup>

Neben der Angst, dass die Spielleute dem christlichen Ideal der heiligen Texte diametral gegenüber stehen, spielten wohl auch politische Interessen eine Rolle für die Ablehnung. Mobile Gruppen bedrohten die direkte Herrschaftsausübung, da sie keine Steuern zahlten, keine Frondienste leisteten und nicht am religiösen Gemeinschaftsleben teilhatten.

Auf der anderen Seite waren die Spielleute hoch begehrt und bei einigen Angehörigen der Kirche scheinen die Warnungen wenig gefruchtet zu haben. Neben Wolfger haben auch andere Kirchenfürsten ungeniert ihre Vorliebe für die Spielleute zugegeben, sie bezahlt, angestellt oder ihnen wenigstens ein verhaltenes Lob geschenkt, wie Thomas von Chobham († 1233): „Die anderen, die *ioculatores* genannt werden, singen von den Taten der Könige und vom Leben der Heiligen, und diese spenden den Menschen Trost in ihren Kummernissen und ihren Ängsten. Sie können gerettet werden.“<sup>150</sup> Wenn es um das Unterhaltungsbedürfnis ging, war der christlichen Warnung anscheinend wenig Erfolg beschieden.

Einen der Hauptgründe dürfen wir wohl in der Funktion des Neuigkeitslieferanten sehen. Wenig Abwechslung in dieser Zeit und weit auseinanderliegende Kommunikationszentren bedeuteten ein stetes Informationsdefizit und zwar für alle! Diese Epoche ist gekennzeichnet durch wenig intensive und wenig gesicherte Informationen und die Spielleute waren durch ihre Mobilität und ihre Kunst (Singen und Sagen) prädestiniert für politische Berichterstattung, Tageskritik,

<sup>149</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass sich im 13. und 14. Jh. immer mehr studierte Kleriker aus Mangel an einem Amt der Gruppe der Fahrenden anschlossen. Siehe: Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 695

<sup>150</sup> Zitiert nach: Bumke, J.: ebd. S. 695 f

Reiseberichterstattung oder poetische Chroniken. In dieser Funktion konnten sie das Dauerhafte neben dem aktuell Flüchtigen bewahren, in ihrer mündlichen Kunst verarbeiten und weitertragen.

Ihre bedeutendste Funktion war die des Speicher- und Konservierungsmediums, denn sie waren Träger von gesammelten Traditionen, die immer wieder gerne gehört wurden. Heldenstoffe, Texte, Mythen und Melodien, die, teils mündlich bewahrt, teils in eigenen Spielmannsbüchern festgehalten wurden, boten sie unter der Prämisse „Geld für Ehre nehmen“ (*guot umb êre nehmen*) feil.<sup>151</sup> Ihre Reichweite als Medium war unglaublich. Neben den verschiedenen regionalen Gelegenheiten (Hochzeiten, Hoffeste, Konzilien, Turnieren etc.), agierten sie ebenso international. Gerade deutschsprachige Spielleute zogen in alle Richtungen aus und sorgten so für Variationen oder Übernahmen aus fremden Kulturen in Sitten, Gebräuchen, Moden oder Texten.

Die Spruchdichter stehen in gewissem Sinne am Rande der Spielleute und ihre große Bedeutung für uns liegt in der Tatsache, dass ihre Werke weitgehend verschriftlicht wurden und uns teilweise ihre Namen bekannt sind – ganz im Gegensatz zu ihren zahllosen Konkurrenten der „Massenunterhaltung“.

Man kann sicherlich die Spruchdichter teils zu den Fahrenden, teils unter die Spielleute rechnen (vgl. das Beispiel Walther), denn nur wenige waren sesshaft (Fürst Wizlav von Rügen). Mit ihrem besonderen Kunstanspruch bekleiden sie so etwas wie eine Zwischen- oder Übergangstellung als Wegbereiter für die Dichtung, wie es ähnlich von Bänkelsängern und der Balladentradition für Italien behauptet wird. Ihre explizite Aufgabe war es, die großen Herren in kurzweiligen Sprüchen zu loben. Der Anspruch, nur die Guten zu preisen und die Bösen zu tadeln, war wohl vorhanden. Indes ist ihnen häufig der Vorwurf des Gegenteils gemacht worden und es wurde behauptet, sie lobten im Angesicht und hinter dem Rücken erklang Spott und Tadel. Teilweise ist auch eine gegensätzliche Publikumserwartung übermittelt, dass die Dichter z.B. Spottlieder – natürlich auf Konkurrenten – singen sollten. Allerdings sind in der Überlieferung nicht gleichwertig viele Spottgedichte wie Lobsprüche erhalten geblieben, was uns einen Eindruck von ihrer Wertigkeit geben mag.

Die Spruchdichter selber wussten, dass ihre Gönnerabhängigkeit sie zwang, den diversen Ansprüchen gerecht zu werden – also auch jemanden zu loben, der es nicht verdiente.<sup>152</sup>

---

<sup>151</sup> Genau dies war der Ansatzpunkt, um die Spielleute mit einem Makel (Geldgier) zu belegen, jedoch war dies für die Fahrenden selbst nicht als Makel zu verstehen, sondern im Sinne eines gesellschaftlichen Korrektivs – primäre Bedürfnisse sollten befriedigt werden. Ihr Nachteil war einzig und allein die wenig gesicherten Lebensumstände. Durch ihr Reisen von Ort zu Ort, von Fürstenhof zu Fürstenhof, konnte es aber geschehen, dass ein Spielmann in feste Dienste angestellt wurde. Belegt bei: Bumke, J.: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter.*, (1994), S. 696 f

<sup>152</sup> Bekannte Spruchdichter sind Friedrich von Sonnenburg, Reinmar von Brennenberg, Frauenlob, Reinmar von Zweter. Auch Walther von der Vogelweide trat mit Lob- und harschen Spottstrophen auf.

Über die soziale Herkunft ist wenig genug bekannt. Einige werden dem Adel oder Niederadel zugerechnet, jedoch lässt sich nicht zuverlässig erweisen, ob diese Dichter mit bezeugten Familiennamen in Verbindung stehen. Gerne werden sie als bürgerlich betitelt, aber auch diese Bezeichnung ist fragwürdig, gilt diese Angabe doch dem Bürgerrecht einer Stadt und auch dieses ist für keinen der Dichter verbürgt.

Nach Bumke bleibt wohl nur die Einschätzung, dass es Bessergestellte und Schlechtergestellte unter den Fahrenden gab. „Voller Verachtung haben die Gebildeten unter ihnen auf diejenigen herabgeblickt, die ihre Kunst noch als Analphabeten übten. Die Schärfe der Polemik untereinander spiegelt die Härte der Konkurrenz.“<sup>153</sup>

Ganz anders stellten sich die Standes- und damit auch Gattungsverhältnisse beim Minnesang dar. Die hier erzeugte höfische Lyrik war eher Adelskunst, das bezeugen schon die Darstellungen in der Großen Heidelberger Liederhandschrift: Kaiser, Könige, Herzöge, Markgrafen etc. Viele der alten Minnesänger lassen sich auch historisch bezeugten Adelsfamilien zuordnen (Freiherr Dietmar von Aist, Graf Rudolf von Fenis) und die Zahl der Ministerialen (z.B. Friedrich von Hausen) unter ihnen war wahrscheinlich deutlich geringer, als in früheren Forschungen angenommen.

Minnesang setzte als stilisierte höfische Kunstform Geselligkeit voraus und sie wird zu besonderen Anlässen und Gegebenheiten an großen Höfen gesungen worden sein. Die Nähe der mündlichen Aufführung zu den höfischen Kanzleien war dabei eine gute Voraussetzung für spätere Niederschriften.

Wo die adeligen Sänger ihre Kunst geübt und vor allem ihre Fertigkeiten erworben haben, ist schwerlich nachzuvollziehen.<sup>154</sup> Die deutschsprachigen adeligen Minnesänger werden in der Regel Analphabeten gewesen sein (vgl. Abschnitt 1 in diesem Kapitel) und die Kunst in diesem Sinne meist recht dilettantisch.

Die in der ältesten Tradition<sup>155</sup> häufig verwendete Langzeilenstrophe beweist ihre enge strukturelle Verbindung zur mündlichen Überlieferung, die häufig mit dieser poetischen Technik in Verbindung gebracht wird.

Trotz einer festgelegten Thematik, finden wir auch hier das Prinzip der Variation. So wurden z.B. die viel bewunderten romanische Vorlagen ‚bearbeitet‘. Sogenannte Kontrafakturen sind auch für den Kreis um Hausen nachgewiesen und übernehmen letztlich einfach die metrische Struktur und die Melodie des Liedes.<sup>156</sup> Aufgrund dieser übernommenen Matrix ließen sich dann auch neue Textvariationen erzeugen.

Ebenso konnte das Selbstverständnis der Minnesänger verarbeitet werden. Im völligen Gegensatz zu den Demuts- und Unterwerfungsgesten in den

<sup>153</sup> Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 692

<sup>154</sup> Für die provenzalischen und französischen Dichter kann häufig eine literarische Bildung vorausgesetzt werden.

<sup>155</sup> Z.B. um den Dichter Kürenberg.

<sup>156</sup> Vgl. dazu: Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S.688 und Schweikle, G.: Minnesang., (1995).

stilisierten Liedern, kann man auch noch genug Selbstgewissheit heraushören („*daz beste, daz ie man gesprach*“ -Reinmar<sup>157</sup>)

Zu einer wirklichen Blüte gelangte der Minnesang dann durch die wirkliche Kunstfertigkeit von professionellen, innovativen ‚Berufsdichtern‘ von geringerem Stand, die jedoch literarisch geschult waren (Neidhart, Tannhäuser und Walther von der Vogelweide).

Zumindest lässt sich dies vermuten, denn die Verwendung von antiken Motiven (Morungen) und die literarische Meisterschaft einiger Dichter (Walther) sind schwerlich ohne Lateinkenntnisse oder eine Schulbildung zu vollbringen.

Wenn wir dem Dichter Hadloub glauben können, so haben auch geistliche Würdenträger beiderlei Geschlechts an der Minneunterhaltung teilgenommen (Zürich). Gründliche Untersuchungen über deren zahlenmäßigen Anteil fehlen jedoch noch.

Die meisten der Berufsdichter waren auf einen fürstlichen Gönner angewiesen, der ihnen – zumindest zeitweise – seine materielle Unterstützung und Huld zukommen ließ. Art, Vortragsweise und Vortragsbedingungen lassen sich für uns nur schwer aus den verschriftlichten Werken ableiten.

Es fehlen in den Handschriften meist die simpelsten Hinweise zu Melodieführung, Neumen etc.

Die höfische Lyrikkunst war allseits gerne gesehen und anerkannt und die Dichter konnten sich einer gesellschaftlichen Funktion gewiss sein, nämlich zur höfischen Freude (*fröide*) beizutragen.

Ihre Kunst stellte den täglichen Ängsten und höfisch-ritterlichen Eitelkeiten ein human-ethisches Konzept gegenüber. In diesem Sinne haben wir hier erneut den Bewahrer mündlicher Traditionen und Werte und ein Menschmedium als Korrektiv und Sprachrohr.

Eine weitaus dringlichere Abhängigkeit von Gönnern und Mäzenen müssen wir für die Ependichter annehmen. Allein der Umfang der überlieferten Werke lässt darauf schließen, dass die Autoren über lange Zeiträume hinweg tätig gewesen sein müssen. Wolfram von Eschenbach hinterließ beinahe 50 000 Verse und auch er ist bald noch übertroffen worden.

Genauere Feststellungen über die Arbeitszeiten können leider nicht gemacht werden, da hier unterschiedliche Faktoren eine Rolle spielen können (materielle Voraussetzungen, Anzahl der Schreiber etc.), aber es ist bestimmt nicht falsch, im Falle einer Großepik von 10 000 bis 20 000 Versen eine mehrjährige Bearbeitungszeit anzusetzen. Eine Vielzahl nur fragmentarisch vorliegender Epen lassen darauf schließen, dass die erforderliche Kontinuität beim Abfassen gestört werden konnte. Ältere Forschungen haben eine Begründung häufig bei den Dichtern selbst vermutet, dass z.B. ein Werk durch Ableben des Autoren nicht vollendet werden konnte.

---

<sup>157</sup> Wieder in Schweikle, G.: Minnesang., (1995), S.113 f

Diese Erklärung greift jedoch nicht mehr, wenn wir wie bei Wolfram z.B. mehrere Fragmente vorfinden („Willehalm“ und „Titurel“). Hier hängen die Störfaktoren wohl eher mit anderen Ursachen zusammen. Starb z.B. ein Mäzen oder entzog dieser dem Autoren seine Gunst, hatte dies, für das in Arbeit befindliche Werk, katastrophale Folgen. Nur selten wurde diesem Misstand auch in der Dichtung Ausdruck verliehen. Albrecht, der Dichter des „Jüngeren Titurel“ erwähnt, dass sein Gönner ihm die Unterstützung entzog und er bricht seine Dichtung mit dem Bekenntnis der bedrückenden Armut ab.

In der Mehrzahl der Fälle können wir die jeweiligen Gründe des Abbrechens nicht mehr rekonstruieren.

Durch wechselnde ‚Engagements‘ und eine letztendliche Berufung an einen literaturprotezierenden Hof (Thüringen z.B.) konnte ein Ependichter aber auch zu einer höfischen Karriere gelangen, wie es z.B. für Veldeke nachzuweisen ist.<sup>158</sup>

Für die Verfasser der weltlichen Epen müssen wir meist mit einer gelehrten Bildung rechnen. Die ersten volkssprachlichen Epen wurden nach Haymes<sup>159</sup> Meinung direkt von Klerikern verfasst und zwar aus der Tradition, zunächst biblische Stoffe in die Form der einheimischen (mündlichen) Epik zu bringen. Diese volkssprachliche Epik ist in ihrer Ausführung verhältnismäßig schlicht und weist nicht die theologischen und literarischen Feinheiten der lateinischen Literatur auf. Sie diente dem vornehmlichen Zweck, die Mehrheit einer Gemeinde anzusprechen, die Latein weder lesen noch schreiben konnte. Der Kleriker, der ausschließlich der lateinischen Welt verhaftet war, wird - umgekehrt - bei seinen ersten Gehversuchen in der Volkssprache einige Probleme gehabt haben. Doch damit begann eine Tradition, die es später zur Meisterschaft brachte.

Man vermutet, dass die Dichter des „Herzog Ernst“, des „König Rother“ und auch des „Nibelungenliedes“ gebildete Kleriker waren. Selbst wenn schlüssige Nachweise nicht möglich sind, kann doch meist von einer klerikalen Bildung ausgegangen werden. So verwendete Veldeke für seinen „Servatius“ eine lateinische Vorlage. Solange wir nicht historisch nachweisbaren Autoren haben, könnte man vermuten, dass die Dichter zunächst für ein geistliches Amt vorgesehen waren und dann aus unbestimmbaren Gründen wieder in den Laienstand zurückgetreten sind.

Doch der Versuch, pauschale Kategorien auf das Mittelalter anzuwenden, scheitert schon wieder, denn anscheinend hat es auch ungebildete Laiendichter gegeben. Einer der bekanntesten unter ihnen – Wolfram von Eschenbach – behauptet selbst im „Parzival“(115,27): *„ine kann decheinen buochstab“*. Wolfram war nicht ungebildet, er nutzte französische Vorlagen, seine literarische Technik war auf höchstem Niveau und trotzdem scheint es einen Unterschied gegeben zu haben zwischen den lateinisch gelehrten Epikern und dem ohne Schulbildung dichtenden Laien.

<sup>158</sup> Vgl. Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 681

<sup>159</sup> Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), S. 35 ff

Gottfried von Straßburg hat Wolfram aus diesen Gründen explizit angegriffen und den gelehrten Hartmann von Aue als den größten Dichter gefeiert. Wolfram mag einen neuen Erzählstil in der Epik konzipiert haben, aber nach ihm hat es kaum wieder ‚ungebildete‘ Laiendichter gegeben. „Gerade seine leidenschaftlichsten Nachahmer waren hochgebildet“<sup>160</sup>. Die Epik blieb Domäne der klerikal Gebildeten. Wir können nur vermuten, dass Wolfram seine Texte vielleicht nicht selber niedergeschrieben hat.

Die Ependichter haben während der Zeit der Anfertigung mit dem Auftraggeber und dem Publikum in Verbindung gestanden. Veldeke ließ sein unfertiges Manuskript der „Eneit“ an die Gräfin von Kleve<sup>161</sup> und im „Parzival“ und im „Tristan“ hat man gegenseitige Anspielungen gefunden, denen man am besten gerecht wird, wenn man eine ‚Veröffentlichung‘ in Auszügen zugrunde legt.

Da auch unvollendete Werke, wie die Fragmente des „Titurel“, später weiterhin abgeschrieben wurden, kann der Beginn der Wirkgeschichte der Epen bereits vor deren Vollendung gesetzt werden.

Denkbar ist natürlich auch die enge Verbindung zur Aufführungspraxis. Auch Epik war Vortragskunst. Allerdings wird es kaum möglich sein, 25 000 Verse an einem Festtag zu bewältigen. Wenn überhaupt, müssen wir von einem gestaffelten Vortrag über mehrere Tage ausgehen.

Beliebt waren die Epen wegen ihres Unterhaltungscharakters, sie spielten wiederum eine wichtige Rolle bei der Selbstvergewisserung des höfischen Adels. Mit traditionellen Heldenstoffen („Nibelungenlied“) wurde die Macht traditioneller Strukturen und überlieferter ethischer Werte als gesellschaftlicher Stabilisator gefeiert. Neuigkeit und Veränderung dagegen implizierte die importierte Form des höfischen Romans, die wiederum einer Modebewusstheit des neu emanzipierten Adeligen oder Ministerialen entsprach.

Die Überlieferung oder auch Anfertigung eines Epos hing also stark mit dem subjektiven Geschmack des Auftraggebers zusammen. Impulse für eine Niederschrift waren zusätzlich auch nicht so sehr in der Angst vor dem Verlorengehen zu suchen, sondern repräsentierten eher bestimmte politische oder soziale Interessen (Reichtum und Macht sowie Verfechtung der traditionellen Werte ).

Nach diesen Ausführungen über die verschiedenen Kommunikationszentren, das Mäzenatentum und die Arbeitsbedingungen der Dichter soll jedoch nicht der Eindruck entstehen, dass das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ein einfaches Entweder-Oder ist. Es ging in erster Linie darum, den Textbestand und einige Gattungsmerkmale aufzuzeigen und Umweltbedingungen zu analysieren, die zu einer Niederschrift geführt haben, die uns über Jahrhunderte hinweg erhalten geblieben ist.

Selbst die handschriftliche Kultur war marginal oral. Die erhaltenen Werke tragen den Charakter der mündlichen Tradition: Reim, Metrik, Strophen

<sup>160</sup> Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 685

<sup>161</sup> Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 655



und Ansprachen an ein Publikum. Es fällt uns immer noch schwer nachzuvollziehen, dass viele literarische Texte von der Antike bis zum Mittelalter sogar dann, wenn sie schriftlich komponiert sind, eigentlich der öffentlichen Rezitation dienten.<sup>162</sup> Literarische Arbeiten des Mittelalters bewahren deshalb häufig noch den rhetorischen Stil oder Evokationen von Mündlichkeit.

Die Schriftkultur ergänzte die Gedächtniskultur nur partiell und verdrängte sie keineswegs vollständig. Die alleinige Niederschrift bedeutet noch nicht, dass ein Text nun zum geistigen Eigentum der Allgemeinheit gehört. Ungeachtet von Niederschriften wurde die mündliche Tradition weiter bewahrt und das Gedächtnis selbst blieb der Aufbewahrungsort des mündlich überlieferten. „Medieval culture remained profoundly memorial in nature, despite the increased use and availability of books for reasons other than simple technological convenience. The primary factor in its conservation lies in the identification of memory with the formation of moral virtues. Writing, as we have seen, was always thought to be a memory aid, not a substitute for it.“<sup>163</sup>

Leider haben wir keine expliziten Zeugnisse mehr für eine lebendige mündliche Literatur. Wir können nur versuchen, Teile oder Strukturen zu rekonstruieren um uns ein Bild von dieser mündlichen Literatur zu machen und zu begreifen, wie sie entstand und weitergeführt wurde.

### **3.4 Mündlichkeit im Mittelalter und die Möglichkeiten der Textveränderung**

Die informelle Kommunikation an sich lief im Mittelalter hauptsächlich von Mund zu Mund. Selbst zur Nachrichtenverbreitung, bedurfte es bestimmter Plätze zum Hören und Sehen – Kommunikationszentren (Hof, Marktplätze, Kirchenraum). Diese vorherrschende Oralität konnte natürlich keine korrekte Wiedergabe sichern, so wie wir sie heute verstehen. „...die Zunge der Redenden [...] habe durchaus die Möglichkeit, durch Hinzufügen oder Weglassen von Wörtern und Sätzen die Wahrheit einer Aussage abzuwandeln“, beschwert sich z.B. Petrus Venerabilis bei seinem Freund Bernhard von Clairvaux über eine - nur mündlich - versandte Grußbotschaft.<sup>164</sup>

Informationen sind oral über große Zeiträume, große Entfernungen und personenabhängig unsicher und leiden an mangelnder Verbürgtheit, ob Sage, Nachricht oder Spruch. Aufwendige Verfahren des Auswendiglernens, metakommunikative Absicherungen (Siegel), oder mündliche Hilfsmaßnahmen zum Einprägen wie Redundanzen,

<sup>162</sup> Ong, W.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987), S. 156

<sup>163</sup> Carruthers, M. J.: The Book of Memory: A Study of Memory in Medieval Culture., (1990), S. 156

<sup>164</sup> Schreiner, K.: Verschriftlichung als Faktor monastischer Reform. Funktionen von Schriftlichkeit im Ordenswesen des hohen und späten Mittelalters. In: Keller/Grubmüller/Staubach [Hrsg.]: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen., (1992), S. 38

Reimtechnik, Versmaß etc, erleichtern zwar das Erinnern, sind jedoch kein Garant für wörtliche Übermittlung.

„Wenn Adressanten von Botschaften nicht identifizierbar, sondern anonym bleiben und die Inhalte der Botschaft nicht verbürgt, also an Wahrheit respektive Richtigkeit zu binden sind, sind Informationsangebote wie verbales Freiwild: Man muss sie unkontrolliert, so wie sie sind, akzeptieren; denn jeder kann sie, so wie sie sind oder auch ganz nach eigenem Belieben, weitergeben.“<sup>165</sup>

Paradoxerweise leben Nachrichten mit mangelndem Verbürgtheitsgrad **gerade** weiter – als vermeintlich authentische Wahrheit (Magie, Märchen, Mythen). Sie lassen sich ja auch nicht widerlegen. Läuft die Kommunikation überwiegend über die Sprache, ist sie nur in der Kette Absender-Empfänger in einer face-to-face Kommunikation wahrhaft verbürgt. Und nur dann kann der wahre Kern übermittelt werden. Ist Wissen jedoch an unbekannte Personen geknüpft, wird es notwendigerweise ungewiss, gerät in ‚Bewegung‘.

Die literarischen Texte des Mittelalters waren primär dem Vortrag verhaftet, entstanden in ihrer Aufführung (*performance*). Der Vortrag ist: „...schöpferisches soziales Ereignis, das sich nicht auf seine Komponenten reduzieren lässt, weil seine spezifischen Besonderheiten erst im Verlauf dieser Aufführung produziert werden.“<sup>166</sup>

Die *performance* existiert in dieser Form nur in diesem spezifischen Moment und kann im nächsten auf virtuelle Art völlig neu entstehen (Autorvarianten –vgl. u.a. Bumke). Die mündliche Dichtung kann nur in der Gegenwart wahrgenommen werden. Der Körper, die Stimme sind Zeit und Ort und es ist unmöglich, von der Stimme in der Vergangenheit zu sprechen. Da sie bloß gedacht ist, wird sie zum Mythos und ist schwerlich analysierbar.

Diese Unbeständigkeit bezeichnet Zumthor als *mouvance* – die Bewegtheit der oralen Dichtung oder auch: „...Variantenvielfalt volkssprachlicher Texte, die noch nicht auf eine semantische Gestalt festgelegt sind.“<sup>167</sup> Die Dynamik der Rede verschleiert ihre Instabilität und Zerbrechlichkeit. Sprache und Gesten verhalten in Zeit und Raum. Der Bezug ist der Sinn – also die Aufführung.

Lord und nach ihm andere haben darauf verwiesen, dass wir bei der alteuropäischen oral-narrativen Tradition mit der bekannten Improvisationstechnik rechnen müssen.<sup>168</sup> Das Lied der Sänger entsteht

<sup>165</sup> Merten, K.: Evolution der Kommunikation. In: Merten/Schmidt/Weischenberg [Hrsg.]: Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft., (1994), S. 144

<sup>166</sup> Zumthor, P.: Die orale Dichtung: Raum, Zeit, Periodisierungsproblem. In: Gumbrecht/Link-Heer [Hrsg.]: Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte., (1985), S. 367

<sup>167</sup> Elsner, M./Gumbrecht, H.U.(u.a.): Zur Kulturgeschichte der Medien. In: Merten/Schmidt/Weischenberg [Hrsg.]: Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft., (1994), S. 171

<sup>168</sup> Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965). Nach ihm auch Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999). - Andere Kulturen, wie z.B. die indische der Veda-Überlieferung, setzte mündliche Texte voraus, die dann wortgetreu über Jahrhunderte memoriert wurden. Dies ist natürlich nur möglich, wenn es dafür eine kontrollierende Instanz gibt. Diese ist jedoch für das europäische Mittelalter nicht nachgewiesen.

auf dieser Basis des Vermittelns beim Vortrag und mit jedem Vortrag neu. Es existiert also ein festes Handlungsgerüst - inklusive der Besetzung mit bestimmten Personen. Angereichert wird das Werk mit poetischen Versatzstücken, d.h. szenischen Klischees und formelhaften Wendungen. Von dieser mündlichen Tradition ausgehend, besteht zunächst kein Anlass, dies in die Schriftlichkeit zu überführen, im Gegenteil, es kommt sogar häufiger zu Schwierigkeiten, wenn ein Sänger schriftlich improvisieren soll.<sup>169</sup>

Die alleinige Identität wird von dem Handlungsgerüst getragen und die konkrete Gestalt des Werkes variiert.

Das bedeutet konsequenterweise auch, dass die Rezeptionsweise eines mündlichen Textes eine andere ist, als bei einem schriftlich verfassten. Ist die Textgestalt nicht festgeschrieben und lebt das Werk im Vortrag, so nimmt das Publikum unmittelbar am Akt der dichterischen Gestaltung teil. Die Zuhörer kennen aufgrund mehrfacher Vorträge das Grundgerüst der Erzählung, wissen was ihre Identität ausmacht und können diese von dem sich wandelnden Moment in jedem neuen Vortrag unterscheiden. Das Publikumsinteresse gilt vornehmlich der Variationskunst und Virtuosität des Sängers.

Bei der mündlichen Vermittlung tritt durch die wiederholte ad-hoc-Improvisation das festgeschriebene Handlungsgerüst als sinntragendes Element heraus, d.h. das Handlungsschema muss nicht interpretiert werden, es verweist auf sich selbst. Die als richtig und wahr erkannte Tradition - ist der SINN, der mit Hilfe der Variation stets neu heraustritt.

Im Gegensatz zum neuzeitlichen Dichter, der auf eine letztgültige Druckfassung zustrebt, mit der sich sein Werk dann von ihm löst, blieb der mittelalterliche Dichter während seiner Vortragstätigkeit mit seinem Text verbunden. Die Textkonstituierung blieb damit offen, d.h. vor wechselndem Publikum konnte der Text der jeweiligen Stimmung, Interessenlage, Aufnahmebereitschaft angepasst werden. Neue Einfälle und Anregungen oder neue Moden konnten den Text so im Fluss halten. Neue Strophen konnten angehängt, alte weggelassen oder umgestellt werden. Damit gelang es, dem Text eine neue Richtung oder Pointe zu implizieren.<sup>170</sup>

Je länger ein Text in einem Dichter-Repertoire verblieb, umso mehr konnte er auch dem Variationsprinzip anheimfallen (Lord). Man könnte also, vice versa, den Schluss ziehen, dass, je mehr Varianten eines Textes vorhanden waren, umso länger blieb er im Repertoire eines Dichters.

Jede dieser Varianten kann dann wiederum die Vorlage für eine Niederschrift gewesen sein und die Basis für eine Tradierungsreihe bilden. "Aus diesem Grund ist das Werk-in-der-Aufführung auch das Gegenteil einer Einmaligkeit; seinem Wesen nach vervielfältigt, manifestiert es sich in der niemals zu Ende gebrachten Gesamtheit gleichzeitiger und

<sup>169</sup> Vgl: Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965), S. 186 ff

<sup>170</sup> Vgl. Minnesangs Frühling - Veldekes Gedicht 61,1: überliefert in Handschrift B mit einem optimistischen Schluss und in Handschrift C mit einem pessimistischen. In: Schweikle, G.: Minnesang., (1995), S. 27

aufeinanderfolgender Aufführungen; es ist folglich niemals vollendet, niemals authentisch, es hat keine abgeschlossenen Konturen“.<sup>171</sup>

Wer möchte hier die wirklich authentische Fassung herausfiltern? Sie existiert einfach nicht. Die Bandbreite der Variationen umfasst z.B.: lexikalische Varianten (einzelne Wörter); syntaktische Varianten (Wortumstellungen); morphologische Varianten und iterierende Varianten (sinn-neutrale).<sup>172</sup>

Diesem freien und beweglichen Textstatus korrespondieren auch die Textadaptionen, die in den überlieferten Handschriften oft zu Missverständnissen geführt haben. Gleiche Texte, die unter verschiedenen Sängernamen überliefert wurden, sind meist auf fehlbare Schreiber zurückgeführt worden. Es soll hier nicht der Eindruck entstehen, dass die Sänger des Mittelalters wenig innovativ waren, im Gegenteil, jedoch lag ihre Leistung in der Adaption und Variation allbekannter struktureller Modelle.

Die Geschlechterethik im Minnesang oder die Heldenverehrung und gleichzeitige genealogische Ableitung aus den Epenüberlieferungen sind solche strukturellen Modelle, in denen sich die mittelalterliche Kultur selbst bestätigt und sich legitimiert. Sie beinhalten die prämierten ethischen Werte und die Selbstsicht einer Gemeinschaft, die Teil des kulturellen Gedächtnisses ist. Damit ist sie für jeden in dieser Gesellschaft verbindlich und gehört auch jedem.

Ein konkurrierender Autor konnte den Text eines Dichterkollegen aufgreifen und ihn im Wettstreit oder im zeitlich versetzten Raum aufgreifen, umdichten oder parodieren. Er verletzt in diesem Sinne niemals ‚Verfasserrechte‘ oder unsere heutige Vorstellung des ‚Copyright‘.<sup>173</sup> Adaptiert der Sänger einen Text, handelt es sich um traditionell gängige Titel – Schweikle bezeichnet sie als „Schlager des Mittelalters“<sup>174</sup> – ich möchte fast noch weitergehen und sie als ‚Kulturschlager‘ bezeichnen.

Der Sänger tut in seinen Augen nichts Falsches, denn er wird dem vorhandenen Modell seinen individuellen Stempel aufdrücken und ist damit Autor, Schöpfer und Verfasser dieser momentgebundenen Aufführung. In der Situation seines Vortrages lebt das Lied durch ihn und wird in diesem Moment auch mit seinem Namen verbunden. „The transmission between you and your audience [...], that is privileged; the recited version becomes the truth, becomes orthodoxy; you are the holder of “proper speech” [...]. You become the authority, albeit temporarily.“<sup>175</sup>

Sind uns also Lieder unter verschiedenen Autorennamen überliefert, kann die einfache Begründung sein, dass der jeweilige Namengeber das betreffende Lied auch in seinem Repertoire führte. Sammlungen wie die

<sup>171</sup> Zumthor, P.: Die orale Dichtung: Raum, Zeit, Periodisierungsproblem. In: Gumbrecht/Link-Heer [Hrsg.]: Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte., (1985), S. 370

<sup>172</sup> Schweikle, G.: Minnesang., (1995), S. 28

<sup>173</sup> Vgl. die zahlreichen Beispiele bei Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965).

<sup>174</sup> Schweikle, G.: Minnesang., (1995), S. 28

<sup>175</sup> Goody, J.: The Power of the Written Tradition., (2000), S. 36

von *Niune* und *Gedruts/Geltars* in den Handschriften B und C enthalten hauptsächlich Lieder, die aufgrund anderer Zeugnisse anderen Autoren zugeschrieben werden. Hier könnten ganze Sammlungen - Liederhefte oder Repertoiresammlungen - von fahrenden Nachsängern vorliegen, die gefällige Stücke sammeln und bei passender Gelegenheit vortragen. Diese Annahme wird noch durch zwei weitere Belege aus den überlieferten Texten gestützt. Für Verbindung von ‚Verfasserschaft‘ und situationsspezifischem Adaptionkontext spricht die Tatsache, dass Textvarianten divergierender Sänger oft in einem neuen Sinn- oder Formstatus einher kommen. Was bei Dietmar von Aist noch Minneklage, ist bei Reinmar dem Alten ein Wechsel.<sup>176</sup>

Des Weiteren werden interessanterweise nie Strophen von Namensverwandten „verwechselt“ (Reinmar der Alte, Reinmar von Zweter), sondern Zuschreibungsvariationen tauchen meist bei Zeitgenossen auf, also Sängern, bei denen wir von direkten Übernahmen durch lauschen und nachsingen ausgehen könnten.

Bezüglich der postulierten Entstehung in der Aufführung dürfen wir auch nicht vergessen, dass wir es mit einer **multimedialen** Kommunikation zu tun haben. Der Körper des Sängers darf als Kommunikationsmedium nicht unterschätzt werden, denn erst die Schriftlichkeit der Überlieferung reduzierte eine multimediale Kommunikation auf einen Text, der situationsunabhängig zu sein scheint.

Schon die Sprache an sich ist bekanntlich beides: Ausdruck und Darstellung, und dies gilt vor allem für das gesprochene Wort. Sprachliches Handeln besitzt in einer Situation mit Publikum mehr Kohärenz bewirkende und deutungsträchtige Faktoren, als die konservierende Schrift es jemals vermag.

Dazu gehören nichtverbale Begleithandlungen kinesischer Art, wie Gestik, Mimik, Körperhaltung oder Faktoren wie Pausen, Intonationen, Akzent, visuelle Erscheinung, Kostüm oder Erkennungssymbole. Ob der jeweilige intendierte Sprechakt geglückt ist, lässt sich für uns empirisch nicht mehr nachvollziehen. Wir müssen pragmatisch von einer idealisierten, wenig differenzierten Welt des Vortrages mit einer Interaktion von Sänger und Publikum ausgehen. Die Körperbezogenheit und die jeweilige spezifische Vortragssituation können dem Text immer neue Varianten einschreiben. Denken wir nur daran, dass man einen lustigen Text in einer bestimmten Situation auch unter Tränen vortragen kann und er damit eine völlig neue Bedeutung erhält, dass es mit Gestik und Mimik möglich wird, einen vordergründig ernstesten Text lächerlich zu machen oder ihn zu parodieren. Diese ‚Lesmöglichkeiten‘ sind uns leider nicht mehr zugänglich, aber wir können bestimmte Dinge aus der Besonderheit des überlieferten Textbestandes extrahieren.

So verweist Tervooren<sup>177</sup> darauf, dass bei bestimmten Minneliedern anscheinend gar keine Textkohärenz vorhanden ist, weil ein heutiger

<sup>176</sup> Beispiele aus: Schweikle, G.: *Minnesang*, (1995), S. 28

<sup>177</sup> Tervooren, H.: Die „Aufführung“ als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik. In: Müller, J.D. [Hrsg]: *>Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit*, (1996), S. 48 - 66

Leser z.B. den Eindruck bekommt, sofort in einen Text ‚hineingeworfen‘ zu werden. Ambiguität ist gegeben, wenn aus dem Text nicht geschlossen werden kann, wer spricht, oder Lyrikeinträge mit Pronomina und Adverbien beginnen, ohne dass dabei auf einen Referenzträger verwiesen wird. Erklärlich werden diese Textbesonderheiten nur, wenn wir sie mit Zeigegesten (auf sich selbst oder das Publikum) oder temporale Deiktika in Verbindung bringen. Wir leiden somit an einem eklatanten Informationsdefizit, denn der besondere Rahmen ist uns nicht mehr zugänglich. Der Text lebt im Raum der wechselseitigen Wahrnehmung, verweist auf Anwesende, den Sänger selbst, aktuelle Umstände etc. und kann in temporaler und räumlicher Verschiebung eine ganz andere Bedeutung ausdrücken.

Die Rezeption der mittelalterlichen Texte ist also medial ganz anders gelagert und nicht mit unserer Rezeption von Druckerzeugnissen vergleichbar. Textliche Unbestimmtheiten können durch nicht-verbale, körperbestimmte Begleithandlungen aufgelöst oder verstärkt werden und bleiben somit prinzipiell offen. In diesem Zusammenhang sollte auch das allbekannte Diktum von Marshall McLuhan nach unten korrigiert werden, dass wir beim Übergang von Mündlichkeit zur bestimmenden Schriftlichkeit das Ohr gegen das Auge tauschen (an eye for an ear)<sup>178</sup>. Der Sänger ist durch direkte Interaktion mit dem Auditorium verbunden. Vis-à-vis Kommunikation ist an die wechselseitige Wahrnehmung durch die Augen gebunden und verknüpft diese in einem unvergleichlich höheren Maße mit der Sprache (dem Sprechton), als dies beim bloßen Lesen der Fall ist.<sup>179</sup>

Auch wenn Bumke bemerkt: „Die Geschlossenheit der handschriftlichen Überlieferung (der Epen – Anm. A.G.) setzt jedoch voraus, dass am Anfang des Überlieferungsprozesses ein schriftlich fixierter Text stand“<sup>180</sup>, soll nicht übersehen werden, dass auch bei der Ependichtung die mündliche Tradierung und Aufführung bestanden hat.

Variation findet grundsätzlich in jeder mündlichen Aufführung statt und sie ist in breiter Epik stärker, als in knappen, halblyrischen Formen. Mündliche Überlieferung klammert sich an die Tradition und besitzt so einen inhärenten Konservatismus, der kaum zu einer Veränderung in der Gesellschaft führt<sup>181</sup>, aber die Erscheinungs- und Ausdrucksform ist beweglich, flüssig.

Haymes<sup>182</sup> erörtert in seinem Buch zum „Nibelungenlied“, dass wir beim schriftlich verfassten Epos noch alle Spuren der mündlichen Form feststellen können: formelhafte Sprache, stereotype Szenen und Motive und traditionelle Heldenstoffe. „Es ist absurd anzunehmen, dass der

<sup>178</sup> McLuhan, M.: Understanding Media. The Extensions of Man., (1964).

<sup>179</sup> Wenzel, H.: Hören und Sehen, Schrift und Bild: Kultur und Gedächtnis im Mittelalter., (1995), S. 37 - 47

<sup>180</sup> Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 720

<sup>181</sup> Vgl. Lord, A.B.: Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht., (1965) und seine Ausführungen, dass die Guslari die feudale Welt des 19. Jahrhunderts bis weit nach der Mitte des 20.Jh. in ihrer Dichtung bewahrten.

<sup>182</sup> Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), hier vor allem S. 35 - 51

Nibelungendichter eine für die Mündlichkeit so typische Form erfinden würde, nur um eine andere ebenfalls typische zu ersetzen.“<sup>183</sup>

Für eine mündliche Entstehung spricht ebenso die ungebrochene Tradition mündlicher Erzählung vom 4. bis zum 13. Jahrhundert. Spuren finden sich allenthalben, Wilhelm Grimms Heldensagen belegen die Verbreitung der Nibelungensage im ganzen germanischen Raum von der Zeit der Karolinger bis ins Hochmittelalter. Die Sage wird im altenglischen „Beowulf“ erwähnt, sie findet sich in den Liedern der „Edda“ und in der norwegischen „Tidreksaga“. Alle Fassungen weisen genau jene Abweichungen auf, die man innerhalb einer langwährenden mündlichen Überlieferung erwarten würde (vgl. Lord) und sind eindeutige Zeugnisse aus demselben Sagenkomplex. Auch die Versform beweist uns die jeweilige Abhängigkeit und Kontinuität in der Überlieferung. So sind alle aufgeführten Erzähldichtungen in stabreimenden Langzeilen aufgezeichnet.<sup>184</sup> Selbst spätere Heldenepik weist die gleiche Strophenform und Formelsprache auf. Wir müssen also davon ausgehen, dass die mündliche Tradition eng mit dieser Langzeilenstrophe verquickt ist.

Einige Forscher, wie Andreas Heusler, sprachen sich vehement gegen eine mündliche Entstehung des Epos aus. Ihrer Meinung nach wurde die Heldentradition in kurzen, auswendig gelernten Liedern mit festem Wortlaut vorgetragen. Ein Epos mit den Ausmaßen eines „Nibelungenliedes“ sei demnach nur eine Verdünnung der dichterischen Leistung und nur durch eine Anschwellung der Heldenlieder schriftlich konzipiert worden. Sicherlich unterscheiden sich die Lieder der „Edda“ stark von dem Nibelungenepos selbst, aber seit Lords und Parrys Forschungen wissen wir, dass auch die mündliche Tradierung von breiter Epik durchaus möglich ist und praktiziert wurde.

Heusler versuchte weiterhin eine Trennung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu etablieren, indem er eine unbewiesene Theorie entwickelte, wonach das Heldenlied immer gesungen vorgetragen wurde und das Epos gesprochen worden sein soll. Auch ohne die erbrachten Gegenbeweise von Parry und Lord erwies sich diese Vorstellung als absurd, nachdem z.B. für Werke wie Wolframs „Titurel“ Langzeilenmelodien aufgefunden worden sind. Nach Haymes ist es viel wahrscheinlicher, dass die germanische Heldensage die Spanne zwischen Völkerwanderungszeit und ihrer letztendlichen Verschriftlichung im 13. Jahrhundert in

Form breiter, im Vortrag entstehender Epen überlebt hat. Einzige Veränderung blieb der Übergang von der stabreimenden Langzeile zur vierzeiligen Strophe mit Endreim.

<sup>183</sup> Ebd. S.42, und Haymes verweist weiterhin darauf, dass die Langzeilenstrophe wohl die typische Struktur für vorgetragene mündliche Epik war.

<sup>184</sup> Auch wenn die altnordische Dichtung die Zeilen in Strophen gruppiert. Sie ist ohnehin die am weitesten entfernte Tradition innerhalb der Stabreimdichtung. Die spätere Einführung des Endreimes ist eines der größten Rätsel innerhalb der Mediävistik und hat sich irgendwann zwischen dem 8. und 12. Jahrhundert etabliert. Vgl.: Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), S. 43

Die vorliegende Niederschrift sollte uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Epos traditionelle mündliche Wurzeln hat. Der Verfasser wird sich der besonderen Macht der überlieferten Form für sein Publikum bewusst gewesen sein, einer Form mit der die Hörer aufgewachsen sind und die ihnen vertraut war - und wie oben bereits erwähnt, steht die Form an sich schon für Traditionsgebundenheit der Werte und gesellschaftliche Stabilität. Zu vermuten ist, dass der Auftraggeber der Niederschrift - von dem leider jeder Hinweis fehlt - eben jenen traditionellen Werten stark verhaftet war oder/und diese Werte als formales Vehikel benutzte, um sich Gehör zu verschaffen für eine ganz andere Aussage. Die Form des Heldenepos und der Stoff sind dem adeligen Publikum bekannt, dieses Wiedererkennen öffnet ihre Ohren und sie werden gespannt gelauscht haben. Aber was sich dann innerhalb der Dichtung an Kritik und aktuellen Kommentaren zur Zeit entpuppt, wird sie sehr überrascht haben.<sup>185</sup> Grundlegend ist, das wir es bei dieser Überlieferung mit **einer** Variation zu tun haben, die niedergeschrieben wurde. An anderer Stelle und an anderen Orten wird dieser Stoff von anderen Sängern in abweichender Variation vorgetragen worden sein. Beachtenswert ist ebenso, dass bei den ersten Niederschriften die mündliche Ausdrucksform übernommen wurde. Das sicherte zunächst einen Wiedererkennungseffekt beim Publikum und die gesamte Bandbreite der postulierten Variabilität der Texte konnte in den neuen Corpus einfließen.<sup>186</sup>

Die Vorstellung von Texten ist im Mittelalter also immer eine andere, als wir sie heute für uns in Anspruch nehmen. Der Austausch untereinander läuft in den verschiedenen Kommunikationszentren primär mündlich ab, ist also gedächtnisgestützt und läuft unserer heutigen medialen Vorstellung diametral entgegen. Erinnerung, Beglaubigung, Selbstvergewisserung, kulturelle Stabilität ruht auf den Schultern von 'Menschmedien'. Geschäfte und Verträge werden mit Handschlägen besiegelt, Nachrichten und Informationen durch Boten überbracht, Unterhaltungskunst wird durch Erzähler und Sänger praktiziert. Der Körper und die Stimme des jeweiligen Menschmediums sind dabei der Garant einer komplexen Vermittlungssituation und stehen für Authentizität und Wahrheit. Carruthers schreibt zu dieser gedächtnisgestützten Kultur: „The choice to train one's memory or not, for the ancients and medievals, was not a choice dictated by convenience: it was a matter of ethics. A person without a memory, if such a thing could be, would be a person without moral character and, in a basic sense, without humanity.“<sup>187</sup> Unsere Vorstellung von Texten ist die einer exakten Reproduktion, diese steht dann für Authentizität. Aber wie oben erwähnt, ist das Hauptanliegen der mündlichen Tradition, die Werte und den Sinn einer jeweiligen Gemeinschaft zu erhalten.

---

<sup>185</sup> Ich komme auf die Veränderungen im nächsten Abschnitt zu sprechen.

<sup>186</sup> Das ist das Thema des nächsten Abschnittes.

<sup>187</sup> Carruthers, M. J.: *The Book of Memory: A Study of Memory in Medieval Culture.*, (1990), S. 13



Der Sinn besteht in der Wiederholung des Bekannten und Bewährten und nur die jeweilige Darbietungsform wechselt.

In diesem Sinne steht die mündliche Textüberlieferung in direkter Verbindung mit dem oben beschriebenen homöostatischen Prozess des kulturellen Gedächtnisses. Sprachliche Ausdrücke mögen sich verändern: „...because memory - mimesis, imitation - is imperfect; forgetting may occur, but in many cases perfect reproduction is not even aimed at.“<sup>188</sup> Genau wie eine Kultur sich immer wieder durch das Nachleben bestimmter Grundstrukturen selbst versichert, dabei aber auch der Variation<sup>189</sup> – Umweltveränderungen, Situationsabhängigkeiten - Raum lassen muss, genauso müssen wir die aufgeführten Texte des Mittelalters betrachten, denn sie sind ein wichtiger Teil dieses kulturellen Gedächtnisses und funktionieren nach dem gleichen Prinzip.

Die Erzähler – unsere Literaturproduzenten des Mittelalters – verfahren stets nach dieser Methode. Sie sind nicht die Verfasser in unserem heutigen Sinn, sondern vermitteln kollektive orale Traditionen. In diesem Verständnis könnte man sie eher als Rhetoriker einstufen, denn mit der Besonderheit ihrer Person, der besonderen Note der Aufführungssituation (performance) und der Erzählstrategie wird der Plot der Geschichte gefärbt; entsteht ein metakommunikativer Rahmen. Die Texte, die dabei entstehen, haben nichts mit dem gemein, was wir normalerweise unter Text verstehen: „ A written work necessarily has a beginning, a middle, and an end. An oral composition may be added to at any time and by different people. The notion of unity, so central a feature of post-Aristotelian literary criticism, is much less useful in examining an oral product. What one hears on a particular occasion is less likely to be the product of a single human mind at a single point in time than it would be with a literary work.“<sup>190</sup>

Orale Kulturen sind natürlich auch von gespeichertem Wissen abhängig, das jedoch in einer Art gespeichert ist, die es schwierig macht, dieses Wissen präzise zu erinnern (präzise nach unserem Verständnis und den üblichen psychologischen Ansätzen). Wissen ist vielmehr überarbeitete und angewandte Erfahrung. Die mentale Welt ist anders konstruiert als unsere Buchseiten. Forscher wie Goody haben gezeigt, dass diese mentale Welt deformiert wird, wenn die Geschichten, Mythen etc. einer Kultur aufgeschrieben werden. Mythische oder Heldenstoffe lassen sich nicht kohärent in tabellarischer Form wiedergeben.

Sprache ist immer ein System von Zeichen, das zwischen Sprecher/Hörer und der gegenständlichen Welt steht. Das Gewebe von Bedeutungen, das durch die sprachliche Zusammenstellung vermittelt wird, erscheint wie eine Textilie und: „...the latin word *textus* comes from the verb meaning „to weave“ and it is in the institutionalizing of a story through *memoria*

---

<sup>188</sup> Goody, J.: *The Power of the Written Tradition.*, (2000), S. 40

<sup>189</sup> Diese Variationen betreffen nicht nur das ‚alltägliche Leben‘, sondern kommen sogar in religiösen Texten – Zeremonien vor, wie Jack Goody in mehreren Studien beim oralen Volk der LoDagaa gezeigt hat. Vgl. Literaturverzeichnis.

<sup>190</sup> Goody, J.: *The Power of the Written Tradition.*, (2000), S. 13

that textualizing occurs."<sup>191</sup> Die vermittelten Bedeutungen haben ihre Wurzeln immer in der jeweiligen Gesellschaft und werden auch nur prämiert, wenn sie wiedererkannt werden: „*Textus* also means „texture“, the layers of meaning that attach as a text is woven into and through the historical and institutional fabric of a society. Such „socializing“ of literature is the work of *memoria*, and this is as true of a literate as of an oral society.“<sup>192</sup> Es ist also richtig, auch die mündlichen Traditionen als Texte zu bezeichnen, selbst wenn sie nicht unserem Ideal der Präzision entsprechen und allein dem Speichermedium Gedächtnis entstammen. Interessanterweise bewahren wir heute noch Relikte aus dieser körpergebundenen Erzähltradition. Stand der Körper eines Erzählers damals für Verbürgtheit und Richtigkeit, so haben wir dieses Element in unsere Textbeschreibungen übernommen. Wie strukturieren wir unsere Buchseiten? Orientieren sie sich nicht immer noch stark am menschlichen Körper? Wir lesen die Schrift von oben nach unten. Ein Brief hat einen „Kopf“, auch das Wort „Kapitel“ leitet sich vom lateinischen *caput* her, was soviel wie ‚Köpfchen‘ bedeutet. Verweise in Texten werden mit ‚oben‘ und ‚unten‘ angegeben, am Ende der Seite finden wir die ‚Fußnoten‘ und stellen wir das Buch zurück ins Regal ‚dreht es uns den ‚Rücken‘ zu. Es ist für uns auch eine Erinnerung, ein Überbleibsel. Etwas, das wir so nennen, weil es ‚schon immer so gewesen‘ ist, aber visuell – im präzisen Sinne des Wortes – nicht vorhanden.

Die Spezifik der Mündlichkeit in der mittelalterlichen Gesellschaft zeigt noch ein weiteres Problem, das bei späteren Verschriftlichungen stark ins Gewicht fiel, jedoch auch schon den jeweiligen kommunikativen Austausch damals erschwerte und zu Beeinträchtigungen führte. Das waren die verschiedenen Dialekte und Mundarten.

Kommunikationstechnisch könnte man diese Problem vielleicht so darstellen: Informationen, welcher Art auch immer, können nur aufgeschlossen und angeeignet werden, wenn sie von dem Informationssystem in einer systemeigenen Sprache kodiert werden. Dabei gehen jedoch immer Informationen verloren. Wir können die Sprache durchaus als ein Verarbeitungsprogramm von Informationen begreifen.<sup>193</sup>

Allerdings ist sie auch sehr anfällig für Missverständnisse (nicht nur in metasprachlicher Hinsicht) und damit für ungesicherte, veränderbare Informationen.

Für das Mittelalter kann keine einheitssprachliche überregionale Varietät angesetzt werden, so wie wir sie heute mit dem Hochdeutschen besitzen. Die mittelalterlichen Dialekte, die sich auf die Germanenstämme zurückverfolgen lassen, sind zwar untereinander verwand, unterscheiden

---

<sup>191</sup> Carruthers, M. J.: *The Book of Memory: A Study of Memory in Medieval Culture.*, (1990), S. 12

<sup>192</sup> Carruthers, M. J.: *The Book of Memory: A Study of Memory in Medieval Culture.*, (1990), S. 12

<sup>193</sup> Vgl. die Ausführungen von Giesecke, M.: *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel: Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft.*, (1998), S. 18 - 35

sich jedoch in der Praxis beträchtlich.<sup>194</sup> Bei der Überführung in die Schriftlichkeit (und später in den Druck) sind viele mündliche Erfahrungen, Geschichten oder Fähigkeiten – Urteilen ohne Gesetz, Regieren ohne Plan etc. – gar nicht erst in das neue Medium überführt worden, weil sie sich nicht darstellen ließen oder nicht verstanden wurden. Und wenn sie vielleicht begrenzt verstanden wurden, mussten sie dem neuen Medium angepasst werden, d.h. sie unterlagen auch hier einer Veränderung/Bearbeitung. Somit ist die Tradition hier immer noch beweglich, verharnt in ihrer unfesten Form. Zahlreiche gesprochene Sprachen bedeuten vielfältige, unterschiedliche Kodes, die sich nicht für ein einheitliches Informationssystem eignen.

Mitnichten hatte man selbst noch im 15.Jahrhundert erhebliche Zweifel daran, ob z.B. das Lateinische in volksprachliche Texte überhaupt ‚übersetzt‘ werden kann. Die gesprochene Sprache des Mittelalters war regionalbegrenzt und keine eigenständige sprachliche Schicht. Ähnlich wie die mittelalterliche Gesellschaft in zahlreiche soziale, politische und kulturelle Einheiten zerfällt, welche in unterschiedlicher Weise und zum Teil auch nur sehr lose miteinander verknüpft sind, sind auch die Verhältnisse im kommunikativen Bereich außerordentlich zersplittert.

Stadt, Land, politische Verwaltungseinheit, universitäre Wissenschaft, höfische Kultur alle diese Systeme besitzen eigene kommunikative Gepflogenheiten. Jede bildet wiederum eigene Formen der Wissenstradierung aus (Handwerk, Religion, Regierung und Repräsentation). Wir haben es mit stark abgegrenzten Kommunikationsbahnen zu tun. Wenn ein ‚Text‘ nun diese Kommunikationsbahn verlässt, wird er, um rezipiert zu werden oder werden zu können, notgedrungen anders gestaltet werden, als in der altbekannten Art und Weise.

Doppelt schwierig wird es, wenn wir daran denken, dass die Übermittlung stark körpergebunden und somit ‚zeigabhängig‘ ist. Sie bezieht sich auf die wahrnehmbare Umwelt von bestimmten Handlungszusammenhängen. Kennt man die Handlungszusammenhänge und die typischen Wahrnehmungsfelder der Beteiligten nicht, sind die sprachlichen Äußerungen häufig nicht zu verstehen. Die spätere Generation der Autoren, die für das Druckmedium alte Handschriften oder Gedächtnisstützen auswertete, hat dies deutlich zu spüren bekommen. Waren die Aufzeichnungen nur Darstellungen sprachlicher Erfahrungen, waren sie für eine Verständigung über weite historische Zeiträume hinweg ungeeignet. Aufgrund der mangelnden Kodifizierung der sprachlichen Bedeutung konnten spätere Generationen die Denotate nicht mehr identifizieren.

Des weiteren blieben die Informationen, die in den Teilsystemen zirkulierten, für die anderen Systeme mehrheitlich Geheimnis: die Gläubigen wurden nicht in die Mysterien und erst recht nicht in die Bedeutung der Gottesdienstordnung eingeführt, die Handwerker hüteten

---

<sup>194</sup> Vgl. dazu: Schlosser, H.D.: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte., (1983), S. 17 f - sowie Dinzelsbacher, P.: Sachwörterbuch der Mediävistik., (1992), S. 169 f

ihr Produktionsgeheimnis<sup>195</sup> und die Gelehrten schotteten sich durch die Verwendung der lateinischen Sprache ohnehin von der Umwelt ab. Es existiert kein für alle gleichermaßen zugänglicher Informationsspeicher. Nur wer sozial mobil war, sich Reisen erlauben konnte und vielfältige Interessen hatte, konnte vielleicht an mehreren Systemen teilhaben und hatte damit Zugang zu einer größeren Anzahl dezentraler Wissensspeicher. Die Regel war das jedoch nicht. Aus linguistischer Sicht haben wir es mit einer Vielzahl von Sprachen zu tun, die sich teilweise sogar künstlich voneinander isolierten, um einen ‚Abfluss‘ der Informationen zu verhindern und so die eigene Identität bewahren wollten. Mit anderen Worten, eine Standardisierung der Sprache war gar nicht erwünscht. Die dezentrale Vernetzungsstruktur der mittelalterlichen Kultur und ihrer diversen Schichten (Niklas Luhmann) erübrigte einen übergreifenden Kode. Standardisierungen bezogen sich nur auf bestimmte Segmente, z.B. auf die kirchliche Institution. Die Zeitgenossen dürfte es kaum irritiert haben, dass ein und derselbe sprachliche Ausdruck in den unterschiedlichen Kommunikationsgemeinschaften unterschiedliche Bedeutung besaß. Dies ist eine Irritation unsererseits oder war es für die Mediävistikforscher. Solange die Systeme nebeneinanderher arbeiteten, war das kein nennenswerter Störfaktor. Wenn man mit einem knappen Arsenal von ‚Worten‘ auskommen wollte und wohl auch musste, dann war es sehr praktisch, den Lauten (und später den Schriftzeichen) einen mehrfachen Sinn zu geben. Unterschiedliche Worte und Ausdrücke sind damit nicht nur multivalent, sondern immer auch an die jeweilige Systemfunktion gebunden – solange sie überhaupt in differierenden Systemen auftauchen.<sup>196</sup>

Die Gestalt eines Textes hing also mit multiplen Faktoren zusammen, von denen mit der Zugehörigkeit zu einem Teilsystem und der Aufführungspraxis nur zwei genannt werden. Die Mundart spielt bei der Erkenntnisgewinnung auch heute eine Rolle. So hat man am Beginn der Forschung gedacht, das der Dialekt des Schreibers eines Manuskriptes den Entstehungsort näher bestimmt. Heute wissen wir, dass auch die Norm des Scriptoriums oder der Kanzlei, der ein Schreiber angehörte, oder die sprachliche Vorlage des Manuskriptes eine wesentliche Rolle spielte. „Wenn der Schreiber nach einer Vorlage arbeitete, die von weither kam, waren widersprüchliche Sprachformen in der Abschrift fast unvermeidlich.“<sup>197</sup>

Teilweise finden wir in der Überlieferung Texte, die in zwei dialektal unterschiedlichen Fassungen vorliegen; manchmal stehen jedoch auch verschiedene Mundarten unvermittelt nebeneinander und wir können

---

<sup>195</sup> Selbst Lord verwies in seinem Buch „Der Sänger erzählt“ auf die Tradierung der Sanges- und Dichtkunst im engsten gesellschaftlichen Umweltraum (Familie, Verwandte).

<sup>196</sup> Das ist heutzutage sicherlich auch noch der Fall. Allerdings beziehen wir uns auf das typographische Kommunikationssystem, das unsere Bezugsgröße darstellt – unsere Vereinheitlichungsform im Lexikon.

<sup>197</sup> Bumke, J.: Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter., (1994), S. 738

daraus die Wanderung eines Textes und die jeweiligen Versuche ablesen, diesen Text der entsprechenden Mundart anzupassen.<sup>198</sup>

Eine solche sprachliche Mobilität ist ein ebenso entscheidender Faktor im Einfluss auf die Beweglichkeit der Texte, wie die spezielle Gedächtnisüberlieferung und der Charakter der Aufführungstechnik.

Dies sind einige Grundfaktoren, die uns anfänglich ein Verständnis für die mittelalterliche Textrezeption so erschwerten. Wir sollten uns dabei immer vor Augen halten, dass wir im Mittelalter grundsätzlich andere Umweltbedingungen und Textauffassungen vorfinden und wir diese nicht ad-hoc auf unser neuzeitliches Textverständnis übertragen können. Die produzierten Texte bleiben Texte, auch wenn sie innerhalb einer mündlich-variablen Überlieferung produziert worden sind. Und diese Texte sind nicht weniger gut, gesichert und authentisch als unsere Texte heute. Einzig die Maßstäbe, die an einen Text angelegt werden, haben sich verändert und wir sollten stets bedenken, dass unsere Maßstäbe erst mit dem Buchdruck im 15. und 16. Jahrhundert konzipiert wurden und sie nicht an Texte des Mittelalters angelegt werden sollten. Im Gegenteil, gerade weil uns so wenige Informationen über diese Zeit erreicht haben, sollten wir die Quellen genauso erfassen, wie wir sie vorfinden. Es sollte den Versuch wert sein, aus den Texten selbst Bedeutung und Entstehung zu erfassen und nicht mit der Annahme einer ‚verderbten‘, ungesicherten Tradition zu agieren.

Wir werden im Folgenden noch sehen, dass selbst die skriptographische Tradition es nicht vermag, einen festen Text zu etablieren, so, wie wir ihn uns idealerweise vorstellen.

### **3.5 Schriftlichkeit – Möglichkeiten der Veränderung oder Geburt des festen Textes?**

Wer hat die Schrift erfunden?, fragt Christine de Pizan (1365 – 1430) in ihrem „Buch von der Stadt der Frauen“. Es war die edle römische Nymphe Carmentis, die das Menschengeschlecht mit der Erfindung der Buchstaben und der Schrift erfreute, das ABC, die lateinische Schrift, die Verbindung der Buchstaben und alle Anfangsgründe der Wissenschaft und der Grammatik. Christine hebt hervor, dass Carmentis gerade den Männern jene Fertigkeiten beibrachte, dank derer sie sich nun überlegen und hochgehrt dünken. Jedoch führt sie auch an, dass der Schriftgebrauch nicht nur Licht-, sondern auch Schattenseiten hat. Dank der Schrift, die von einer Frau geschenkt wurde, hätten die Männer die Möglichkeit „...in ihren Büchern und Dichtungen Übles über die Frauen zu verbreiten und zu behaupten, Frauen würden auf der Welt zu nichts anderem taugen als

---

<sup>198</sup> Vgl. dazu das „Hildebrandslied“. Niederschrift im 9. Jahrhundert. Mit der Vermutung der Wanderung des Manuskriptes von den Langobarden über Bayern bis nach Fulda, wo es oberflächlich altsächsischen Sprachgewohnheiten angepasst wurde.

zum Kindergebären und zum Spinnen.“<sup>199</sup> Eine Veränderung der Wahrheit durch die Schrift?

Schriftlichkeit scheint also Eingriffe nicht unbedingt auszuschließen, auch wenn sie, objektiv betrachtet, zunächst die Dauerhaftigkeit einer Aussage sichert, beliebig viele Personen erreichen kann und wiedergabegetreuer ist als mündlich überlieferte Information. Sichert sie jedoch wirkliche Authentizität?

Zur Wiedergabe der gesprochenen Sprache ist die Schrift kein hinreichendes Mittel und dies insbesondere, wenn wir uns die von der Mündlichkeit beherrschte Kultur des Mittelalters vor Augen führen. Lord hat gezeigt, dass es problematisch wird, sobald ein Sänger diktieren muss. Nur ein wahrer Profi wird das neue Medium zu seinem Vorteil nutzen können. Die Verschriftlichung stellt aber gleichermaßen auch einen Traditionsbruch dar. Er wirkt sich nie unverzüglich aus, Mündlichkeit und Schriftlichkeit müssen sich zunächst nicht begrenzen oder behindern.

Trotzdem haben die südslawischen Forschungen gezeigt, dass, je mehr Schrifttexte in den Umlauf gelangen und je mehr die Sänger davon Gebrauch machen, umso mehr setzt sich auch eine neue ‚Technik‘ des Dichtens und eine neue Rezeption der Texte durch, in deren Folge die mündliche Tradition abgewertet wird oder sogar ganz verschwindet. Die Revolution frisst sozusagen ihre Kinder.

Andererseits stehen dem Schreiber auch völlig neue Gestaltungsmöglichkeiten offen, die der eindimensional verhaltenden Sprache einfach nicht möglich sind und die auf der anderen Seite aber auch erforderlich sind, um das neue Medium für eine Rezeption zu strukturieren (Gestaltung, Gliederung etc.).

Aber auch diese schriftliche Strukturierung verändern den Text, neue Zeichen werden benötigt, um den Text fassbar zu machen. Es sind völlig andere als ‚alphabetische Zeichen, die Phoneme wiedergeben (z.B. Zwischenräume als Worttrenner, Paragraphenzeichen etc.). Korrektur- und Hinweiszeichen haben ausschließlich in geschriebenen Texten eine Existenz (Glossen) und verändern damit das mündliche Original.

Verschriftlichung bedeutet auch nicht, dass Texte jetzt besser – oder gemein – zugänglich sind oder dauerhaft gespeichert werden (z.B. Kräuterbüchlein, Rezepte). Vielfach wurden Informationen ohne genaue Kenntnis festgehalten und niedergeschrieben. Oft fehlten entscheidende Determinanten, wie visuelle Informationen, Erfahrungen oder Bildung. Gerade auch, und das verblüfft am meisten, in wissenschaftliche Belangen. Kopisten haben Vorlagen häufig einfach ‚abgemalt‘ oder aus unterschiedlichen Vorlagen einen neuen Text konzipiert, in dem ‚Falsches‘ neben ‚Wahrem‘ stehen konnte oder eine Unmenge an Erklärungen zu ein und demselben Themenkomplex stehen mochte. Das an verschiedenen Orten gespeicherte Wissen war somit keineswegs repräsentativ.

Für den Bereich der Epik und Lyrik bemerkt Bumke: „...dass der Text in Autor-Nähe in seiner schriftlichen Gestalt noch so >unfest< war, dass verschiedene Ausformulierungen entstehen konnten. [...] Auf Grund der

---

<sup>199</sup> Pizan de, Ch. : Das Buch von der Stadt der Frauen., (1986), S. 109 f

vorwaltenden Mündlichkeit des höfischen Literaturbetriebs ist für die Frühphase der Überlieferung mit Teilveröffentlichungen, Mehrfachredaktionen und wechselnden Vortrags- und Aufzeichnungssituationen zu rechnen.“<sup>200</sup>

Wenn ein Text, so wie es gebräuchlich war, mehrfach abgeschrieben wurde, müssen sich also zwangsläufig Überschneidungen, Textmischungen und Textveränderungen einstellen. Die Texte sind immer noch nicht unantastbar. Es gibt keine Wortgebundenheit, der inhaltliche Kern kann aufgeschmolzen und neu gegossen werden.

Muss das Material über kulturelle und regionale Grenzen transferiert werden, ist eine hohe Flexibilität und Anpassungsfähigkeit ohnehin gefragt. Ein Kopist kann tilgen, Begebenheiten in andere Anschauungswelten übertragen, Episoden ausmalen oder übergehen. Die Tätigkeit des Kopierens schließt in jener Zeit das Verkürzen und Verlängern durchaus mit ein. Der Raum für Improvisation und Innovation darf für mittelalterliche Belange nicht zu gering bemessen werden.

Da wir es mit einem veränderbaren Textbegriff schon für die Mündlichkeit zu tun haben, setzt sich dies ebenfalls in den Frühformen der Schriftlichkeit fort, die versucht, mündliche Aufführungen (performance) zu verschriftlichen, lateinische Texte zu übersetzen und den jeweiligen Gegebenheiten anzupassen oder vulgärsprachliche Traditionen festzuhalten und zum Allgemeingut zu machen. Da die Schrift also an eine Vielzahl von mündlichen Realisierungen/Darbietungen gekoppelt ist, die schon nicht wortgetreu oder deckungsgleich in ihrer Entstehung sind, vermag sie es in ihrer Frühform auch nicht, unsere Vorstellung der Textfestigkeit zu realisieren. Ebenso wie die Aufführung des Sängers zu einer bestimmten Gelegenheit, müssen wir auch erste Schriftzeugnisse des Mittelalters als eine Momentaufnahme betrachten, die nur in diesem Sinne den Anspruch eines ‚Originals‘ erheben können, nicht jedoch als unwandelbare Einheit. „Variable Texte sind im Bereich der Schrift grundsätzlich ebenso möglich wie monumentalisierte Sprachfiguren im Schutze des Gedächtnisses.“<sup>201</sup>

Sprechen und Schreiben sind für das Mittelalter des weiteren keine Antonyme (Sagen und Schreiben sind es teilweise heute noch nicht). Ihr Verhältnis ist eher durch die Begriffe: das Allgemeine gegenüber dem Besonderen zu verifizieren. Mit dem Begriff des Schreibens verbindet sich eher der technische Aspekt der Niederschrift und nicht wie heute ein innovativer Prozess. Sprechen und Schreiben (*dicere* und *scribere*) sind im Mittelalter ganz ungleich belastet. Die lateinisch formulierten Ausdrücke für Sprechen und Sagen (*dicere/loqui*) geben nicht zu erkennen, in welchem Medium die Äußerung sich vollzieht. Erst die Bezeichnung Schreiben (*scribere*) legt es ultimativ auf die Schrift fest. Es ist also

<sup>200</sup> Bumke, J.: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: Müller, J.D. [Hrsg.]: >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit., (1996), S. 127

<sup>201</sup> Assmann, A.: Schriftliche Folklore. Zur Entstehung und Funktion eines Überlieferungstyps. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 176

durchaus möglich, jede schriftliche Äußerung als gesagt oder gesprochen einzuführen (*sanctus Bernhardus sprichet*). In diesem Sinne also wiederum keine authentische Darstellung der Medialität der Kommunikation oder des Textes.

Die mündlichen Informationen wurden den Menschen in Gestalt von ostensiven Definitionen zugänglich gemacht, in der Form einer wahren Kodierung: ‚Das ist eine Kirsche‘.

Die Gegenstände liegen im Wahrnehmungsfeld und die Beziehung zwischen Wörtern und Sachen ist äußerst eng und keineswegs zufällig. Deswegen besteht in oralen Kulturen so häufig die Angst vor dem Vergessen, wenn eine Bezeichnung abgewandelt wird.

Ist eine Information in die Schrift überführt, muss diese Angst nicht länger bestehen, das Alte kann mehr oder weniger ungenutzt neben dem Neuen her existieren. Wesentlich ist, dass, über die lange Zeit skriptographischer Datenverarbeitung hinweg, niemals eine vollständige Technisierung des Informationssystems stattfand. Wie in den oralen Kulturen auch, mussten immer noch Menschen gefragt werden, wenn Informationen abgerufen werden sollten.

Das mittelalterliche Schriftstück sprach nicht alleine – oder doch nur zu dem, der es selbst aufgeschrieben hatte oder der sich die Informationen schon zuvor über das phonische Medium angeeignet hatte. Des weiteren ist das Wissen über die Dinge der Welt im Mittelalter sozial ungleich verteilt. Das hängt erstens mit einer fortschreitenden Arbeitsteilung zusammen und zweitens mit der besonderen sozialen Schichtung in dieser Zeit (s.o.). Das führt dazu, dass gleiche Dinge von Menschengruppen unterschiedlich klassifiziert (benannt) werden können. Wird dies dann in der Schrift festgehalten, kann es einer ‚Allgemeinheit‘ unverständlich oder multisemantisch werden. Ein Kräutersammler/Apotheker wird andere Informationen festhalten, als ein Koch. Diese aspektivische Klassifikationsweise<sup>202</sup> führt zu unterschiedlichen Attributierungen einer Sache. Obendrein wird die Darstellung eines generalisierten Anderen – eines außenstehenden Betrachters dieser Dinge, der Informationen vielleicht zusammenträgt – nicht Standpunkt oder Perspektive einer jeden angeführten Gruppen einnehmen.

Die Betrachtungsperspektive eines Objektes kann somit in verschiedene Referenzobjekte gespalten werden. Nach Giesecke haben wir mindestens zwei Formen sozialer Differenzierung und damit der Verteilung von Informationen und Kodes: regionale und arbeitsteilige – soziologisch: segmentäre und stratifikatorische (schichtenspezifische) Differenzierungen. In den Segmenten wäre das gemeinsame Alltagswissen in einer Umgangssprache vertreten, in den Schichten das Sonderwissen in Fachsprachen. Sowohl innerhalb von Segmenten und Schichten, als auch zwischen Schichten und Segmenten gibt es Überschneidungen hinsichtlich Sprache und Information.

---

<sup>202</sup> Giesecke, M.: Der ‚abgang der erkantnusz‘ und die Renaissance ‚wahren Wissens‘. Frühneuzeitliche Kritik an den mittelalterlichen Formen handschriftlicher Informationsverarbeitung. In: Keller/Grubmüller/Staubach [Hrsg.]: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen., (1992).



Verkompliziert wird dieses Bild für die mittelalterliche Gesellschaft, wenn wir bedenken, dass längst nicht alles Wissen verschriftlicht wird, sondern auch Teile weiterhin über das Gedächtnis nur in den Köpfen der Menschen existiert. Längst nicht jedes ‚Spezialwissen‘ wird verschriftlicht. Das Spezialistenwissen der Ärzte oder Apotheker hinsichtlich der natürlichen Umwelt wird festgehalten, weniger jedoch die Erfahrungen und das Wissen von Kräuterweibern, Bauern oder Wurzelsuchern. Mythen, die durch die Missionierung zu Alltagswissen geworden sind, werden nun populär neu zusammengestellt z.B. in Stundenbüchern.

Keineswegs kann man jedoch davon ausgehen, dass die Verschriftlichung zu einer besseren Zugänglichkeit der Informationen oder zu einer dauerhaften Speicherung geführt haben. Die handgeschriebenen Manuskripte dienen den Gelehrten als Gedächtnisstütze, den Reichen sind sie wertvolles Sammlerobjekt als Statussymbol – ein Kommunikationsmedium sind sie deswegen noch nicht. Das Bedürfnis nach allgemein zugänglichem Wissen bestand nicht.

So konnte es auch geschehen, dass Informationen, wenn sie erst einmal in Büchern verzeichnet wurden, aus dem üblichen Gang der Erfahrungstradition verschwanden. Die Erfahrungen waren nur noch für jene zugänglich, die aufgrund ihrer Position mit den Handschriften umgingen. Skriptographische Transformation bedeutet damit teilweise, ehemals weit verbreitetes Wissen in apartes Sonderwissen zu verwandeln.<sup>203</sup>

Erschwerend kommt hinzu, dass die unterschiedlichen Segmente (Stadt, Kloster, Universität, Land) und Schichten (Gelehrte, Bauern, Priester, Könige) sich verschiedener Informationsmedien und Vernetzungssysteme bedienten. Selbst die ‚Schriften‘ der Scriptorien der Stadtverwaltung waren andere als die der Klöster.

Zusätzlich ist zu beachten, dass Informationen über jede natürliche Erscheinung in der Umwelt im Mittelalter meist noch durch andere Sinnesorgane beschrieben werden.

Visuell gewonnene Informationen über Phänomene galten als akzidentiell und wurden weder sprachlich noch schriftsprachlich kodiert. Informationsgewinnung unterlag der antik begründeten Elementenlehre: Feuer, Luft, Wasser, Erde, die mit bestimmten Qualitäten attribuiert wurden: warm, kalt, feucht und trocken. Man ‚kannte‘ eine Pflanze z.B. erst, wenn man sie mittels Geschmack und taktilen Rezeptoren klassifiziert hatte. Visuelle Informationen gingen nicht in den Nomen der Dinge ein.

Vielen Schreibern dürften diese Informationen nur über mündliche Mitteilungen oder aus anderen Texten bekannt gewesen sein. Intersubjektivität und Objektivität lassen sich mit diesem Verfahren sicherlich nicht bewerkstelligen. Foucault beschreibt dies als ‚Auseinanderfallen von Wörtern und Sachen‘.<sup>204</sup>

<sup>203</sup> Verstärkt wird dieser Fakt oft noch mit einem akuten Machtstreben und der Abgrenzung des Geheimwissens alphabetisierter Eliten.

<sup>204</sup> Foucault, Michel in: Giesecke, M.: Der ‚abgang der erkantnusz‘ und die Renaissance ‚wahren Wissens‘. Frühneuzeitliche Kritik an den mittelalterlichen Formen handschriftlicher Informationsverarbeitung. In:

Für das Mittelalter war es keinesfalls unerträglich, über Dinge zu reden, über die keine visuelle Information vorlag. Eventuell festgehaltene visuelle Erfahrungen führten nicht zur Falsifikation anderer Daten. Zahlreich sind die Fälle, in denen sich Bild- und Textinformationen in Handschriften widersprechen, die sich teilweise bis in das Druckzeitalter halten konnten. In Schedels „Weltchronik“ finden wir die gleiche Darstellung ganz unterschiedlichen Städten zugeordnet und in Herbarien sind die Pflanzenabbildungen mehrmals völlig verschiedenen Pflanzen zugeordnet.

Auch die sprachliche Darstellung von Fachliteratur war nicht einfach zu handhaben. Die Darstellung wissenschaftlicher oder religiöser Erkenntnisbereiche in Latein ist nicht nur ideologischen oder Separationsinteressen der Intelligenz geschuldet.

Die muttersprachlichen landschaftlichen Schreibdialekte hatten in der Tat erhebliche Schwierigkeiten in der situationsunabhängigen Darstellung von Sachverhalten – vgl. dagegen den situationsabhängigen Sprechakt, der damals verbindlich war. Wenn es auf explizite Verbalisierungen hierarchischer Relationen ankam, war die Sprache der Schreibdialekte, in der die logische Abhängigkeit eines Satzes von einem anderen häufig unbezeichnet blieb, aufgrund ihrer strukturellen Mittel beschränkt.<sup>205</sup> Das vorwiegend parataktische Beziehungen ausdrückende oder überhaupt unspezifische System der Konjunktionen sowie die große Variabilität der Satzstellung und –Verknüpfungen erschwerten eine genaue Abbildung dieser Relationen und überließ vieles der Interpretation der Leser. Durch diese mangelnde ‚Geformtheit‘ einer allgemein-verständlichen Schriftsprache, wurde des öfteren wieder auf lateinische Konstruktionen zurückgegriffen, die dann eine Art ‚Mischtext‘ erzeugten.

Es entstand die Situation, dass die gelehrten Handschriften zahlreiche Irrtümer oder Uneindeutigkeiten transportieren und eine Arbeit mit ihnen selten möglich war. In späteren Zeiten des Buchdruckes wird dies zunehmend zum Problem. Nebenher wurde immer noch die mündliche Tradition gepflegt, die sich teilweise als beständiger erwies als die skriptographische.<sup>206</sup>

Unterschiedliche und untereinander unvereinbare Charakterisierungen wurden einfach der schriftlichen Überlieferung anvertraut. Gedankenloses Abschreiben der Kopisten<sup>207</sup> und viele Übersetzungsfehler kumulierten

Keller/Grubmüller/Staubach [Hrsg.]: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen., (1992), S. 92

<sup>205</sup> Giesecke, M.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel: Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft., (1998), S. 73 - 121

<sup>206</sup> In den Anfangszeiten des Buchdruckes wurde dieses Problem zunehmend erkannt und vielfältige mündliche Traditionen mussten erneut verifiziert werden, da die schriftlichen oft unzureichend waren. So kritisiert Hieronymus Bock hinsichtlich der Pflanzenbestimmung, dass „...die alten weiber [...] bald doctores werden.“ Aus: Giesecke, M.: Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel: Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft., (1998), S. 192

<sup>207</sup> Mehrfach wurden über Jahrhunderte Bezeichnungen mittradiert, deren Referenten den Kopisten und Benutzern gar nicht mehr bekannt waren und oftmals haben die Abschriften in Klöstern gar nicht mehr einer Instruktion der Laien gedient. Vermutlich liegen die Gründe hier eher im klösterliche Bewahren einer Tradition, einem Mitteilen und Rezipieren von Dingen und Sachverhalten. Durch das Arrangement in der Schreibstube und

eher die Fehler, da es keine übergeordnete kritische Instanz gab, die ein ‚wahres Wissen‘ universell zugänglich machen konnte und wollte.

Die mittelhochdeutschen Lyriküberlieferungen sind von der altphilologischen Forschung ebenfalls als stark fehlerhaft und verderbt eingestuft worden. Es fehlen den Handschriften<sup>208</sup> (außer E) Angaben zum Zeitpunkt oder Ort ihrer Entstehung, als auch Vermerke über Auftraggeber oder Schreiber.

Weiterhin scheinen die Lyrikhandschriften weniger repräsentativ gewesen zu sein, als Chroniken oder Epen, da sie weniger aufwendig ausgestattet sind (Blattgold, Pergamentqualität, Farbgebung etc.).

Es ist äußerst schwer abzuschätzen, wie viel die erhaltenen Handschriften vom ursprünglichen mittelhochdeutschen Liederbestand bewahren. Eine Vielzahl ist nur ein einziges mal überliefert. Zudem gibt es Zeugnisse verlorener Lieder, vgl. das Zitat der Anfangszeile eines Waltherliedes „*guoten tac, boes unde guot*“ in Wolframs „Parzival“.<sup>209</sup>

Die Lyrikhandschriften sind wohl meist Einzelaufträge (Handschrift C ist z.B. Manesse, einem Patriziergeschlecht zugeschrieben), die in der jeweiligen Auswahl der Dichter Vorlieben und Interessenrichtung des Auftraggebers spiegeln. Auch ein regionales Vorlagen-Angebot kann bei der Auswahl der Gedichte eine Rolle gespielt haben.

Neben zahlreichen namentlich ausgewiesenen Texten finden wir plötzlich anonyme Überlieferungen, die häufig mit der Nachlässigkeit der Schreiber erklärt wurden. Im zweiten Teil der Handschrift B (Weingartner Liederhandschrift) stehen sechs scheinbar anonyme Lyriksammlungen. Offenbar waren hier ursprünglich mittels Platzaussparungen Miniaturen mit Namensüberschriften vorgesehen, leider aber nicht vollendet worden (produktionsbedingte Anonyma). Dies erschwert den Philologen eine Zuordnung erheblich.

Daneben finden sich aber auch echte Anonyma (Nachtrag in Handschrift A), die meist von verschiedenen Schreiberhänden abgefasst sind und auf unterschiedliche Vorlagen zurückzugehen scheinen, die eventuell auch schon keinen Namen trugen. Vielleicht sind so Streuüberlieferungen zu erklären.

Bemerkenswert ist ebenso eine Waltherstrophe, die anonym in Ulrichs von Liechtenstein „Frauendienst“ auftaucht („*ir sult sprechen willekomen*“). Bumke<sup>210</sup> spricht sich dafür aus, dass der wirkliche Autorenname in der Mitte des 13. Jahrhunderts so bekannt war, dass man ihn nicht zu nennen brauchte. Möglich wäre auch, dass es sich um einen unabhängig vom Autoren weiterlebenden „Schlager“ handelt. Sicher gab es auch Sammler, die an den Autorennamen nicht interessiert waren, die Lieder waren bekanntlich eng mit der Aufführungspraxis verbunden, die Themen meist Allgemeingut, die durchaus von verschiedenen Sängern zelebriert werden

---

die bewährte Tradition der Vorfahren konnte man sich im klösterlichen Umfeld sicher und geborgen fühlen und war ein Glied in einer lange funktionierenden, gemeinschaftsbildenden Kette

<sup>208</sup> Zur Darstellung der Handschriften – Jahr, Region, Abhängigkeit, Bezeichnung etc., siehe den umfangreichen Überblick bei Schweikle, G.: *Minnesang*, (1995), S. 1 - 34

<sup>209</sup> Wolfram von Eschenbach: *Parzival*, (1981), (hier: 297, 25)

<sup>210</sup> Wieder in: Schweikle, G.: *Minnesang*, (1995), S. 19

konnten. Einige Unkorrektheiten, die unsere Neuzeit häufig mit Fehlern gleichsetzte, sind einer damaligen Schreibpraxis geschuldet.

Texte werden z.B. strophenweise, ohne Berücksichtigung der Versenden eingetragen (Handschrift B) – manche, aber nicht alle, enthalten wenigstens Reimpunkte als Erkennungsmittel. Teilweise fehlen Initialen, die eigentlich Strophenanfänge markieren sollen, hier wurde nur der Platz ausgespart und eine spätere Schreiberhand sollte diese wohl einfügen. Es begegnen uns leicht veränderte Namensformen (Handschrift A: *Heinrich der Rîche* – statt Heinrich von Rugge). Dies könnte auf ein ‚Verhören‘ beim Diktieren oder vielleicht auf ein ‚Verlesen‘ bei der Vorlage schließen. Der komplizierte Vorlagenstatus könnte die Erklärung für einige völlig frei gebliebene Seiten der Handschriften sein oder für den umgekehrten Fall, dass auf eine Vorlage gewartet wurde und der freigelassene Platz für die Dichtung nicht ausreichend war. In Handschrift B ist die Sammlung Reinmars des Alten wohl aus diesem Grunde zweigeteilt.

Wir müssen ebenso mit Texteinbußen durch Blattverluste rechnen (Handschrift C), wie mit versehentlichen Einschüben von Einzelblättern, die Strophen in der Mitte teilten, was eine logische Folge der Texte bei der Rezeption erst einmal störte (Handschrift B).

Und natürlich müssen wir bei dieser Praxis des Schreibens mit mehreren Händen und einer damit zusammenhängenden ‚menschlichen Fehlbarkeit‘ auch mit Schreibfehlern, Umstellungen von Wörtern, Streichungen, gequetschten und schwer lesbaren Wörtern (zuwenig Platz gelassen) oder fehlenden Worten (Unlesbarkeit der Vorlage) rechnen.

Trotz dieses schwierigen Textstatus‘ sollten wir uns eines stets vergegenwärtigen: bewusstes Verfälschen oder Abwandeln lag nie in der Absicht der Schreibenden! Unmittelbare Korrekturen und nachträgliche Verbesserungen lassen im Gegenteil eher auf eine sehr sorgfältige Schreibernühe schließen.<sup>211</sup> Das neue Medium Buch war noch nicht so weit verbreitet, dass man allenthalben auf Bücher stieß. Die ungeheuren Kosten und das Zirkulieren dieser Medien in abgegrenzten Bereichen (Schichten) machte einen Austausch und eine Vorlagenbeschaffung äußerst schwierig. Des weiteren war, wie gezeigt, noch lange kein ultimatives Interesse vorhanden, die Texte wirklich der Schrift anzuvertrauen, wenn man Vorträge oder Aufführungen jederzeit kostengünstiger haben konnte und die Traditionen ohnehin allgemein vertraut waren. Selbst wenn Vorlagen erreichbar waren, sollte man die Schreiber nicht für Übertragungsfehler, Wortvertauschungen oder ähnliches brandmarken. Sie waren ebenso wenig unfehlbar, wie es heutige Setzer sind.

Zu scheiden sind in diesem Sinnbezirk der Schreibfehler auf jeden Fall die Text- und Autorvariationen, die sich immer noch auf die mündliche Aufführungspraxis beziehen. Der Moment der Niederschrift (oder eventuell des Diktates) eines Textes ist situationsabhängige Rezeption, die sich natürlich in der darauffolgenden Abschreibep Praxis nicht eliminiert. So wird

---

<sup>211</sup> Vgl. die Beispiele bei Schweikle, G.: *Minnesang.*, (1995), S. 20

die Beweglichkeit des Textcorpus auch in das neue Medium transponiert. Nicht im Sinne von ‚verfälschenden‘ Schrifteingriffen, sondern im Festhalten einer Sequenz der Überlieferung, ohne dabei den Anspruch eines ‚authentischen‘ Textes überhaupt mitzudenken.

Sicher muss auch mit einer Verknüpfung oder Überlagerung der beiden medialen Erscheinungsformen gerechnet werden. Es ist denkbar, dass Autoren entweder selbst oder durch Diktat Gedichte festgehalten oder sich zumindest eine schriftlich fixierte Gedächtnisstütze erarbeitet haben. Darauf verweisen bestimmte Bildtopoi in den Miniaturen der Handschriften (v.a. C): die Dichter halten Schriftrollen, Schreibtäfel, Einzelblätter oder Briefe. Die Textzeugnisse sprechen selbst davon, dass es vorkam, dass ein Lied der betreffenden Dame zugesendet werden konnte, oder durch einen Boten geschickt wurde. Dadurch waren wiederum verschiedene Rezeptionsmöglichkeiten gegeben. Der Bote konnte das Lied erneut vorsingen, vorlesen (Hörrezeption wie Aufführung) oder die Dame las das Gedicht selbst („*las: dâ stuonden diu liet an*“).<sup>212</sup>

Der Übergang von Mündlichkeit zur Schriftlichkeit ist also kein abrupter, sondern ein fließender, sich überlagernder Übergang. Die Schriftlichkeit ist zunächst eng mit der Tradition des gesprochenen Wortes, der Rhetorik, der Inszenierung verknüpft und übernimmt auch deren Variation. Die Manuskriptkultur hat anfangs noch eine ultimative Nähe zur mündlichen Interaktion. „Der mündliche Vortrag orientiert sich an der Schriftsprache, und die schriftliche Form der volkssprachlichen Dichtung erscheint von der Funktion geprägt, mündlichen Vortrag und auditive Rezeption zu ermöglichen – und nicht etwa Sprechen und Hören durch Schreiben und Lesen zu ersetzen. Bevor die Schrift all ihre Möglichkeiten voll entfalten kann, assimiliert sie sich den Rahmenbedingungen, innerhalb deren sie selbst zum Träger des kulturellen Gedächtnisses wird.“<sup>213</sup>

Auch für die höfische Epik sollte festgehalten werden, dass es keine für alle Zeiten und Kulturen gültige Methode der Textbehandlung geben kann. Die philologischen Bewertungen der Epen des Mittelalters gehen meist auf die Textkritik von Karl Lachmann zurück, der stets versuchte, das originale Dichterwort zu rekonstruieren (textkritische Editionen zu Hartmanns „Iwein“ und Wolframs „Parzival“). Für die meisten Epen konnte auch in der Folgezeit keine genaue Bestimmung der ursprünglichen Textgestalt – unter dieser Prämisse - erreicht werden, wenn sie sehr reich überliefert sind. Die Varianten gehen häufig wild durcheinander und ließen sich nicht zu einem klaren Stemma ordnen. Der Grund ist in der Unübersichtlichkeit hinsichtlich der Verwandtschaftsbeziehungen der Handschriften zu suchen. Die Übereinstimmungen zwischen verschiedenen Handschriften wechseln in unerwarteter Weise, so dass hier eine Vermischung konstatiert werden muss, die zu sogenannten Mischhandschriften führte. Diese wurden von der älteren Philologie als Kontamination bezeichnet, die vorliegen soll, wenn ein Schreiber aus

<sup>212</sup> Ulrich von Liechtenstein (Str. 165) wieder in: Schweikle, G.: *Minnesang.*, (1995), S. 26

<sup>213</sup> Aus: Wenzel, H.: *Hören und Sehen, Schrift und Bild: Kultur und Gedächtnis im Mittelalter.*, (1995), S. 90

mehreren Handschriften eine Fassung herstellt. Das würde indes bedeuten, dass an einem Ort immer mit dem Vorliegen mehrerer Ausgaben eines Textes gerechnet werden muss und das Schreiber beinahe nach philologischen Kriterien arbeiteten, mit der Sorge um einen ‚richtigen‘ Text.<sup>214</sup>

Die Belege angeblich kontaminierter Handschriften lassen jedoch eher darauf schließen, dass man Kontamination nicht als übliche Praxis nachweisen kann. Eher war es der Fall, dass nur gelegentlich andere Handschriften herangezogen wurden. Lediglich wenn ein Vorlage unvollständig war oder eventuell nicht länger zur Verfügung stand wird dies realisiert worden sein. Die Literatur des Mittelalters wird erst als Überlieferungsphänomen fassbar und das bedeutet auch, dass völlig andere Prämissen an eine Textbeurteilung angelegt werden müssen, so wie es Bumke<sup>215</sup> vorschlägt.

Die höfischen Epen der Zeit vor 1200 sind oft nur als Fragmente erhalten. Desgleichen besitzen wir von vielen Epen des 13. Jahrhunderts nur so wenige Handschriften, dass sich eine Frage nach dem Original kaum stellt. Nur für zehn oder zwölf Texte ließe sich eine Methode in der Folge von Lachmann überhaupt anwenden, um einen ‚Originaltext‘ zu suchen. An ein Epos sollte allerdings nicht die Frage gestellt werden, welcher Text ‚besser‘ oder ‚schlechter‘ ist, sondern vielmehr die Arbeitsmethoden für volkssprachliche Texte genauer fokussiert werden.

Wird z.B. bei der Interpretation von Hartmanns „Iwein“ Laudines letztlicher Fußfall vor ihrem Ehemann als eine verbale Äußerung von Hartmanns Einstellung zur Eheproblematik gewertet und mit dieser Szene eine besondere interpretatorische Sinnggebung assoziiert wird, sollte man sich hüten, Interpretation und Textkritik zu verwechseln. Hartmann entfernt sich mit dieser Geste zum Geschlechterverhältnis sicher weit von seiner französischen Vorlage, aber nur die Handschriften B, a und d überliefern diesen wichtigen Wendepunkt. Dies sollte in einer kritischen Ausgabe unbedingt vermerkt sein. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um einen späteren Zusatz.<sup>216</sup>

Joachim Bumke spricht sich dafür aus, bei der Rezeption der höfischen Epik von verschiedenen (Parallel-) Fassungen auszugehen, die auch für die meisten Epen festgestellt werden können.<sup>217</sup>

---

<sup>214</sup> Dies ist auch teilweise der Fall gewesen, z.B. beim Umgang mit der Heiligen Schrift und den römischen Klassikern. Vielleicht mag in Einzelfällen auch für die Epenbearbeitung eine ähnliche Arbeitsweise vorliegen. Vgl. Bumke, J.: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: Müller, J.D. [Hrsg.]: >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit., (1996)

<sup>215</sup> Vgl. ebd., sowie Bumkes kritische Ausgabe zur „Nibelungenklage“.

<sup>216</sup> Bumke, J.: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: Müller, J.D. [Hrsg.]: >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit., (1996), S. 122

<sup>217</sup> Z.B. oberdeutsche Variante von Veldekes „Eneit“ in den Hss. B und M. Die ältesten von Hartmanns „Erec“ Hss. A und B repräsentieren ebenfalls verschiedene Fassungen, ebenso Wolframs „Titirel“ in Hss. G und Hm. Die älteste „Tristan“ Hss. von Gottfried (M) bezeugt eine Kurzfassung des Textes in welchem die allegorische Auslegung der Minnegrotte fehlt. Sämtliche und weitere Beispiele in ebd., S.122 f

Wenn also – so postuliert – am Beginn der Überlieferung ein Originaltext gestanden hat, dann dürfte es eigentlich auch keine Parallelfassungen geben. Die ältere Philologie behalf sich bei diesem Problem mit der Erwählung eines ‚echten‘ Textes und der Nachstellung aller anderen. Versagte diese Erklärung, wurde der Autor als Urheber von zwei Texten bestimmt.<sup>218</sup>

Bisher gelang es jedoch in keinem Fall, Mehrfachfassungen als Autorvarianten sicher nachzuweisen. Mehrfachfassungen begegnen uns im Mittelalter allenthalben. In Lyrik (s.o.), religiöser und didaktischer Literatur, in Geschichts- und Rechtsschreibung und höfischer Literatur, bei Schwänken oder Verserzählungen. Warum sollte das, was offensichtlich ein Kennzeichen mittelalterlicher, volkssprachlicher Überlieferung ist, nicht auch auf die höfische Epik zutreffen? Durch die traditionelle Textkritik und ihrer Lehre von den Fehlern lässt sich das epische Phänomen nicht mehr hinreichend erklären.

Epische Variation ist einmal mehr ein Anzeichen für die prinzipielle Unfestigkeit der Texte im Mittelalter. Paul Zumthor prägte den Begriff ‚mouvante‘, Joachim Heinzle sprach von der ‚strukturellen Offenheit der Texte‘ und Bernard Cerquiglini hat dieses Prinzip treffend als ‚variance‘ bezeichnet und festgestellt, dass die schriftliche Überlieferung nicht Varianten hervorgebracht hat, sondern dass die Variation vielmehr das Prinzip mittelalterlicher Schriftlichkeit ist.<sup>219</sup>

Wir sollten also nach Bumke mit einem völlig veränderten Textbegriff arbeiten, wenn das Mittelalter betroffen ist. Es ist mit unfesten und beweglichen Texten zu rechnen, die nicht als Störungen begriffen wurden. Von Beginn an ist der Text veränderliche Größe und wird den jeweiligen Rahmenbedingungen angepasst. So kann es zu einfachen Textunterschieden kommen, die nur als Schwanken zwischen vertauschbaren oder benachbarten Schreibungen, Worten, Formeln etc. begriffen werden können. Weiterhin sind aber auch starke Veränderungen möglich, in denen sehr augenscheinlich ein unterschiedlicher Formulierungs- und Gestaltungswille erkennbar wird (neue Erzählelemente). So sind extreme Abweichungen möglich, wie sie z.B. in den Fassungen \*B und \*C der „Nibelungenklage“ vorliegen. Die Fassungen gehen in jedem zweiten Vers auseinander, differieren in der Gliederung (*âventiuren*) und besitzen jeweils mehrere hundert Verse, die nur zu einer Fassung gehören.

Bumke plädiert für eine allseitig positive Bewertung der Fassungen<sup>220</sup>, die jede für sich durch ihren eigenen Textbestand und ihre Formulierung definiert wird. Die Analyse eines Werkes kann nur in seiner Ganzheit erfolgen und nicht durch ein Auseinanderdefinieren seiner Elemente. Eine

<sup>218</sup> Mag es auch gegeben haben. Die C Fassung des „Nibelungenliedes“ ist wohl eine Epenbearbeitung (Bumke).

<sup>219</sup> Vgl. Diese Angaben sowie Literaturhinweise in: Bumke, J.: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: Müller, J.D. [Hrsg.]: >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit., (1996), S. 125

<sup>220</sup> Fassungen sind nach Bumke: Epen in mehreren Versionen, die in solchem Maße wörtlich übereinstimmen, dass von ein und demselben Werk ausgegangen werden kann, jedoch im Textbestand oder Textfolge so stark unterschiedlich sind, dass die Unterschiede nicht zufälliger Natur sein können. Fassungen sind des weiteren stets eindeutig, ist dies nicht der Fall, muß offen bleiben, ob hier Fassungen vorliegen. Vgl. Bumke, J.: ebd., S. 124

negative Suggestion bei der Darstellung des Textbestandes, die eine Änderungsrichtung durch Schreiber implizieren (Textersatz, Auslassung, Neuformulierung), sollten unterbleiben.

Um eine Überlieferungssituation ständig im Auge behalten zu können und sie für die Interpretation nutzbar zu machen, wären Parallelabdrucke verschiedener Fassungen anzusetzen, auch wenn dies die Benutzung der Ausgabe erschwert. Die Aufmerksamkeit sollte sich darauf konzentrieren, wie ein Text (eventuell auch zu seiner – französischen – Vorlage) verarbeitet wurde. Das Augenmerk auf eine sprachlich-stilistische Betrachtung kann einer Interpretation der Texte nur von Nutzen sein.

Einige stilistische Erwägungen über eine veränderte Bearbeitung von Texten innerhalb der Schriftlichkeit sollen nun kurz am Beispiel „Nibelungenlied“ exemplarisch gezeigt werden.

Wie bereits erwähnt, gehört die Geschichte von Siegfried und dem Untergang der

Burgunder zur traditionellen Heldentopik, die weiträumig verbreitet und – in größerer oder kleinerer Veränderung – allseits bekannt war. Der Verfasser des deutschen Epos hat diese Geschichten an einigen Stellen jedoch so frappant umgeformt, dass wir uns erstens ein interessantes Bild der damaligen Zeit machen können und zweitens feststellen, wie und welche Möglichkeiten des neuen Mediums genutzt wurden.

Die erste Erörterung betrifft die Gattungsfrage. Das Epos benutzt die Form des mündlichen, traditionellen Heldenepos (Strophenform und Melodie). Mündliche Heldenepen waren ein sehr beliebtes Unterhaltungsgenre an den Höfen, auch wenn es langsam vom höfischen Roman verdrängt wurde. Spätestens jedoch, wenn Siegfried und Kriemhild in ihrer ersten Begegnung geschildert werden – parodistisch überhöht und in einer Minnesangsprache abgefasst, wird es schwieriger eine genaue Zuordnung zu einer Gattung zu treffen. Werden nicht traditionelle Elemente in ein Epos aufgenommen, wird dies das Publikum mit Sicherheit irritiert haben. Ist der erste Eindruck eines überlieferten Heldenepos gestört, wird die naheliegende Assoziation des Publikums auf den höfischen Roman gerichtet gewesen sein.

Diese generische Zweideutigkeit kann eine zwangsläufige Entwicklung aus dem Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit bedeuten und ich denke, der Dichter hat von diesem Spiel bewusst und sehr gekonnt Gebrauch gemacht. Die kontrastierende Darstellung von alten traditionsgebundenen Konventionen und den neuen Moden des französischen Romans mit seinem ritterlichen Ethos<sup>221</sup> liefert Überraschungseffekte und wird die Aufmerksamkeit des Publikums gefesselt haben. Gleichzeitig bemerkt man aber auch den Hang des Dichters hin zu den alten Traditionen.

---

<sup>221</sup> Haymes bezeichnet dies als ‚Chevalerie‘. Der hier ausgeführte Abschnitt stützt sich stark auf Haymes Ausführungen zum „Nibelungenlied“. Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999)



Dies wird neben der Wahl der traditionellen Form z.B. auch bei der Darstellung der Siegfried-Figur deutlich. Der Dichter geht zunächst bei der Schilderung von Siegfrieds Jugend sehr viel weiter ins Detail, als traditionell überliefert. Höfische Erziehung, ein behütendes Elternhaus und die Schwertleite stehen in starkem Kontrast zur eigentlich bekannten ‚wilden Jugend‘ Siegfrieds – den Kämpfen mit Zwergen, Riesen und Drachen und der Gewinnung des Nibelungenhortes. Dies erfahren wir erst später durch die kurzen Schilderungen von Hagen fast nebenbei. Aber wozu dies alles?

Der zeitgenössische Rezipient wird dies so verstanden haben: Siegfried soll als erbmächtig etablierter König eingeführt werden, er steht damit auf der selben gesellschaftlichen Stufe wie Gunther, und er ist damit ein standesgemäßer Partner für Kriemhild.

Siegfrieds Ankunft in Worms ist eine der verwirrendsten Szenen. Er fordert Gunther ohne viel Umschweife aggressiv zum Kampf. Gunther lehnt ab, mit dem Verweis auf seine erblichen Rechte. Siegfried stellt damit die bestehende Ordnung in Frage und ist hier dem neuen Ritterethos verhaftet, dessen politische Stellung durch eine Reihe von ritterlichen (Kampf-)Prüfungen abhängt.

Ein Blick auf die zeitgenössischen Umstände zur Zeit der Abfassung wirft hier etwas Licht auf dieses rätselhaftes Verhalten. Eines der Hauptziele der staufischen Politik um 1200 war die Anerkennung der Erbfolge auf königlicher Ebene, um die dynastischen Interessen zu sichern. Obwohl Erbfolge nie politische Wirklichkeit für das deutsche Königreich wurde, kommt nur diese in der traditionellen Heldenepik des 13. Jahrhunderts vor. Gunther steht damit für eine anzustrebende, stabile Erbherrschaft nach Muster der Stauferpolitik (die der Verfasser ohnehin stark vertritt). Siegfried dagegen ist das bedrohliche Element, verkörpert das Wiederaufleben alter Naturgesetze: Herrschaft des Starken ohne Diplomatie. Die neue Ritterethik scheint vom Verfasser also eher als Chaos verursachendes Prinzip geschildert.

Dieser neuen Ethik ist auch der ritterliche Dienstgedanke verpflichtet, der nach Haymes Untersuchungen das auslösende Moment für Siegfrieds Tod ist. Trotz der gleichwertigen Stellung zu Gunther leistet Siegfried überdurchschnittliche Minnedienste (viele Motive des Minnesanges werden in der Nibelungengeschichte auch angewendet<sup>222</sup>). Neben seinem Auszug für Gunther in den Sachsenkrieg leistet er den bemerkenswerten Dienst als Gunthers *man* (Untertan in feudaler Abhängigkeit) bei der Werbung um Brünhild. Siegfried hält Gunther bei der Ankunft den Steigbügel und stellt bei der Begrüßungsszene seine angebliche Dienststellung *expressis verbis* dar. Auch die folgende wichtige Episode (ohne Parallele in der Nibelungenüberlieferung), in der Siegfried sein eigenes Heer aus *Nibelungenlant* holt, um Gunther zu unterstützen, geht weit über seine gesellschaftliche Stellung hinaus. Sie steht eher im Zusammenhang mit feudalem *auxilium*, also militärische Hilfeleistung durch Untergebene. Er

---

<sup>222</sup> Vgl. Haymes Ausführungen. Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), S. 72 ff.

erreicht durch dieses Vortäuschen falscher Tatsachen zwar sein Ziel, Kriemhild zu ehelichen, er erreicht jedoch auch, dass Brühnhild ihn in der Folge als Dienstmann ansieht und der Konfliktherd ist entfacht. Zunächst weint Brühnhild nur, als Kriemhild Siegfried vermählt wird, weil sie Kriemhild um die schlechte Wahl bedauert.<sup>223</sup> Immer mehr Ungereimtheiten türmen sich für Brühnhild auf: Siegfried leistet fürderhin keine Dienste mehr, auf die sie als seine neue Herrin jedoch besteht.

Bei dem folgenden Hoffest eskaliert die Situation durch ihr Nachfragen und ihre Beanspruchung der (für sie rechtmäßigen) Herrscherinnenrolle zunächst im ‚Frauzank‘. Folgend erfährt sie den ganzen Betrug an ihrer Person, Hagen wird ihr Handlanger, um ihre Ehre wiederherzustellen und Siegfrieds katastrophales Ende bahnt sich an.

Brühnhilds Ehrverletzung ist eine doppelte. In der vorwiegend schriftlos lebenden Gesellschaft des 12. Jahrhunderts waren es öffentliche Auftritte, die rechtliche, politische oder soziale Realitäten schafften. Siegfried stellt sich in öffentlicher Demonstration als Untertan vor und so ist sie natürlich von der Richtigkeit ihrer Position überzeugt, von ihm *dienst* verlangen zu können.

Solange sie weiterhin davon überzeugt war, den größten aller Könige geehlicht zu haben (Gunther), konnte sie mit ihrem Los zufrieden sein. Als sie nun aber erfährt, dass eigentlich Siegfried ihr Bezwingen ist und damit der von ihr angestrebte ebenbürtige König, der sie jedoch verschmähte, muss sie seinen Tod anstreben. Siegfried hat ihre beiden sinnhaften Werte zerstört – die Ideale königlicher Herrschaft und den Wert ihrer eigenen Person.

Der Nibelungendichter wollte den Gedanken des Dienstes sicherlich nie absolut in Frage stellen, erst recht nicht für eine Zeit, in der fast jedes Mitglied dem König zu Dienst verpflichtet ist. Die brisante gesellschaftliche Frage ist wohl eher, inwieweit ein König seine gesellschaftliche und politische Vorrangstellung in Frage stellen darf durch Dienstleistung und Täuschung. Der Nibelungendichter gibt seiner Vorstellung einer idealen, fest etablierten Erbaristokratie Ausdruck und Siegfried verliert sein Leben, weil er sein politisches und gesellschaftliches Sein aufs Spiel setzt und damit für eine Standesverwirrung sorgt.

Lange schon ist es Annahme der Forschung, dass der zweite Teil des „Nibelungenliedes“ bereits in großepisch-schriftlicher Form vorgelegen hat, bevor der erste Teil literarische Formen angenommen hat. Die zielgerichtete Darstellung im zweiten Teil spricht auch sehr dafür. In fast gerader Linie führt die Erzählung auf das Ende zu, ohne Umwege oder unabhängige Erzählstrukturen (Sachsenfahrt oder Reise nach *Nibelungenlant*). Beide Hälften weisen jedoch eine gewisse Parallelität auf und es ist darauf verwiesen worden, dass bestimmte Episoden des ersten Abschnittes nach dem Vorbild des zweiten gearbeitet sind.<sup>224</sup>

---

<sup>223</sup> Unter dem Einfluß der nordischen Fassungen wurde hier oft ein Eifersuchtsweinen interpretiert, da nach dieser Überlieferung Sigurd und Brynhild schon verlobt waren, bevor Sigurd in Worms eintraf. Die neue Dienstinterpretation trifft meines Erachtens jedoch eher zu.

<sup>224</sup> Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), S. 93

In beiden Abschnitten gibt es eine Einladung zum Hoffest, in beiden Abschnitten überredet eine Königin ihren Mann Familienmitglieder einzuladen, ohne ihre wahren Motive zu erwähnen. Für einen bereits schriftlich fixierten zweiten Teil sprechen aber auch die Unstimmigkeiten innerhalb des Epos<sup>225</sup>.

Dass dieser zweite Teil eventuell älter ist, der Dichter aber trotzdem den Text in seiner Sichtweise bearbeitete, dafür spricht vielleicht die Figur des Hagen. In der zweiten Hälfte ist Hagen - mehr noch als Siegfried im ersten Teil - Zentralfigur und vor allem plötzlich meist positiv fokussiert.

Der Protagonist eines Heldenepos ist ein HELD. Auch wenn er, wie Hagen, positive Eigenschaften im herkömmlichen Sinne vermissen lässt, ist er die strukturelle Identifikationsfigur, die typische Stationen eines Heldenlebens durchläuft. Hagens Bild wird eindeutiger, wenn wir uns den zweiten Teil als eigenständiges Lied denken. Der Nibelungenliedverfasser konnte also sehr detailreich mit einem überlieferten Bild spielen.

Hagen ist eher dem thematischen Muster eines „dunklen Helden“ verpflichtet. Haymes verweist auf die Nähe zum Gott Odin in der Beschreibung, dem Gott der Schlachten und des Todes. Der dunkle Held partizipiert an Odins schlauer Weisheit und manchmal an seinem Aussehen.<sup>226</sup>

Hagens strukturelle Stationen sind in der zweiten Hälfte auch vom heroischen Kampf geprägt. Vor allem ist er der düster erscheinende, jedoch geradlinige Held gegenüber einer äußerlich lieblichen, innen jedoch teuflischen Kriemhild. Der Nibelungendichter spielte mit dieser altmodischen, tragischen Heldenrolle und hat neue Elemente montiert, die Hagens Scheitern erklären sollen. Hagen polarisiert in heroischen Kampfleistungen als herausragender Vasall Gunthers, jedoch finden wir auch ebenso viele Fehlleistungen (Tötung Siegfrieds, Überfall auf den Fährmann, Angst, Schwäche zu zeigen als unmittelbarer Motor seiner Tragödie - vergleichbar dem antiken Helden mit der aristotelischen *hybris* im Mittelhochdeutschen mit *übermuote* bezeichnet). Ein solcher Held kann natürlich trotzdem Bewunderung hervorrufen, aber der Nibelungendichter fasste ihn wohl nicht als ethisches Vorbild auf.

Hagen wird als blind abhängig geschildert, abhängig von einem einseitigen Kriegerethos, das als Ideal bei der Ritterschaft des späten 12. Jahrhunderts weitergelebt haben könnte. Das Krieger-Held-Ethos wird vom Verfasser jedoch mit Starrheit und mit der Todsünde Hochmut (*superbia*) gleichgesetzt, die als tragische Konsequenz mit dem Tod bestraft werden muss.

Es kann also hier vordergründig um eine Kritik eines mittelalterlichen Christen an einem impliziten sündhaften Ethos gehen.

---

<sup>225</sup> Ein weiterer Beweis ist vielleicht, dass die Darstellung des Burgundenuntergangs auf weiten Strecken sehr ähnlich in der norwegischen „Tidreksaga“ erzählt wird. Die Saga datiert um 1250 und der Verfasser äußert ausdrücklich, sich auf deutsche Quellen zu berufen. Die Motiventwicklungen und die Tatsache, dass der Sagamann anscheinend nicht viel dazuerfunden hat, könnte wirklich auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sein. Vgl ausführlicher: Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999), S. 94 ff.

<sup>226</sup> Tatsächlich finden wir Hagen in der „Tidreksaga“ als einäugig dargestellt, ähnlich Odin, der sein Auge an Mimirs Quelle gegen Wissen tauschte.

In diesen Kontext gehört auch die Figur der Kriemhild. Sie ist ebenfalls als sehr komplexe Figur gezeichnet. Allein ihre Wandlung von einer hohen Minnedame zum Racheteufel des zweiten Teils ist bemerkenswert. Sie ist sicher auch ein wichtiges Bindeglied für eine logische Strukturierung der Abfolge der beiden Teile. Kriemhild ist jedoch nicht, wie so oft angenommen, die Hauptfigur und tragische Figur des zweiten Teiles. Kriemhild bleibt auf einen einzigen Zweck hin konzipiert: sie ist die letzte heroische Herausforderung und Prüfung für die Heldengestalt des Hagen. Seine erste Weigerung, den Ort des Schatzes zu verraten, begründet er noch mit der nachvollziehbaren Eidesverpflichtung gegenüber seinen Herren. Kriemhild geht sofort, um ihren letzten lebenden Verwandten zu enthaupten. Sein weiterhin gewährtes Schweigen, ist wieder jener hybris geschuldet und so erleidet er den (schmachvollen) Tod durch die Hand einer Frau. Hagen verlacht übermütig den Tod, seine begrenzte Sichtweise gibt ihm kein anderes hinreichendes Mittel zur Konfliktlösung in die Hand. Hagens Ideal ist der Kampf, seine Schuld liegt in einem blinden Festhalten an einem Ethos, das so überkommen geschildert wird, dass es sogar von einer Frau beseitigt werden kann. Diese Lesart macht die Gestaltung des Epos sinnhaft.

Das „Nibelungenlied“ entwirft eine Textfassung zwischen einem traditionsgebundenen mündlichen Epos und der zeitgenössischen Welt der schriftlichen höfischen Literatur. Der Dichter spielt sehr kunstvoll mit der Thematik Schein und Sein (Siegfried-Figur, Gunther-Figur, Schein einer zivilisierten Welt, die zweimal mit Tod endet etc.). Durch das Übernehmen der konservativen Epenstruktur und dessen Darstellung und Kontrastierung mit der zeitgenössischen Gesellschaft, gelingt ihm eine meisterhafte Gegenüberstellung von unterschiedlichen Wirklichkeiten, die interpretiert werden müssen. Gegenüber einem mündlichen Text, der sinnhaft ist durch die Variation des bekannten Handlungsgerüsts, werden hier neue Elemente eingeführt, die nicht variiert sind, sondern geradlinig erzählt, um zu veranschaulichen.

Der Sinn wird also zu einem Problem, der Leser ist gezwungen zu interpretieren. Solche Gegenüberstellungen von Wirklichkeiten und das Herausfordern von Interpretationen, verlangt ein strukturiertes vorgehen und eine Übersicht, die eindeutig ein Produkt schriftliterarischer Denkweise ist.

Dass der Text damit problematisch wird hinsichtlich seiner Interpretation, hat wohl nicht nur ein mittelalterlicher Hörer so empfunden, sondern auch spätere Bearbeiter. Der Text ist also immer noch nicht fest. Zeitgenössische Probleme bei der Rezeption der Hagen-Figur z.B. schlugen sich auch bei der Bearbeitung der „Nibelungenklage“ nieder. Sowohl Fassung C des „Nibelungenliedes“, als auch die „Klage“ haben Hagen als eindeutigen Bösewicht umgestaltet. Der Text bleibt also seiner Beweglichkeit innerhalb seiner sozialen Bezugsrahmen durchaus verhaftet. Seine Fixierung ändert nichts an der pauschalen Einstellung hinsichtlich eines angreifbaren Textcorpus.

Selbst im Bereich der klerikalen Ordnung treffen wir – ein erstaunlicher Befund – auf durchaus veränderbare Texte. Nicht alle beharrten so dogmatisch, wie Franz von Assisi († 1226) als Ordensgründer, auf der Unveränderbarkeit seiner eigenen Worte. Aus den Schreiben des Franziskaners durfte kein Buchstabe und keine Silbe getilgt werden, auch wenn sie überflüssig oder sinnwidrig waren.<sup>227</sup>

Franziskus sammelte jedes Schriftstück, auch von Heiden geschriebene Texte. Auf die Frage, warum er auch jene aufbewahrte, sagte er, dass sich aus jedem Text und seinen Buchstaben der Name des Herren bilden lasse. Schriftlichkeit schien eine Gewähr zu bieten, dass der ursprüngliche Stifterwille nicht verloren geht.

Die Dominikaner rechtfertigten die schriftliche Kodifikation ihrer Konstitutionen mit der Begründung, dass schriftlich formulierte Handlungsgrundsätze angemessener und vollständiger eingehalten und erinnert werden, als mündlich memorierte. Dies sollte natürlich eine Uniformität nach innen und außen erzeugen. Jeder sollte wissen, wie er – in einem Orden – zu leben hat und keinem sollte erlaubt werden, an den Grundregeln etwas zu verändern, hinzuzufügen oder gar zu streichen.

Bemühen um Dauerhaftigkeit hat mit Institutionalisierung zu tun. Institutionen reduzieren die Unbegrenztheit möglicher Verhaltensweisen und sollen die Beliebigkeit persönlichen und kollektiven Handelns verhindern. Angestrebt wird eine solche sinnhafte Ordnung von Verhaltensregeln und –weisen, die einem Sozialgebilde Dauerhaftigkeit und Bestand geben.

„Consuetudines“, an denen bis ins ausgehende 11. und beginnende 12. Jahrhundert klösterliche Konvente die Feier ihrer Liturgie, die Gestaltung ihres Gemeinschaftslebens und die Formen ihrer persönlichen Askese und Spiritualität ausrichteten, brachten traditionsbestimmte Kult- und Lebensformen in eine schriftliche Form. Lokale Sondertraditionen wurden dabei jedoch nicht eingeebnet, Schriftlichkeit vertrug sich durchaus mit der Pflege örtlicher Besonderheiten, in denen die Autonomie des Einzelklosters sinnlich-erfahrbaren Ausdruck fand.

Der Kartäuser Guigo (1127) spricht von den ‚Gewohnheiten unseres Hauses‘.<sup>228</sup> Ebenso finden sich in den Handschriften der Klöster Clunys nirgends genau gleiche Texte. Die niedergeschriebenen Gewohnheiten hatten offenbar einen elastischen und wandlungsfähigen Charakter. Die Texte sind mit Korrekturen, mit Einfügungen zwischen den Zeilen und mit Ergänzungen am Rande überladen. Ein Brauch hatte scheinbar nur solange einen verpflichtenden Charakter, wie er sich im Leben bewährt hatte und jedes Kloster hatte den Text hin zu seinen Gegebenheiten verändert.

Udalrich von Cluny schickte die cluniazensischen Gebräuche 1097 nach Hirsau und wollte dies nicht als Kanon streng einzuhaltender Pflichten verstanden wissen. Der dogmatische Abt Wilhelm von Hirsau hätte jedoch

---

<sup>227</sup> So sein Biograph Thomas von Celano. Wieder in: Schreiner, K.: Verschriftlichung als Faktor monastischer Reform. Funktionen von Schriftlichkeit im Ordenswesen des hohen und späten Mittelalters. In: Keller/Grubmüller/Staubach [Hrsg.]: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen., (1992), S. 38

<sup>228</sup> Ebd., S. 43

gerne mit seiner „Hirsauer Konstitutionen“ einen universellen Gesetz- und Pflichtcodex entworfen. Indes, auch ihm blieben Erweiterungen, Umstellungen und Streichungen nicht erspart. In der Art und Weise des Umgangs mit diesem Text lassen sich wohl eindeutige Vorbehalte und Widerstände herauslesen.

Das Bamberger Kloster z.B. strich zahlreiche Verbote, vornehmlich Kommunikations- und persönliche Verhaltensformen betreffend. Getilgt wird das Verbot, eine Frau zu küssen und wenn es die eigene Mutter sei, getilgt wird die Züchtigung straffällig gewordener Mönche, getilgt wurde die Vorschrift, dass Baden nur zweimal im Jahr erlaubt sei etc.

Interessant ist auch die von Abt Wilhelm eigentlich verworfene Oblation unmündiger Kinder, die jedoch als Vorschrift in verschiedenen anderen Klöstern wieder auftaucht. Die allgemeine Kritik an der Gottverlobung und der Zwangsvermönchung von Kindern im Spiel- und Rüpelalter wurde zwar im 11. und 12. Jahrhundert allenthalben hörbar. Jedoch sehen wir in der weiteren Festschreibung dieser Sitte in einigen Klöstern eine beachtenswerte Anpassung an soziale Phänomene. Der Brauch der an sich nicht mehr zu rechtfertigen war, entsprach nämlich den Interessen und Erwartungen des zeitgenössischen Adels, der auf die Möglichkeiten der Versorgung und Erziehung seiner Kinder nicht verzichten wollte.

Im Kloster von Kremsmünster wurden die Bestimmungen Abt Wilhelms - über die von Mönchen zu übende Zeichensprache und die Verbote unnötigen Sprechens, kurzweiligen Schnurrens oder lasziven Lachens - kurzerhand an das Ende der Handschrift verwiesen. Diese Textanordnung mag ein Indiz für die weltoffene, humane Lebensart der dortigen Mönche zu werten sein. Die hier gefundene Textvielfalt führte auf unterschiedlich strukturierte Lebensbedingungen zurück. Mönche sollten sich, wenn es um Fragen ihrer Lebensordnung ging, an ihre eigene Vernunft halten oder dem Rat kundiger Männer vertrauen. Dieses Herangehen weist in seinem Ursprung starke Ähnlichkeit mit der Tradition der Gedächtniskultur auf und dem Vermitteln von Wissen von Generation zu Generation mit dem Bezug auf den jeweils gegebenen sozialen Rahmen. Wohl auch deshalb sollte es nicht so sehr überraschen, dass diese Lebenseinstellung sich auch in der relativen Anpassungsfähigkeit der Texte niederschlägt.

Eine weitere Möglichkeit für eine Vieldeutigkeit der Texte lag in der religiösen Auffassung von Gott selbst begründet.<sup>229</sup> Die Aufzeichnungen sollten der Kraft des Vergessens Einhalt gebieten, indem sie alles Gedächtniswürdige in Buchstaben verpacken. Die alte Kirche ist nicht nur dem Medium des predigenden Wortes verhaftet, sondern auch den göttlichen Zeichen.

In dieser Interpretation haben Zeichen jedoch immer nur eine Bedeutung, wenn sie auf etwas verweisen, natürlich immer auf das göttliche Moment, das überall vorhanden ist, das überall durchscheint. Gott offenbart sich ebenso in der inneren Vorstellungswelt seiner Gläubigen, wie auch in den Zeichen der Schrift. Die Darstellung der inneren Wahrheiten und Erfahrungen und der Ausdruck der göttlichen Gnade ist jedoch immer

---

<sup>229</sup> Das weiterführende Kapitel zu einer Mehrdeutigkeit des Textes (Hermeneutik), siehe nächster Abschnitt.

auch von den Umständen (Zeitpunkt, Zusammenhang etc.) abhängig und muss dementsprechend allen Eventualitäten angepasst werden. Die menschliche Sprache und ihre Ausdrucksweise sind für die Darstellung der göttlichen Gnade, der göttlichen Bedeutung nicht hinreichend exakt und so müssen für jede Situation, jeden Umstand, die Wahrheiten ‚angepasst‘ sein.

So haben wir: „...a collection of truths [...]. These truths are general but can never, with the exception of a limited set of mathematical axioms, be universally or singly expressed. Ethical truths especially are expressed not singly but ‘copiously’. When one examines a typical entry in a medieval *florilegium* one finds not generalized definitions, together with illustrative citations, as in a modern dictionary. One finds under a heading such as *justicia* dozens of *dicta* and often *facta* or exemplary stories as well, each of which is a definition, or, more precisely, a way-of-saying (dictum) ‘justice’. Copiousness, like decorum, is an essential part of a rhetorical understanding of the nature of human speech; indeed, copiousness and decorum are in a relationship analogous to symbiosis.”<sup>230</sup>

Allenthalben scheint es also während des Mittelalters eine größere Toleranz gegeben zu haben bezüglich der Auffassungen zur relativen Festigkeit der Texte und bezüglich einer Medienvielfalt generell.

Mit der Schrift entwickelt sich ebenfalls ein neuer Geist – ein alphabetischer Geist. Die Darstellung und Wirkung der Schriftzeichen ist völlig anders geartet als in einer mündlichen Kommunikation. Sprechen und Hören geschehen gleichzeitig, zwischen Schreiben und Lesen liegt immer Vergangenheit. Insofern ist ein geschriebener Text autonom. Jedoch muss ein schriftlicher Text neu strukturiert werden. Die veränderte Rezeptionsweise rekurriert auf einen veränderten Textcorpus. Dies betrifft zwei Bereiche.

Zum einen müssen Termini und Haltung des Erzählers nun an ein ‚neues‘ Publikum angepasst werden, ein unsichtbares Publikum. Die Schrift muss eine neue Art der Beziehung zwischen Wort und Gegenstand herstellen, die allgemeiner und abstrakter ist. Verwirrend ist nämlich, dass es noch eine dritte Kategorie zwischen Wahrheit und Lüge gibt, die Fiktion. Wer ‚ich‘ **sagt**, ist wirklich dieses ICH. Wer jedoch ‚ich‘ schreibt, ist für einen Leser nicht mehr greifbar.

Aristoteles war es, der mit der Bezeichnung ‚Mimesis‘ einen Sonderstatus fand, außerhalb des Entweder-Oder von Wahrheit und Lüge. Nicht nur dem Leser, auch dem Schreibenden fehlt der extratextuelle Kontext. Er muss eine Rolle erfinden, in der abwesende und oft unbekannte Leser sich wiederentdecken. Diese erzeugte extratextuelle Realität sieht Bäuml stark mit der Struktur der Vulgärsprache oder Mundart verknüpft. Die isotope und nicht metaphorisch-konkrete Struktur der Mundarten gegenüber einer hoch metaphorischen und abstrakten Struktur des Latein, begünstigte das Entstehen einer extratextuellen Realität im Zuge der Verschriftlichung.

---

<sup>230</sup> Carruthers, M. J.: *The Book of Memory: A Study of Memory in Medieval Culture.*, (1990), S. 26

Die Illusion war: „...the creation of the fiction that the fiction is not a fiction,...“<sup>231</sup> und weiter: “Before the middle of the thirteenth century the expectation of the [...] public, increasingly formed by vernacular texts, underwent the demetaphorization demanded by the concrete, non-metaphoric imagery of vernacular narrative, and facilitated, with the receptions of those texts as ‘fiction’, the creation of ambiguity in the delimitations of intra- and extra-textual ‘reality’. The relationship between the written word and the picture [...] was far from broken; it merely changed.”<sup>232</sup>

Ein Text bedeutet zunächst nichts, bis ihn jemand liest, und um ihm einen Sinn zu geben, muss er interpretiert werden, das heißt, auf die Welt des Lesers bezogen werden. Das bedeutet auch, er muss in verfremdeter Weise und abgelöst von der Welt des Schreibenden gelesen werden. Das Schreiben an sich entwickelt also eine völlig neue Art der Psychodynamik, die sich zwar erst langsam entwickelt<sup>233</sup>, dennoch große Auswirkungen auf eine neue Form des Textes hat.

Zum anderen bezieht sich die Veränderung des Textcorpus’ auf seine ‚Augenfälligkeit‘, auf die Anordnung und Strukturierung der Worte auf einer Seite. Das phonetische Prinzip gibt ausschließlich Anweisungen zur Sequenzierung und Bezeichnung der Laute. Es schafft Phoneme und Buchstaben, macht jedoch keine Aussagen darüber, wie die Zeichen zu Worten ‚geklammert‘ werden und erst recht nicht über größere Sequenzen (Satz, Satzende, Gedankenende).

Deshalb findet man noch lange nach einer Einführung der Schrift in den Texten der Schreiber keine Worttrennungen. Die Buchstaben werden ohne Zwischenräume oder besondere Zeichen für Wortgrenzen aneinandergereiht. Um diese Klammerung zu größeren Informationsblöcken zu begründen, waren zusätzliche theoretische Prinzipien erforderlich. Die konsequente Trennung der Wörter durch Punkte (auf der Mittellinie) oder schließlich durch Zwischenräume (Spatien) setzt sich allmählich im Mittelalter durch.<sup>234</sup> Trotzdem gab es für die Bildung und Kennzeichnung größerer Einheiten immer noch verschiedene Systematisierungsprinzipien.

Bezogen auf die verschiedenen Aufgabenbereiche der Textverarbeitung, hatten sich zahlreiche Bräuche und Schreibanweisungen herausgebildet. Diese verschiedenen Prinzipien lassen sich genetisch auf unterschiedliche Kommunikationssituationen zurückführen und die differierenden Regelungen bestanden in den Scriptorien im Mittelalter durchaus nebeneinander. Die Handschriften waren ja in der Regel Medien innerhalb

<sup>231</sup> Bäumel, F.H.: Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiteracy. In: Speculum 55, (1980), S. 262

<sup>232</sup> Bäumel, F.H.: Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiteracy. In: Speculum 55, (1980), S. 264

<sup>233</sup> Es dauerte schon eine gewisse Zeit, bis sich dieses neue extratextuelle Verständnis entwickeln konnte. Zunächst assimilierte die Schrift die gesprochene Sprache und die ersten Texte bezogen sich in ihrer dialogischen Struktur eher auf Imitationen von Gesprächen. Vgl. Plato, Chaucer und philosophische und theologische Abhandlungen.

<sup>234</sup> Die sogenannte ‚karolingische Minuskel‘, ein komplexes Regelsystem zur Anleitung der Textverarbeitung in den Scriptorien, leistete hier sicherlich einen entscheidenden Klärungsbeitrag innerhalb einer Standardisierung.



einer abgegrenzten Institution und zirkulierten sozusagen nur auf dem ‚Dienstweg‘. Da machte es nicht viel aus, wenn Worte z.B. abgekürzt wurden oder Wortendungen fehlten.

Verlässt nun solch ein Schriftstück seine angestammte Kommunikationssituation, wird es schwierig für andere es zu verstehen. In flektierenden Sprachen ist eine simple Wortendung eine wesentliche grammatische Information. Kann sie nicht entschlüsselt werden, verliert der Text seine Kohärenz. Schwierig wird es auch für die ehemals aufgeführten Texte, die an den Höfen zunehmend niedergeschrieben werden. Mit der Schrift: „...verkomplizieren sich die Ordnungsstrukturen der (mittelhochdeutschen) Dichtung. Das Metrum gerät komplexer und vor allem brauchen sich ‚metrische Einheiten und sprechsprachliche Einheiten nicht mehr zu decken‘. Dieses Auseinanderfallen von ‚Reimpaargrenze und Satzgrenze‘ wird, einer Äußerung Wolframs von Eschenbach folgend, in den modernen Metriken *Brechung* genannt. Daneben löst sich auch die in älteren Gesängen wohl gegebene Einheit von Reimgrenzen und Pausen am Ende der Einzelverse auf (enjambement).“<sup>235</sup>

Ältere Texte waren vorher viel leichter zu sequenzieren. Einfache Reime und einfache Strophenform („Nibelungenlied“) ermöglichten eine gute Gliederung für Kopisten.

Die Schrift bietet also durch ihr Verharren im sichtbaren zweidimensionalen Raum allerhand Möglichkeiten für eine Gestaltung, die der gesprochenen Sprache einfach fehlen. Werden nun bestimmte ‚typographische Mittel‘ eingesetzt, ist auf einer Seite viel mehr zu sehen, als nur der Text. Diese Mittel erlauben es, den Text zu strukturieren, d.h. ihn nicht nur in seiner Struktur sichtbar zu machen, sondern ihn auch für einen Leser intellektuell besser fassbar zu machen. Diese Techniken haben auch einen Einfluss auf die Texte selbst, sie machen es Verfassern möglich, anders und reicher strukturierte Texte zu produzieren.

Mittel zur Strukturierung eines Textes wären z.B. die räumliche Verteilung der Schrift auf einer Seite (Zeilen, Überschriften, Absätze) oder das Hinzufügen von neuen Zeichen, die meist keine Entsprechungen auf linguistischer Ebene haben (Paragrafenzeichen, Satztrenner, Korrekturzeichen) oder zu guter Letzt die Änderung oder Unterscheidung der Zeichen selbst (Größenunterschiede, Farbunterschiede, verschieden Schriftarten).

Formen und Zeichen auf der Seite sind nicht länger Auslöser von Klangmustern, sondern sichtbare Symbole für Ideen.

Nach Illich war das Buch ab der Mitte des 12. Jahrhundert (für die Kleriker) nicht mehr der Weinberg, Garten oder Landschaft einer abenteuerlichen unvorhersehbaren Pilgerreise, sondern es war Schatzkammer eines untersuchbaren Textes. Vorher unübersichtlich strukturierte Glossen (als Tangenten für ältere Texte) wurden nun z.B. mit

---

<sup>235</sup> Giesecke, M.: *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel: Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft.*, (1998), S. 314

kleineren Buchstaben geschrieben. Das Layout wird zum Teil des Ganzen, der das Lesen erleichtert.

Petrus Lombardus unterstreicht Schlüsselwörter mit hellroter Farbe und führt in Zitaten Anführungszeichen ein, ebenso Verweise auf die Quellen. Um ein ausgedehntes Herumblättern in den Seiten zu vermeiden, werden von ihm ebenfalls Kapitelüberschriften angesetzt und Texte nach Themengruppen geordnet.

„Das neue Seitenbild, die Kapiteleinteilung, Distinktion, das konsequente Durchnummerieren von Kapitel und Vers, die neue Inhaltsangabe für das ganze Buch, die Übersichten zu Beginn eines Kapitels, die dessen Untertitel benennen, die Einführungen, in denen der Autor erklärt, wie er seine Darlegung aufbauen will, sie sind alle Ausdruck eines neuen Ordnungswillens. Hinter diesem allen steht ein kultureller Impuls, ein geistiger Zweck und ein graphisches Hilfsmittel, die in der Kombination etwas noch nie da Gewesenes schaffen.“<sup>236</sup>

Wir sehen also, dass auch die geschriebenen Texte vielfachen Veränderungen und Einflüssen ausgesetzt sind, die sie gerade nicht als fest und unbeweglich charakterisieren. Wichtig bleibt weiterhin auch der Verweis auf eine gegenseitige Durchdringung der verschiedenen Medien. Wir haben gesehen, dass das gesprochene Wort die Schrift durchaus beeinflusst (dialogisches Schreiben), die Schrift in ebendieser Weise mündliche Dichtung verändert (Metrenbrechung) und beide während des ganzen Mittelalters durchaus auch ungestört nebeneinander her existieren können.

Rezeptionen von Ohr und Augen sollten nicht als voneinander getrennt aufzufassen sein. Dies betrifft auch Abstufungen, wie z.B. die Kombination von Buchstaben und Bildern in den Miniatur der Handschriften. Illustrationen verweisen nicht nur auf die Belehrung der Einfältigen (Schriftunkundigen), sondern sind die nonverbalen Träger der gleichen Offenbarung, die der Klang der Buchstaben vermittelt.

In der Auffassung des Mittelalters soll die Miniatur z.B. zeigen, wie schön die Stimme der Seiten tönt, sie geben dem Ausdruck, was kein Wort erklären kann. Dante nannte diese Wahrnehmung das ‚Lächeln der Seiten‘.<sup>237</sup>

Die Medialität und die Auffassung von Texten im Mittelalter ist weit entfernt von der Festlegung auf eine abstrakte Eindeutigkeit.

---

<sup>236</sup> Illich, I.: Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos ‚Didascalicon‘., (1991), S. 110 – Illich verweist des weiteren darauf, dass dieser neue Ordnungswille auch in Architektur, Rechtswesen, Wirtschaft oder Städten zirkuliert, nirgendwo jedoch so deutlich, wie auf der Buchseite. Es ist als direkte Folge dieses neuen Ordnungswillens ebenfalls auf das Aufkommen der ersten tragbaren Bücher im Kleinformat zu verweisen, die viel praktischer zu handhaben sind.

<sup>237</sup> Illich, I.: Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos ‚Didascalicon‘., (1991), S.115

## 3.6 Veränderungen durch Textauslegung

Nachdem dargelegt wurde, welchen diversen Abänderungen ein Text ausgesetzt sein konnte auf dem Weg oder zum Zeitpunkt seiner Fixierung, soll folgend auf die Möglichkeiten einer späteren Bearbeitung eingegangen werden. Es ist zu eruieren, ob der Text nun in gesicherten Bahnen verläuft und so betrachtet wird oder ob sich das Prinzip der relativen Unfestigkeit weiterhin fortsetzt. Dieser Abschnitt beinhaltet zweierlei Ansatzpunkte. Zunächst wird ein Beispiel zu Auslegung von Texten im Mittelalter gegeben anhand der religiösen Hermeneutik. Dies sollte quasi als Beleg dafür gesehen werden, wie sich Textausleger des Variationsprinzips annehmen, um weitere Ebenen hinter dem ‚bloß geschriebenen‘ Wort zu finden.

Des weiteren soll gezeigt werden, wie sich die alte und neue Textkritik des Phänomens unfester Überlieferung angenommen hat, um das echte Dichterwort zu suchen und eine Originalfassung zu manifestieren.

### 3.6.1 Zur Hermeneutik – Der Text und seine vielen Väter

Sicherlich gehören die lateinischen Bibeltexte zu den weitaus festeren Texten in ihrem Überlieferungsbefund, als die der Epik oder Lyrik. Aber auch im Zuge der Übersetzung in die Volkssprache und beim Versuch, das Wort Gottes auch an Menschen weiterzugeben, die des Lesens und Schreibens nicht mächtig waren, bedienten sich die Kleriker des Prinzips Variation, um verschiedene Lesarten des Bibeltextes aufzuzeigen (Interpretationen, Exegese etc.).

Nachdem ein Text verfasst ist, kann er zu jedem ‚sprechen‘, gleichgültig ob er verstanden wird oder nicht. Er ist ohne die Hilfe seines Vaters (Autor) schutzlos. Dies ist ein besonderes Problem bei der Exegese, Allegorese. Die Kirche geht ebenfalls von einem unfesten Textbegriff aus und der Prozess der Interpretation ist ein nie abgeschlossener. Biblische Texte werden immer wieder und immer genauer durchdacht. Der ‚Krisis der Überlieferung‘, besonders beim Problem der sinnvollen Vermittlung von Altem und Neuem Testament, wird mit dem Bemühen entsprochen, den nicht immer verständlichen Texten einen neuen zeitgenössischen Inhalt zu verschaffen.

Das Charakteristikum bei der Allegorie kann als eine sequenzielle Kopplung verstanden werden, als eine Zusammenführung von kohärenten Sinnzusammenhängen auf zwei getrennten und doch miteinander verbundenen Ebenen – der buchstäblichen (wörtlichen) und der nicht-buchstäblichen (allegorischen). Der Ursprung dieser doppelten Sinnebene korrespondiert mit einer ehemaligen Dopplung sozialer Situationen, aus der Konstitution einer esoterischen Sphäre der Verständigung, die von einer Sphäre öffentlicher Kommunikation abgetrennt bleibt (allgemein zugänglich gegenüber geheim). In diesem Sinne kann eine allegorische

Bedeutung wirklich geheim bleiben, oder aber auch explizit als Eigenschaft heiliger Texte benannt werden.

Die Allegorie kann als Mittel eingesetzt werden, um das mythologische oder theologische Wissen als Geheimnis zu bewahren auch aus der Vorstellung heraus, dass das Mysterium selbst nicht direkt darstellbar ist.

Goody beschreibt z.B. die Tradition und Aufnahme von magischen Texten, deren wirkliche Bedeutung immer geheim gehalten wurde und die als Zaubermittel zur Lösung biologischer oder sozialer Probleme gehandhabt wurden. Die Tradition dieser magischen Texte geht bis auf die Anfänge der Schrift zurück und die ausgedehnte Manipulation von Buchstaben und Zahlen wird erst durch sie möglich, ebenso wie die Verwandlung des Namens Gottes.<sup>238</sup> Magische Texte dieser Art gewinnen einen Teil ihrer Macht oft kraft einer Genealogie, die bis zum Heiligen Buch zurückreicht.

Die Interpretation war eine spezialisierte Aufgabe, gerade weil die Schrift die Möglichkeit bot, Buchstaben, Worte oder Zahlen zu manipulieren. Andererseits diente die Allegorie auch der Idee, Werte und Ordnungen zu konservieren, deren Verbindlichkeit begrenzt oder fraglich geworden ist. So tritt allegorische Deutung meist in dem Zusammenhang auf, wenn neue Ideen Widersprüche zum alten heiligen Buch aufzeigen.<sup>239</sup>

Auch auf die sich beständig ändernden Lebensumstände muss von religiöser Seite schließlich bezug genommen werden. Der einmal kanonisch kodifizierte Text bleibt starr und unter den Veränderungen in der Gesellschaft werden Rückgriffe auf den Text für Erklärungen immer schwieriger. „Eine meditative, sich auf den Wortlaut genau einlassende Lektüre wird immer wieder auf Widersprüche zwischen einzelnen Textstellen stoßen [...]. Die Notwendigkeit, Teile der heiligen Schriften *modo allegorico* zu interpretieren, ist durch die Struktur dieser Texte selbst und Prämissen der Leser über diese Texte vorprogrammiert.“<sup>240</sup>

Der Überschuss an Sinn, der durch die göttliche Inspiration in die Schrift gelegt ist, fordert geradezu eine Exegese, die über den Buchstabensinn hinausgeht. Das dahinter verborgene Konzept ist die Doppelstruktur von Innen und Außen, dem Anwesenden und dem Abwesenden. Die christliche Religion deutet dies in zwei Richtungen: als Materialisierung des Abwesenden durch Zeichen (Offenbarung Gottes in der Schrift) und als Auslegung der gegenwärtigen-materiellen Welt als Zeichen des Unsichtbaren (Natur verstanden als Buch des Lebens). Der physische Mensch kann damit – zumindest teilweise – an der höheren Vernunft partizipieren.

---

<sup>238</sup> Die Entwicklung der Mathematik ist häufig mit der Anwendung der Zahlenmagie in Verbindung gebracht worden und es gibt plausible Argumente für die Annahme, dass der Satz des Pythagoras ein derartiges numerologisches Experiment ist. Aus: Goody, J./Watt, I./Gough, K.: Entstehung und Folgen der Schriftkultur., (1986), S. 46 ff

<sup>239</sup> Vgl. dazu auch die Ausführungen Raibles, der auf die Häretiker verweist. Die Auseinandersetzung mit häretischer Auslegung reißt die kirchlichen Exegeten aus dem Schlaf und zwingt sie zu immer neuem Durchdenken der Texte. Kirchenväter wussten nur zu gut, dass das Richtige das Falsche voraussetzt, und umgekehrt. In: Raible, W.: Vom Text und seinen vielen Vätern oder: Hermeneutik als Korrelat der Schriftkultur. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 21

<sup>240</sup> Wenzel, H.: Hören und Sehen, Schrift und Bild: Kultur und Gedächtnis im Mittelalter., (1995), S. 462

Christliche Allegorien wiederholen und vergegenwärtigen die Botschaft der Heilsgeschichte in der Naturdeutung, der Historiographie, in Kunst und Literatur. Dadurch wird historische Kontinuität erreicht und gleichzeitig erfolgt eine Aufwertung der Überlieferung. Die Exegeten differenzieren nach einem geschichtlichen Schriftsinn und einem höheren, geistig-mythischen Schriftsinn – der natürlich immer auf dem ersten basiert. Dieser höhere Sinn ist der Heiligen Schrift eingestiftet und muss mit Hilfe der Exegeten heraus destilliert werden. Ein wichtiger Kunstgriff hierbei ist schließlich die Lehre vom 3- bis 4-fachen Schriftsinn, der eine Pluralität von möglichen Interpretationen hervorruft. Die Lehre vom mehrfachen Schriftsinn steht offensichtlich im Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Menschenbild.

Analog zur antiken Dreiteilung des Menschen in Körper, Seele und Geist unterscheidet so *Origines* einen somatischen (buchstäblichen), einen psychischen (moralischen) und einen pneumatischen (allegorisch-mystischen) Schriftsinn. Die vierte Auslegung bezeichnet die Ausdifferenzierung der Anagogie aus der Allegorie. Es gibt zwar strenge Regeln bei der Auslegung – so muss der moralische Sinn stets auf den Wortsinn bezogen bleiben und der Kontext sollte tunlichst gewahrt bleiben – aber der Text hat nunmehr eine Vielzahl von Vätern, die alle meinen, den Text besser verstehen zu können, als sein eigentlicher Autor.

„Das historisch bedingte Spannungsverhältnis zwischen dem kanonischen Text und seinen wechselnden Gebrauchssituationen fordert die permanente Arbeit der Exegeten, fordert die allegorische Auslegung der Schrift im Hinblick auf die Heilstat Christi, die tropologische Auslegung im Hinblick auf die christliche Lebensführung und die anagogisch-eschatologische Ausdeutung im Hinblick auf das ewige Leben.“<sup>241</sup>

Im Mittelalter stützen Allegorien ebenso das Gedächtnis bei der Memorierbarkeit komplexer Glaubensbestände und liefern so Merkbilder für moralisches Handeln. Besonders einprägsam sind z.B. Jagdallegorie („Titurel“) oder auch die Allegorie der ritterlichen Waffen. Beispielhaft für die Vereinnahmung des Ritterbildes ist die Selbstdeutung der Kirche und die Ausdeutung des christlichen Lebens als *militia Christi*, im Kampf gegen die Sünde („Anno lied“). Auch mittelalterliche Dichter haben sich dieser Vorstellung der menschlichen Dreiteilung angenommen und erklären sich als reine Werkzeuge, die ohne die Inspiration des heiligen Geistes zur Verkündung des Wortes nicht fähig wären.<sup>242</sup>

Als ein Beispiel für eine offensichtliche Veränderung soll hier die Rachelklage aus dem Alten Testament angeführt sein. In der Auslegung wird Rachel zu einem Typus Mariens, wie wir es im Initium von Notkers Sequenz „*Quid tu virgo mater ploras*“ finden. Notker entwickelt aus der dialogischen Struktur der Klage – seit etwa 1100 – eine der dramatisierten Liturgien, die Vorstufe des geistigen Dramas sind (Ordo Rachelis).<sup>243</sup>

Was wir natürlich bei all dem nicht vergessen dürfen – und uns auch gerade bei der Heiligen Schrift noch heute bewusst gemacht wird – ist,

<sup>241</sup> Wenzel, H.: Hören und Sehen, Schrift und Bild: Kultur und Gedächtnis im Mittelalter., (1995), S. 476

<sup>242</sup> Vgl. Wolfram von Eschenbach im „Willehalm“ Prolog. Er ist die Zunge Gottes.

<sup>243</sup> Aus: Dinzelsbacher, P. [Hrsg.]: Sachwörterbuch der Mediävistik., (1992), S. 668

dass die Texte natürlich auch von ihren Vätern profitieren. Egal ob mündlich oder schriftlich – die Väter sichern das Nachleben und machen aus Texten oft genug Monumente, auch wenn sie vielleicht auf dem Weg ‚gekränkt‘ oder ‚misshandelt‘ wurden.

### 3.6.2 Auf dem Weg zum echten Text – Die Textkritik

Wie nun geht die philologische Forschung (heutige Textanalyse und –kritik) mit dem überlieferten Textbestand um, der uns mit so vielen Unsicherheiten zurücklässt? Kann man einen wahren ‚Urtext‘, den Beginn aller Überlieferung destillieren, so wie es sich die Forscher auf ihre Fahnen schrieben?

Ziel der Textkritik ist es, den Urtext, oder einen inhaltlich und sprachlich diesem möglichst nahekommenden ‚Archetypus‘, herauszuarbeiten. Voraussetzungen sind dabei: eine genaue Kenntnis der geistigen und formalen Bedingungen zur Zeit des mutmaßlichen Autors und der einzelnen späteren Tradierungsstufen sowie eine Vorstellung über Fehler- und Verderbnismöglichkeiten der handschriftlichen Texte im Verlauf ihrer langen Tradierung.

Zu unterscheiden sind hierbei unbeabsichtigte Irrtümer (Lese-, Hör-, Schreibfehler) und beabsichtigte Änderungen (vermeintliche Verbesserungen auf Grund geänderter Wortbedeutungen, Zweckrichtung (religiös), oder gewandelte Vorstellungen und Auffassungen zum Inhalt, die aus bestimmten Interpretationsabsichten vorgenommen werden (Kürzungen, Interpolation, Textumstellung).

Die klassische Textkritik ist geprägt von den Arbeiten des Altphilologen Karl Lachmann<sup>244</sup> und seiner Schule. In seinen Verfahren zur Textanalyse rückten nicht die Überlieferungsbefunde an sich in den Mittelpunkt, sondern die Fehlerhaftigkeit der Texte. Lachmann betrachtete den Überlieferungsvorgang stets als eine Textverschlechterung, ein Verderbnis, das den Originaltext verschlechterte und verfälschte.

Für den Bereich der mittelalterlichen Lyrik mit dem Schwerpunkt Minnesang hat sich in den vergangenen Jahren jedoch einiges grundlegend verändert. Zu verdanken ist dies Wissenschaftlern wie Schweikle, Moser und Tervooren. Sie werteten die handschriftlichen Quellen noch einmal aus und konnten nachweisen, dass Lachmanns Postulate nicht immer der Richtigkeit entsprachen, da sie völlig andere Voraussetzungen für eine Überlieferung zugrunde legten. Diese betrafen vor allem die Annahmen von einem einmaligen Urtext, von einer sehr langen, rein mündlichen Überlieferung sowie der These vom fahrlässigen, fehlerpotenzierenden Schreiber und Abschreiber, die keinerlei Ahnung hatten und ein originales Dichterwort verfälschten. So konnten

---

<sup>244</sup> Vgl. Ebenso die Lied- und Epentheorie von Andreas Heusler, die schon thematisiert wurde.

nachfolgend Text- und Zuschreibungsvarianten geschmeidiger erklärt werden.

Ironischerweise verfuhr Lachmann auf eben jene ‚verfälschende‘ Art und Weise beim Versuch, das ‚echte‘ Dichterwort in einem festen Text zu reproduzieren. Die angewandte Methode trieb in der Folgezeit merkwürdige Blüten. Um den vermeintlich authentischen Text wiederherzustellen, wurde ‚korrigiert‘ (konjiziert, emendiert) mit Tilgungen von Buchstaben und Umstellungen ganzer Passagen. Bestimmte Texte wurden als unecht bezeichnet oder einem Dichter gänzlich abgesprochen (athetiert).

Das Ergebnis waren sogenannte ‚kritische Liedfassungen‘, die sich nicht nur von der eigentlichen Überlieferung stark unterschieden, sondern auch deutliche Differenzen von Textkritiker zu Textkritiker aufwiesen. Der Text wurde also erneut geändert, unfest gemacht und wenig respektvoll gehandhabt – zumindest aus unserer heutigen Sichtweise. Das die Änderungen und Eingriffe der Altphilologen zwar im Apparat verzeichnet waren, lässt zumindest auf ein Bemühen schließen, diese Eingriffe sichtbar zu machen. Indes, es ließ sich leider unmöglich damit arbeiten. Die sogenannte Konjekturenkritik erfreute sich in der Mittelalterphilologie des 19. Jahrhunderts großen Ansehens; heute wird sie jedoch auf Grund der oft unhistorischen Analogien und der auf subjektiven ästhetischen Anschauungen beruhenden Entscheidungen sehr skeptisch beurteilt.

Die neue Textkritik brachte eine vollständig abgewandelte Sicht und neue Indizien, die erstmals auf ein neuwertiges Verständnis der mittelalterlichen Medialität angelegt waren. Die Forscher konstatierten, anders als Lachmann, eine weitgehende textliche und formale Stimmigkeit der Überlieferungen und konnten so die Autor- und Zuschreibungsvarianten anders erklären und damit zusätzlich den bescholtenen Schreiber aus seiner undankbaren Rolle als ‚Literaturverfälscher‘ entlassen.

Es zeigte sich zum ersten Mal, dass die Textvarianten durchaus beabsichtigt sein konnten, dass der Text aufgrund seines Sinns und seiner jeweiligen Bezüge (occasion) durchaus nicht in festen Bahnen zu denken war (vgl. Lobpreisungen verschiedener Herren in der Spruchdichtung, Aufführungen zu unterschiedlichen Festen, Turnieren, Veranstaltungen etc.).

Desweiteren konnte eine völlig neue Ahnung der Multimedialität des Mittelalters entwickelt werden – die Analyse der Texte zeigte ja einen Einfluss verschiedener mündlicher Praktiken (Reim, Langzeile, dialogisches Sprechen). Auch auf die Möglichkeit der Interaktion zwischen mündlicher Aufführung und schriftlicher Fixierung (vgl. die Miniaturen, die Sänger mit Wachstafel zeigen, oder die eigenen Hinweise, ein Lied geschickt zu haben) konnte fürderhin aufmerksam gemacht werden.

Diese neue Theorie setzte sich in der Folge weitgehend durch und förderte neue Editionsverfahren und –veröffentlichungen innerhalb der Lyrik, die

sich mit anderen Ansätzen wieder dem eigentlichen Überlieferungsbefund zuwandten.<sup>245</sup>

Für die höfische Epik gestaltet sich dieses Problem etwas schwieriger. Hier wird noch mit den Fundamenten der Lachmann-Methode gearbeitet und editiert. Die neuen Ansätze aus dem Minnesang gingen zwar nicht unbemerkt vorüber, rückten jedoch selten genug – und erst kürzlich – ins Zentrum des Interesses, weil die alten Betrachtungen immer noch vielerorts als relativ sicher gelten.<sup>246</sup>

Aber wie lassen sich die verschiedenen Fassungen erklären, die uns auch hier in den Handschriften begegnen?

Als Beispiel sollen hier die verschiedenen Fassungen von Hartmanns „Erec“ angeführt sein. Die Wolfenbütteler Handschriftenfragmente (W1 – 2) weichen von der Textgestalt der Überlieferung im „Ambraser Heldenbuch“ (A) stark ab und weisen auf eine Verwandtschaft mit der französischen „Erec“-Vorlage hin.

Betrachten wir die „Nibelungenklage“, wird dieser Befund noch anschaulicher, denn die „Klage“ war von Anfang an ein schriftlich fixierter Text und trotzdem weichen ihre Fassungen in den verschiedenen Nibelungenhandschriften weiter voneinander ab, als in jeder anderen Dichtung des 12. Jahrhunderts.<sup>247</sup>

Als weitere Schwierigkeit konstatiert Bumke z.B., dass ein Überlieferungsbefund für die mittelalterlichen Epen insgesamt sehr schwierig ist. Teilweise gibt es keinerlei Textzeugnisse aus dem 13. Jahrhundert, teilweise sind nur einmalige Schriftstücke vorhanden (einmalige Befunde), teils können wir nur noch auf Bruchstücke zurückgreifen. Was bleibt, sind 8 - 10 Werke, die überhaupt eine Möglichkeit bieten, Fassungen zu unterscheiden, da deren Überlieferung dies zahlenmäßig zulässt.

Beim Vergleich dieser Fassungen kommt Bumke zu dem Schluss, dass „...die ganze höfische Epik der Zeit um 1200, mit Ausnahme des ‚Willehalm‘, in ‚gleichwertigen Parallelversionen‘ vorliegt.“<sup>248</sup> Und dass diese Fassungen in vielen Fällen nicht jünger sind, als die Werke selbst. Ist man jedoch eher geneigt, der Theorie von Lachmann zu folgen, dürfte dies eigentlich gar nicht der Fall sein, denn er postuliert ja ein einmaliges

<sup>245</sup> Vgl. die Ausgabe „Minnesangs Frühling“ nach Moser/Tervooren als Beispiel und weiterführend die zahlreichen Ausführungen von Schweikle, G.: Minnesang., (1995)

<sup>246</sup> Als Ausnahmen von der Regel seien hier zwei hervorragende Abhandlungen genannt, die bereits angesprochen wurden. Haymes, E.R.: Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation., (1999). Die Edition von Bumke, Joachim zur „Nibelungenklage“ und seine Beiträge: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: Müller, J.D. [Hrsg.]: >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit., (1996), S.118 – 129 / Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane. In: ZfdA, (1991), S. 257 - 304

<sup>247</sup> Bumke, J.: Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane. In: ZfdA, (1991), S. 298

<sup>248</sup> Bumke, J.: Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane. In: ZfdA, (1991), S. 298 f



Dichterwort. „Wenn man Originaltexte voraussetzt und einen relativ hohen Grad an Textfestigkeit, sind Parallelversionen höchstens als Störfälle zu erwarten, die sich erledigen lassen, indem man die eine Version als nachträgliche Bearbeitung des Originals erweist. Es zeigt sich jedoch, dass der Störfall in Wirklichkeit der Regelfall ist.“<sup>249</sup>

Es sind also keine Zufälle, sondern gattungsspezifische Phänomene, die eine größere Beachtung verdienen. Gerade hier könnten doch die Bedingungen untersucht werden, wie ein Text im Mittelalter hergestellt und verbreitet wurde. Die Beschreibungsmodelle der traditionellen Textkritik suggerierten mit ihrer Wortwahl schon immer eine Veränderungsabsicht: ‚Ergänzung‘, ‚Auslassung‘, ‚Umstellung‘.

Das Postulat eines Autorentextes verblasst, da man vielerorts über die erwähnten Fassungen nicht auf ein ‚Original‘ zurückschließen kann.

Der Begriff einer **autornahen Fassung** würde hier viel eher den Kern treffen. Desweiteren muss gelernt werden, Variationen des Textes nicht als Störfälle zu betrachten, sondern als eine von Anfang an gegebene Größe, so wie Bumke es als Prinzip des unfesten Textes erläutert hat. „Auf Grund der vorwaltenden Mündlichkeit des höfischen Literaturbetriebs ist für die Frühphase der Überlieferung mit Teilveröffentlichungen, Mehrfachredaktionen und wechselnden Vortrags- und Aufzeichnungssituationen zu rechnen. Dabei können Textvarianten entstanden sein, die sich in den älteren Handschriften als eigenständige Fassungen oder auch als Textmischungen niedergeschlagen haben. So könnte sich das Vorhandensein früher Mischtexte erklären. Welchen Anteil die Autoren daran hatten und wie weit Varianten erst bei der Weitergabe der Texte entstanden sind, lässt sich nicht mehr feststellen.“<sup>250</sup>

Ab Ende des 13. Jahrhunderts haben wir es dann mit einer Verfestigung des Textbegriffes zu tun. Neue Fassungen gab es nach jenen autornahen Überlieferungen nicht mehr – zumindest sind keine nachweisbar. Fast wortwörtlich werden autornahe Überlieferungen tradiert, bis ins 15./16. Jahrhundert, was sicherlich auch einer veränderten Schreibpraxis in den Scriptorien mit einem großen Verschriftlichungsschub geschuldet ist.

Für die Arbeit mit der unfesten Epiküberlieferung fordert Bumke, die Aufmerksamkeit wieder mehr auf die bereits erwähnte sprachlich-stilistische Ebene der Texte zu lenken. In der Auffassung des Mittelalters haben Parallelversionen die Identität eines Textes nicht beeinflusst. Gehen die Fassungen sehr weit auseinander, wird die Fragestellung nach Dichter oder Nachdichter teilweise sogar hinfällig werden. Sie lässt sich heute ohnehin nicht mehr sicher beantworten.

Zweifelsohne zielen Bumkes Forderungen auf ein Betrachten und Beachten des realen Überlieferungsbestandes und nicht auf eine sinnlose Jagd nach einem Phantom.

---

<sup>249</sup> Ebd., S. 290

<sup>250</sup> Bumke, J.: Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: Müller, J.D. [Hrsg.]: >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit., (1996), S. 127

Diese Ausführungen sollten auch als eine Anregung verstanden sein, dieser neuen Betrachtungsweise eine entsprechende Edition der höfischen Epik folgen zu lassen, wie wir sie für die Lyrik bereits vorfinden. Diese Herausforderung ist bis jetzt jedoch nur vereinzelt in Angriff genommen worden.<sup>251</sup>

### 3.6.3 Die neue Textanalyse – Auf der Suche nach der autornahen Fassung anhand eines Beispiels

In diesem Abschnitt soll anhand eines Beispiels besonders veranschaulicht werden, wie schwierig es für Wissenschaftler der Mediävistik ist, eine autornahe Fassung zu ermitteln, wenn wir es mit abweichenden Parallelversionen zu tun haben. Es ist immer einfach, auf Forschungsergebnisse zurückzugreifen und sie als Beispiele für diese oder jene Erkenntnis anzuführen. Aber wie viel muss bedacht und dabei abgewägt werden, um zu dem Schluss zu kommen: *Dies ist wahrscheinlich – nach dem, was wir überhaupt untersuchen können – die dem Autor am nächsten stehende Fassung?*

Jochim Bumke untersuchte die Überlieferung des „Liet von Troie“ von Herbort. Die Überlieferung liegt uns in zwei Handschriften vor. Einmal als Herbort-Fragmente aus Skokloster (Sigel S), seit 1917 bekannt und des weiteren in der Würzburg-Heidelberger Handschrift Cpg 368 (Sigel H).<sup>252</sup> Zunächst wurden die Pergamentfragmente (S) rein optisch untersucht: nach Größe, Seitenzahl, Versabsätzen, Spalten, Anzahl der Verse etc. und ermittelt, welchen Versen sie in der Handschriftenüberlieferung in (H) entsprechen.

Danach untersuchte Bumke die Schrift: Form der Buchstaben, Zierstriche, Bögen, diakritische Zeichen etc., um anhand dieser aufschlussreichen skriptographischen Merkmale die Fragmente zu datieren. Bumkes Vermutung ist hier die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Sodann geht es um die Fragen der Schreibsprache, die zunächst als allgemein mitteldeutsch eingeschätzt wird (wegen der konsequenten i-Schreibung, des regelmäßigen e für den Umlaut des langen a oder die t – losen Formen in ‚bodeschaf‘ z.B.). Durch weitere aufwendige Untersuchungen des Lautstandes – den Schwankungen zwischen d und t im Anlaut und Inlaut als kleines Beispiel unter zahlreichen weiteren – verweisen die Fragmente (S) am ehesten in den hessischen Raum.

Nun nähern wir uns den Hauptuntersuchungen für die Frage nach der Autornähe der beiden Fassungen. Hier untersuchte Bumke insbesondere

<sup>251</sup> Vgl. die erwähnten Ausgaben von Haymes, der versucht, das „Nibelungenlied“ unter dem Einfluß der damaligen Zeit völlig neu zu interpretieren und die kritische Ausgabe Bumkes zur „Nibelungenklage“.

<sup>252</sup> Die Schwierigkeiten innerhalb der Textkritik zeigen sich hier schon in zwei Untersuchungen, die vor Bumke angestellt wurden; von Psilander, der behauptete, S biete den besseren Text und von Schröder, der H als den besseren Text favorisierte. Vgl.: Bumke, J.: Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane. In: ZfdA, (1991), S. 257

drei Reime (in S), die in einer früheren Untersuchung von Schröder (siehe Anmk. 252) als für den Autoren Herbort ‚unmöglich‘ abgewiesen wurden. In der Folge wurde von Schröder damit (S) als ‚unecht‘ und ‚autorfern‘ deklariert. So reimt (S) - *gerenne* : *ettiswenne* - nach Vers 7812, der in (H) fehlt. Herbort verwendet sonst nicht *gerenne*, kennt aber wohl *gedrenge*, *gesprenge* etc., was schließlich auf keinen bestimmten Reimgebrauch schlussfolgern lässt.<sup>253</sup>

Als Ergebnis dieser Analyse formulierte Bumke: „Die Tatsache, dass unter den 18 Reimbindungen, in denen H und S voneinander abweichen, vier Reime in S begegnen, die sonst nie bei Herbort vorkommen, ist ein starkes Argument gegen die Ursprünglichkeit von S. Auf der anderen Seite ist festzuhalten, dass der Reimgebrauch in S keine nach Raum und Zeit deutlich von Herbort zu trennende Reimpraxis bezeugt.“<sup>254</sup>

Da Handschriften textkritisch nach ihren Fehlern beurteilt werden (Auslassungen, Verschreibungen etc., aber auch nach sehr schwer nachvollziehbaren Fehlern, wie falsche Eigennamen) untersuchte Bumke die überlieferten Fragmente und die Handschrift (H) nun auf diese Anzeichen. Eine ermüdende Kleinstarbeit, die zusätzlich auch sehr ungewiss und subjektiv gefärbt ist, bestimmte Textkritiker nehmen an manchen ‚Fehlern‘ keinen Anstoß, da diese nach ihrer Auffassung unerheblich sind.

‚Fehler‘ werden für jede Handschrift einzeln bestimmt und dann miteinander verglichen und gegenübergestellt, um Unterschiede zu erkennen. Bumke findet nach eingehender Untersuchung jedoch, dass die Unterschiede eher als Varianten, Lesarten und Differenzen im Textbestand, denn als ‚Fehler‘ betrachtet werden müssen.

Interessant wird sodann die Untersuchung der Varianten und Lesarten. Varianten sind dabei eher das Produkt eines mündlichen Überlieferungsprozesses (z.B. Ersetzen bedeutungsverwandter Vollverben oder Adjektive) und Lesarten sind eher einem Gestaltungswillen (Eingriff) zuzuschreiben (z.B. Tilgung eines Wortes). Die Grenzen sind jedoch auch hier vielfach fließend.

Folgen wir Bumke, zeigt sich hier „...in welche Schwierigkeiten eine Textphilologie gerät, die sich angesichts abweichender Lesungen in den Handschriften immer gleich zu einer Entscheidung über Echtheit oder Unechtheit gezwungen sieht. [...] Varianten wie die hier beschriebenen begegnen im Bereich der höfischen Epik in jedem Handschriftenpaar. Darin bezeugt sich die grundsätzliche Unfestigkeit der volkssprachlichen Texte im Mittelalter, jedenfalls im Bereich der weltlichen Dichtung.“<sup>255</sup>

Mit den bisherigen Untersuchungen ließ sich noch keine schlüssige Folgerung ziehen, welches die bessere Fassung ist: „Die Abweichungen der beiden Handschriften voneinander sind derart, dass sich zwar an einigen Stellen aufdrängt, welches die bessere und welches die

<sup>253</sup> Weitere ausführliche Beispiele zu Schröders Untersuchung und Bumkes Antwort in: Bumke, J.: Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane. In: ZfdA, (1991), dies soll hier nur ein Überblick in Ansätzen sein, wie eine Textbeurteilung verlaufen sollte.

<sup>254</sup> Ebd., S. 263

<sup>255</sup> Ebd., S. 268 f

schlechtere Lesart ist; aber keine der beiden Fassungen verdient eine prinzipielle Bevorzugung.“<sup>256</sup> Die letzte Untersuchung betrifft den Textbestand, der auch gleichzeitig das auffälligste Unterscheidungsmerkmal darstellt, da die Handschrift (H) 42 Verse mehr aufweist als (S). Es erfolgt eine genaue Untersuchung der Plusverse unter dem Gesichtspunkt, ob damit eine Syntax oder Aussageveränderung aufgetreten ist. Diese untersuchten Abweichungen im Textbestand zeigen nach Bumke eindeutig, dass wir es mit zwei selbständigen Fassungen von Herbort zu tun haben. Es muss für (S) einen Bearbeiter gegeben haben, der gekürzt hat, denn für die meisten Plusverse in (H) konstatiert Bumke eine auffallende Inhaltsleere, während (S) viele sinn-wichtige Worte in seine angrenzenden Verse übernommen hat. Deswegen entscheidet Bumke auch letztenendes, dass (H) wohl einer ‚original‘ oder autornahen Fassung am nächsten kommt, mit der Begründung, dass es unwahrscheinlich ist, dass ein Bearbeiter ‚belanglose‘ Verse dazudichtet.

Dies hätte für eine Edition zur Folge, dass auf eine Einarbeitung ‚guter Lesarten‘ aus (S) verzichtet werden muss, auch wenn sie aus dem Vorsatz zur Besserung des Textes geboren sind. Möglich bliebe natürlich immer ein Paralleldruck, um die Unterschiede deutlich analysieren zu können. Letztenendes gilt, dass trotz der geringen Abweichungen in Reimtechnik, Wortschatz und Stil der (S)-Bearbeiter räumlich und zeitlich in die Nähe der (H)-Fassung zu rücken ist (also auch zu Herbort).

Offenbar existierte das „Liet von Troie“ noch zu Herborts Zeiten in zwei unterschiedlichen Fassungen, mit jeweils selbständigen Aussagewillen, aber in gleichwertiger literarischer Qualität. Ähnliches konnte schon für das „Nibelungenlied“ eruiert werden. Wer der Verfasser von (S) ist muss unbeantwortet bleiben.

#### **4. Mündliche Gedächtniskultur versus Schriftkultur – Dichotomie oder zwei Pole eines Kontinuums?**

Zunächst erweist sich ein Blick auf dieses Verhältnis nach allen Analysen wohl als eine Dichotomie. Ihre Opposition ist bestimmt durch unterschiedliche Fixierungstechniken – Memorieren und Buchstabieren – und ein divergierendes ‚Endprodukt‘ – das Bewahrte wandelt sich grundsätzlich bei der Verwandlung von Rede in Schrift.

Und trotzdem finden wir eine urwüchsige Gemeinsamkeit, wenn wir den Fokus von der traditionsstiftenden und –erhaltenden Kultur wegblenden und statt dessen nach ihrem Vermögen fragen, dass sich in der Gegenwart erfüllende Leben abzubilden. Das Leben als das schlechthin Flüssige (Assmann) kann nicht in irgendeiner Art verfestigt werden. Das lebendige Sprechen in seinem Fluss kann nur aufgestaut werden, die Rede kann so mitnichten nur wieder-holbar gemacht werden, die unmittelbare Präsenz des Augenblicks lässt sich von diesen beiden nicht festhalten.

---

<sup>256</sup> Ebd., S. 276

Die Schattenlinie nun zwischen dem Flüssigen und dem Festen – zwischen Lebensvollzug und Lebenssurrogat – verläuft zwischen der Rede und der Schrift (Assmann). Die mündliche Rede vermag (nach Plato) dem unmittelbaren Gedanken Ausdruck zu verleihen, die Schrift hingegen kann die Rede nur abbilden. Mündliche Rede wäre damit das offenlegende Moment, Schrift dagegen das verhüllende und stets zu entschlüsselnde Zeichen. Dieses Stigma des Abgeleiteten und Nachträglichen konnte die Schrift nie abschütteln.

Im Gegenteil, Bestrebungen wie die Hermeneutik beispielsweise verwandeln, um Gottes Wort zu verstehen, die festen Buchstaben wieder zurück in die Rede und rekurrieren somit auf den nicht zu fassenden flüssigen Geist. Trotzdem ist alles, was uns als mündliche Äußerung oder schriftliche Fixierung erreicht immer schon gestockte Rede.

Gedächtnis und Schrift sind Konservierungsmedien, um einen Sinnvorrat auf Dauer zu stellen. In diesem Zusammenhang sind sie durchaus auch als zwei Pole eines Kontinuums zu betrachten. Der Mensch benötigt einen Verweishorizont sinnhaften Handelns und Erlebens, um sich seiner Selbst zu vergewissern und die Grundbestrebung des ‚Bestehens gegen die Zeit‘ ist für ihn unverzichtbar.

Deshalb gibt es die unvergleichliche Ausnahme der zeremoniellen Kommunikation, die von Gedächtnis und Schrift festgehalten wird. „Kultur ist die gemeinschaftliche Form des Ausbruchs aus den engen Zeitgrenzen des Alltags in eine andere Zeit festlicher Besinnung. Sie verdankt sich der Fähigkeit zu symbolischer Vergegenwärtigung, zu Abstand und Überblick, kurz: dem Gedächtnis.“<sup>257</sup>

Das Gedächtnis ist damit fundamental für eine Konstitution und Tradition symbolischer Sinnwelten, es ist Ursprung und Basis der Kultur (strukturelle Anamnese). Mittels der Fähigkeit des Gedächtnisses, das Bedeutsame zu erinnern und das Kontingente und Inkonsistente zu vergessen (Homöostase) schafft es dem Einzelnen und der Gemeinschaft eine Be-sinnungswelt, eine Kultur und damit eine Identität. Dieser Besinnungsraum reicht weit in die Vergangenheit zurück und das Gedächtnis bietet das als Bedeutsam erkannte als lebendige Kopräsenz an. Die Gemeinschaft kann mittels Vergegenwärtigung immer wieder an der Vergangenheit teilhaben und entsteht immer wieder mit ihr.

Die Schrift ist dagegen ein eher totes Prinzip der Aufbewahrung, dass unzählige Daten anhäufen kann, auch jene, die in einer reinen Gedächtniskultur dem Vergessen anheim fallen würden. Manches büßt im Fluss der Zeit an Bedeutsamkeit ein und kann später vielleicht nicht mehr rekonstruiert werden, andererseits ermöglicht die Schrift auch eine archivarische Kopräsenz, die dem Gedächtnis in dieser Form meist nicht möglich ist (Theasuren, Glossare etc.).

Die Dichotomie der beiden Konservierungsmedien äußert sich vor allem in ihrer zeitlichen Orientierung zwischen den Vorfahren und den Nachkommen. Das Gedächtnis bewahrt das bereits vorhandene und

---

<sup>257</sup>Assmann, A./Assmann, J.: Schrift und Gedächtnis. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., ( 1993), S. 266 f

stattet die Gegenwart mit der Vergangenheit aus, die Schrift hält das Neue fest und öffnet die Gegenwart für die Zukunft. Das Gedächtnis ist Fundament der Kultur und damit auch der Schrift.

Wird die Schrift im inneren Bereich der strukturellen Anamnese eingesetzt wirkt sie jedoch als zerstörerisches Element der Gedächtniskultur. Die unendlichen Möglichkeiten der Literalisierung dringen in den Besinnungsraum vor und gestalten ihn um, dies wird der entscheidende Faktor für die neue Physiognomie einer Kultur.

Die für die Identität einer Kultur notwendigen Traditionen müssen dem Gedächtnis erinnerbar sein, um sie durch Raum und Zeit zu transportieren. Hierzu gehört die

1. Mnemotechnik, denn eine poetisch geformte Nachricht schreibt sich dem Gedächtnis besser ein. Redundanz, Alliteration, Metrum, Reim sind unentbehrliche Hilfsmittel zu Konservierung und sichern die Einprägsamkeit und notwendige Reproduzierbarkeit.
2. Partizipation, denn die repetitive Strukturierung der Nachricht/Rede transportiert Sinn in sinnlicher Art und Weise. Die Wirkung auf ein Publikum wird damit nicht fehl gehen. Es ist ein sozusagen psychagogischer Aspekt, der eine Nachricht durch Amplifikation (Melodie, Harmonie, Rhythmus, Gestik, Mimik etc.) über die sprachliche Ebene hinaus kodiert und damit eine Faszination bei der Zuhörerschaft erzielen soll.
3. Repräsentation, ebenso wichtig ist der gemeinsame Erfahrungsraum von Vortragendem und Zuhörer, sofern eine Vergegenwärtigung des gemeinschaftlichen Sinnvorrats inszeniert wird. Faszination durch die Form ist Ergriffenheit vom Thema. Stereotype Inhalte verweisen auf die Grundmuster der gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion und werden erreicht durch standardisierte oder schematische Themen oder Figuren (Odyssee, Nibelungenlied). Die Grundstrukturen entstammen einer gemeinsamen Erfahrungswelt, die Standardisierungen bieten immer wieder Identifikationsangebote, die Wiederholung ist die Sinnstiftung, die ein Thema so nachdrücklich und unvergesslich gestaltet.

Dieser Überblick verweist ausdrücklich auf den multimedialen Charakter der Oralität und Oralität ist auf die Konservierung im Gedächtnismedium angewiesen. Dieses komplexe Ausdrucksspektrum kann jedoch von keiner Schrift der Welt adäquat wiedergegeben werden. Die Schrift raubt der oralen Rede ihre Vitalität und der rein sprachliche Befund reduziert sich auf ein Minimum.<sup>258</sup>

Wie gezeigt wurde, ist dieser Prozess jedoch ein schleichender und kein ultimativer Schritt. In den frühen Stadien der Schrifteinführung und

---

<sup>258</sup> Teilweise wirkt sich die Tatsache der Reduktion in der Schrift auch wieder auf den Sprachgebrauch selbst aus. Vgl. den Artikel von Enzensberger, H.M.: Baukasten zu einer Theorie der Medien. In: Schöttker, D. [Hrsg.]: Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse., (1999), S. 127 – 135 und auch mein nächstes Kapitel.

allmählichen Ausbreitung verdrängt die Schrift die Mündlichkeit keineswegs und rangiert quasi außer Konkurrenz zu bestehenden Tradierungskonventionen.<sup>259</sup>

Da die Schrift diese Multimedialität nicht aufweist, rekurriert sie zunächst auch auf Formen, die einer Multimedialität nicht bedürfen: Listen, Urkunden, Abrechnungen, Namen. Natürlich ist dies auch eine Bewahrung der Kommunikation, allerdings äußert sich hier schon der neue Anspruch der Schrift, nämlich aktuelle Informationen für die Zukunft zu bewahren.

Erst wenn die Schrift gebräuchlicher und leichter zu handhaben ist, dringt sie immer mehr in die Sphäre der Oralkultur ein. Dabei erschließt sie sich sogar neuartige Anwendungsbereiche, die in der Oralität bis dato nicht möglich waren (Prosatexte) und beeinflusst ebenfalls die orale Überlieferungsform im Prozess ihrer Fixierung.

Das Eindringen der Schrift in den Raum des Gedächtnisses führt zu einem Traditionsbruch, der die mündliche Überlieferung von ihren ursprünglichen Wurzeln löst und in neue Sphären transponiert.

Die komplexitätssteigernden Verfahren der Oralität (Dramatisierung, Musik, Expressivität) kann die Schrift nicht wiedergeben. Sie muss sich völlig anderer Mittel bedienen, um ähnliche Verfahren der Vielfalt zu vollziehen. Dazu zählen:

- das reichere Morphem und Lexeminventar,
- das Erzeugen von Mehrschichtigkeit, so z.B. der Einsatz verschiedener Zeit- oder Sinnebenen (Homer) oder
- die Polysemie (Hermeneutik).

Die komplexitätsreduzierenden Verfahren liegen bei der Oralität (Formelhaftigkeit, Standardisierung) und der Schriftlichkeit ebenfalls auf unterschiedlichen, technischen Ebenen. Die Kohärenzstiftung begründet die Schrift mit systematischen Dispositionen, Überschriften oder einer Gliederung der optischen Textpräsentation. Die Schrift ist auf diese Verfahren, wie gezeigt, angewiesen, damit ein Text nicht in eine unüberschaubare Komplexität mündet und irgendwann nicht mehr ‚lesbar‘ wird.

Diese Kategorien sollen jedoch nicht als restriktiv verstanden werden.

Sämtliche ‚Oralisten‘, die beispielsweise Parry und Lord erörtert haben, lassen sich auch in der schriftlichen Überlieferung auffinden („Nibelungenlied“).

Das Spektrum an Überschneidungen und Mischformen wird sich nie ganz entwirren lassen. Wichtig bleibt letztendlich die phänomenologische Bedeutung für das Wesen der gedächtnisgestützten gegenüber der schriftgestützten Überlieferung. Die entwickelten Formen der oralen Rezeption, die den Erfordernissen der Gedächtnisüberlieferung

---

<sup>259</sup> Ehlich, K.: Texte und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 24 - 43

entsprangen, entwickeln den Übergang zu schriftlichen Formen der Komposition, Überlieferung und Rezeption durchaus mit und existieren auch in ihr teilweise weiter.

Auf der anderen Seite bedienen sich beide Konservierungsmedien durchaus unterschiedlicher Formen (s.o.). Eine Rede, die es zu memorieren gilt, ist eben anders aufgebaut als ein Text, der still gelesen werden soll.

Assmann<sup>260</sup> versuchte typische Formen des Überganges von der Gedächtniskultur zur Schriftkultur zu verifizieren, obwohl er gleichermaßen auf die schleichenden Übergänge, die Überlagerungen und gegenseitigen Durchdringungen verwies.

1. Die Schrift stellt sich ganz in den Dienst des Gedächtnisses. Das bedeutet, dass ein knappes Inhaltsgerüst eines Werkes nicht für einen Leser, sondern für den Vortragenden fixiert wird, der es dann in oraler Manier improvisierend vorträgt. Havelock spricht von „recitation literacy“.<sup>261</sup>
2. Die Schrift sammelt die Spuren einer vom Vergessen bedrohten mündlichen Überlieferung – so, wie es die beiden Forscher Parry und Lord für den serbokroatischen Raum in Angriff genommen haben.
3. Die Schrift elaboriert, exploitiert und integriert die mündliche Tradition und setzt sie mit den ihr eigenen Mitteln fort und literarisiert sie. Dies gilt vielfach für Werke auf der Schwelle zwischen Gedächtniskultur und Buchkultur (Odyssee oder Nibelungenlied).

Die Oralität ist von Interaktion abhängig, von Vollzug und Mitvollzug von Kommunikation, denn Aufführung und Rezeption ereignen sich nicht nur in einem gleichzeitigen Rahmen, sondern wirken auch reziprok aufeinander ein. Die Stimme ist an den Schall, den Windhauch und die Akustik gebunden. Damit ist sie orts- und situationsabhängig und erreicht nur eine bestimmte Anzahl von Menschen. Ihrer multimedialen Intensität wird durch die geringe Tragweite der Stimme jedoch eine enge Grenze gesetzt. Sicherlich kann eine mündlich gestiftete und bewahrte Tradition kein staatstragendes Konzept sein, aber die Integration und Solidarität einer solchen Gruppe ist unvergleichlich stärker ausgeprägt, als in einer schriftnutzenden Gemeinschaft.

Die Schrift versteht sich eher als rationalen Diskurs, der weit weniger intensiv ist, als ein lebendiger Umgang.<sup>262</sup> Die Identifikationskapazität ist

<sup>260</sup> Assmann, A./Assmann, J.: Schrift und Gedächtnis. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 272

<sup>261</sup> Entsprechendes gilt auch für die nicht hinreichende Notation der linienlosen Neumen als bloße Gedächtnisstütze. Vgl. dazu: Gülke, P.: Mönche, Bürger, Minnesänger. Musik in der Gesellschaft des europäischen Mittelalters., (1975)

<sup>262</sup> Es soll hier nicht der Eindruck entstehen, dass ein Buch nicht auch intensiv sein kann, fesselnd, spannend oder emotional. Jedoch bemerkte Schiller schon, dass der lebendige Ausdruck direkt auf das Gemüt wirkt und das rein abstrakte Zeichen dem Leser eine größere Gemütsfreiheit verschafft. Schiller-Nationalausgabe, Bd. 27, S.



gegenüber der mündlichen Tradition weit geringer. Nach Adorno ist das Zerfallen auch die Identität der Schrifterfahrung, nicht nur durch die Dekonzentration des Publikums, sondern auch durch die universelle Entfremdung und Selbstentfremdung, die durch die ‚Verdinglichung‘ der Beziehungen zwischen den Individuen an Nähe einbüßt.<sup>263</sup>

Dafür kann die Schrift in einem weitaus größeren Radius zirkulieren. Sie ist nicht an Ort und Zeit gebunden und keiner situativen Aufführung unterworfen. Die Schrift allein vermag es, die engen Partizipationsgrenzen der Oralität aufzubrechen<sup>264</sup> und eine Teilhabe ins virtuell Unendliche zu steigern. Die Zerdehnung des Kommunikationsgeschehens (Ehlich) bewirkt die atemberaubende Reichweite der Schrift, sie wirkt als ein Vorrat, dessen man sich beliebig bedienen kann und macht institutionelle Zusammenkünfte überflüssig.

Allerdings bedarf sie eines zusätzlichen Legitimationsvehikels, da in der Oralität Wahrheit und Authentizität stets mit dem Körper des Vortragenden und im allgemein bekannten Sinnvorrat der Gemeinschaft verhaftet war. Da der Text anonym ist, bedarf er eines Namens, der ihn stützt und ihm Wahrheit in seiner Situationsentbundenheit verleiht – den Autoren.

Im fortschreitenden Prozess der Literarisierung wird der Autorname immer wichtiger. Ein anonymes Werk wird als wertlos betrachtet und ein Buch, das einen großen und vor allem alten Namen trägt, wird als umso wertvoller klassifiziert. Hier wird wiederum eine Änderung der Textauffassung etabliert, denn die Verknüpfung von Text und Name in der Schrift wird der Ausgangspunkt von Selbst-Thematisierung.

Die mündlichen Sänger kennen die Verbindung von Text und Namen auch, wenn sie Sieges-, Helden- oder Preislieder anstimmen, jedoch bleibt dieses Phänomen stets der Präsentation verhaftet und der Funktion des Sängers als Erinnerungsträger.

Die neue Kategorie des schriftlichen Autoren bietet dagegen erstmals die Möglichkeit zur Selbstverewigung, ohne einen Umweg über den Sänger. Das Werk wird damit in seinem Wortlaut fixiert, mit dem Namen eng verbunden und ist so gegen eine anonyme Verwässerung in Varianten geschützt.

Obwohl die Schrift mittels ihrer Situationsentbundenheit und dem authentizitätssichernden Instrument des Autoren Grundlage für eine neue Textauffassung und deren Verarbeitung ist, bleibt sie in ihrem anfänglichen Stadium doch einer oralen Basis verhaftet. Der Diskurs einer zugrundeliegenden Gesprächssituation diktiert weiterhin sämtliche Formen

---

126 f. Wieder in: Assmann, A./Assmann, J.: Schrift und Gedächtnis. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 275

<sup>263</sup> Adorno, T.W.: Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman. In: Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart., (1996), S. 129 - 136

<sup>264</sup> Die moderne, elektronisch gestützte Oralkultur kann diese Grenzen natürlich erheblich erweitern, wie das Beispiel des berühmten Woodstock-Festivals belegen mag (1969), dass weit mehr als 400 000 Menschen frequentierten. Eine Zahl, die von vielen Buchauflagen gar nicht erreicht wird.

der Textproduktion und der Textdistribution, da die jeweiligen Positionen von Autor und Leser (Rezipienten) weiterhin als konstant erachtet wurden. Die qualitativ neuartige Situation der Schriftkommunikation wird erst nach der Verbreitung der typographischen Technologie Neubewertet werden. Das Verhältnis von Autor und Leser rückt erst dann in eine virtuelle Ferne, in die Unadressierbarkeit des Publikums, wie sie uns aus unserer heutigen Literaturlauffassung vertraut ist.<sup>265</sup>

Gedächtnis und Schrift korrespondieren in der Gemeinsamkeit, Speichermedien zu sein. Beide können Daten - in unserem Zusammenhang Texte - festhalten und wiederabrufbar halten. Stellt man sich nun - nur sehr begrenzt - die Frage nach ihrer jeweiligen Kapazität, werden sie augenscheinlich in eine starke Disposition geraten. Das weitaus wichtigere Unterscheidungsmerkmal, das letztendlich auch zu einer kulturellen Veränderung führt, ist jedoch in der verschiedenartigen Anwendung und Funktionsweise zu suchen.

Das oral tradierte Wissen ist lebendiges Praktizieren desselben vor dem elementaren Hintergrund des alltäglichen Erlebens und Handelns sowie der festlichen Kommunikation. Mündliche Tradition vollzieht sich ausschließlich als homöostatischer, d.h. ausgleichender und harmonisierender Prozess. Nur das, was die Gemeinschaft als wichtig und brauchbar erachtet und was anerkannt ist, wird auch tradiert und aktualisiert. Gegenwart und Vergangenheit werden in einem ständig in Bewegung befindlichen Vorgang miteinander verknüpft und untereinander angepasst. Abweichungen oder Diskrepanzen werden entweder durch Neuformulierungen den erforderlichen Bedingungen angepasst oder durch Abdrängen ins Vergessen aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht (strukturelle Anamnese).

Die Funktionsmechanismen der Schrift beruhen nun auf einer anderen Grundlage und können aus diesem Zusammenhang heraus vollkommen anders wirken. Schrift kann auch Sinnelemente bewahren denen, eine Approbation innerhalb des homöostatischen Prozesses versagt blieb. Weil sie der Einbindung in vorgegebene Artikulationsmomente (standardisierte Themen oder Phrasen innerhalb institutionalisierter Partizipation) nicht unterliegt, kann sie auch alle Ideen oder Ereignisse präsent halten, die ansonsten der strukturellen Anamnese anheim fallen würden. Wir haben es hier mit einer Veränderung innerhalb des Kommunikationsprozesses zu tun. Abweichende Vorstellungen oder punktuell unrelevante Ideen, Handlungsweisen etc., können durch die nun mögliche raum-zeitliche Zerdehnung den Kommunikationsprozess jederzeit wieder beeinflussen.

---

<sup>265</sup> Die benannte *Gesprächssituation* innerhalb des Schriftmediums setzt sich sogar noch bis in die Anfänge des Druckzeitalters fort, wie u.a. Michael Giesecke in seinen Schriften immer wieder aufführt. Vgl. Literaturverzeichnis. – Erst der erhebliche Anstieg in der Buchproduktion gegen Ende des 18. Jahrhunderts bricht der *Schreibsituation* Bahn, integriert die beiden nun weit auseinanderliegenden Positionen von Autor und Leser in den Text hinein und erlebt die massenhafte, marktwirtschaftlich gesteuerte Verbreitung.

Von aktuellen Bezügen vielleicht ausgeschlossen können schriftlich fixierte Elemente zu einem späteren Zeitpunkt erneut bewertet und dann anerkannt oder wiederum distanziert betrachtet werden.<sup>266</sup>

Das hier entscheidende Moment liegt in der Tatsache, dass es nur die Schrift vermag, obsolet gewordene Vergangenheit und aktuelle Gegenwart gleichzeitig und nebeneinander präsent zu halten. Schrift vermag es, Differenzen und Entwicklungen zu fokussieren.

Da die Schrift nicht der Präventivzensur der Homöostase unterliegen muss, sondern grundsätzlich alles festhalten kann, führt ihre Anwendung zu einem potentiell unendlichen Zuwachs an Texten. Zudem wird mit einer Schriftlegung auch die Gefahr der Miss- oder Unverständlichkeit von Texten potenziert, denn ein ‚Nachfragen‘ ist hier nicht möglich, ganz im Gegensatz zu einem mündlichen Kommunikationsakt. Diese Gefahr „...nimmt in dem Maße zu, in dem sich die Entwicklung der Sprache von seinem Wortlaut, die Veränderung des Wissens von seinen Präsuppositionen und die Wandlungen der Wirklichkeit von seinem Referenzmodell entfernen.“<sup>267</sup>

Die Schrift muss neue Wege beschreiten, um diese Unverständlichkeit aufzuheben. Entweder wird der Sinn eines Textes durch Neuformulierung erhalten. Ein Prinzip, dass aus der oralen Tradition übernommen wurde und mit der Variantenbildung der Aufführung gleichzusetzen ist.

Oder es kommt ostentativ auf den Wortlaut an, weil der Text in keinsten Weise an Verbindlichkeit eingebüßt hat (Bibel). Dann kann der Sinn erneuert werden. Dies ist das klassische Arbeitsgebiet der Hermeneutik und ein Verfahren, das genuin nur der Schrift möglich ist.<sup>268</sup> Die Hermeneutik ist so verstanden das literale Gegenstück zur strukturellen Anamnese der oralen Tradition.

Assmann bringt die Übereinstimmung und Unterschiede der beiden Diskurse Schrift und Gedächtnis auf die prägnante Formel: „Das Gedächtnis **bewahrt das Bedeutsame**, indem es das Kontingente vergisst; die Schrift **bewahrt das Bedeutsame**, indem sie es kanonisiert und im hermeneutischen Diskurs am Leben zu halten versucht.“<sup>269</sup>

---

<sup>266</sup> Nachträgliches Anerkennen oder auch Distanzieren von schriftlich fixierten Ideen kann durchaus zu Traditionssprüngen führen, die N. Luhmann als „endogene Variation des Systems“ bezeichnet. Vgl.: Assmann, A./Assmann, J.: Schrift und Gedächtnis. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 278. Die Auswirkungen auf die Gesellschaft können jeweils unterschiedlichen Charakters sein. Die Ägypter bewahrten sämtliche Schriftstücke – Pro und Contra, neueste und unverständlich-veraltete – unproblematisch nebeneinanderher auf.

Innerhalb der griechischen Gesellschaft führte die Art der Schriftnutzung zu einem völlig anderen Ergebnis. Eine unvergleichliche Ideenrevolution setzte ein. Unterschiedliche Entwicklungen und Anwendungen haben ihre Ursache demnach nicht nur in der Voraussetzung, die Schrift allgemein anwenden zu können, sondern auch, wie sich ihrer bedient wird, ob als Wiederholung oder Widerspruch zum Traditionsgut.

<sup>267</sup> : Assmann, A./Assmann, J.: Schrift und Gedächtnis. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 279

<sup>268</sup> Anfänge der Auslegungskultur sind bereits in Mesopotamien und Ägypten zu beobachten, gelangten jedoch erst mit der frühchristlichen Antike zu richtiger Blüte.

<sup>269</sup> : Assmann, A./Assmann, J.: Schrift und Gedächtnis. In: Assmann/Assmann/Hardmeier [Hrsg.]: Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation., (1993), S. 279

Es ist und bleibt unbestreitbar, dass die Speicherkapazität der Schrift die des Gedächtnisses bei weitem überflügelt. Trotzdem ist dies nicht das grundlegende Unterscheidungsmerkmal der beiden Traditionen.

Die postulierte Intention der beiden ist ein Kommunikationsprozess gegen das Vergessen, beide sind Instrumente des Bewahrens. Die Art und Weise dieser Kommunikation wird das entscheidende Prinzip, das, was Assmann mit der jeweiligen Funktion und dem kulturverändernden Faktor meinte. Der Kommunikationsprozess ist abhängig von seiner Materialität, von den Medien, die verwendet werden, um ihn durchzuführen und aufrecht zu erhalten. Das Prinzip, welches McLuhan auf die einfache Formel brachte: „the medium is the message“<sup>270</sup>. Jedes Medium besitzt eine eigene inhärente Struktur, die sich von den anderen unterscheidet. Es kann auch nicht darum gehen, zu entscheiden, ob eines besser oder richtiger ist als das andere.

Die jeweilige Entwicklung hängt von der Entwicklung der jeweiligen Gesellschaft oder Gemeinschaft ab und welches Medium dort prämiert wird und als entwicklungsfördernd betrachtet wird.

Das Prämiieren eines bestimmten Mediums gegenüber einem anderen ist des weiteren in den seltensten Fällen ein Entwicklungssprung, sondern meist ein langsamer, gleitender, überlagernder Prozess. Vielerlei Ursachen und ihre Integration oder Ablehnung können dabei eine Rolle spielen: egal ob politische, soziale, religiöse, psychologische oder umweltbedingte. Immanent wichtig bleibt doch letztendlich, dass uns diese unterschiedliche Struktur des jeweiligen Mediums einen Einblick in seine Funktionsweise liefern kann. So wird es möglich, das eine gegen das andere absetzen und analysieren zu können.

Die unterschiedliche Strukturierung der beiden besprochenen Medien erlaubt es uns, den formularisierten Stil der Wissensvermittlung von dem chirographischen (und später typographischen) Stil zu scheiden und damit Entwicklungen und Funktionsweisen aufzuzeigen.

So verifiziert Ong<sup>271</sup> in seinem Buch eindeutig die Unterschiede zwischen Denken und Ausdruck in primär oralen Kulturen und chirographischen Kulturen wie folgt.

Denken und Ausdruck primär oraler Kulturen ist:

1. Eher additiv als subordinierend – orale Strukturen achten oft auf pragmatische Gesichtspunkte (einfache Wiederholungen, Reihungen mit denselben Worten etc.), während die chirographische Struktur mehr auf Syntaktisches achtet und eine kompliziertere und stärker normative Grammatik entwickelt.
2. Eher aggregativ als analytisch – mit engem Bezug zur mnemotechnischen Aufgabe. So werden einfache, formalisierte, klischeehafte Diskurse (Formeln, Phrasen, Epitheta) gut memorierbar gebündelt: etwa ‚der tapfere Soldat‘, ‚die schöne

<sup>270</sup> McLuhan, M.: Die magischen Kanäle. In: Schöttker, D. [Hrsg.]: Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse., (1999), S.141 – 145

<sup>271</sup> Ong, W.J.: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes., (1987), S. 42 ff

- Prinzessin'. Die chirographische Kultur weist dies meist als redundant und ermüdend zurück.
3. Redundant oder nachahmend – Schrift erzeugt eine Linie der Kontinuität und es ist möglich, bei Unverständnis oder Vergessen ‚zurückzublättern‘. Auch der Prozess des Schreibens ist ein wesentlich langsamerer als das Sprechen. Schreiben zwingt das Denken zu einem verlangsamten Vorgang, der ihm die Möglichkeit gibt, normale und redundante Prozesse zu beeinflussen. Der orale Diskurs verläuft in einem Moment, auf nichts kann zurückgegriffen werden. Ist eine Äußerung getätigt, ist sie auch schon mit dem Schall verschwunden. Um eine Vorwärtsbewegung oder Kontinuität auch oral vor einem Publikum zu gewährleisten, müssen eventuelle Verständnisprobleme (nicht unbedingt nur akustische) durch Redundanz gewährleistet sein.
  4. Konservativ oder traditionalistisch – aufgenommenes Wissen in oralen Kulturen, welches nicht wiederholt wird, ist bald vergessen. Große Energien werden deshalb auf die ständige Wiederholung dessen gelegt, was so mühsam gelernt wurde. Diese Notwendigkeit bildet eine im hohen Maße traditionalistische oder konservative Denkweise aus. Deshalb werden auch so häufig alte Gesellschaftsstrukturen bewahrt, verbunden mit der Prämierung weiser, alter Menschen. Die Originalität der oralen Kultur besteht dabei nicht im Erfinden neuer Geschichten, sondern in der besonderen Interaktion mit dem Publikum, die erreicht werden soll. Abwandlungen und Variationen von Themen sind wertvoll, weil sie die Tradition der Ahnen in der Gegenwart aufarbeiten und nicht, weil sie neu sind.
  5. Nähe zum menschlichen Leben – Nur die Schrift besitzt die Möglichkeit, das Wissen aus einer Distanz zur gelebten Erfahrung zu strukturieren und in analytische Kategorien zu überführen (denaturieren). Orale Kulturen gewinnen ihr gesamtes Wissen in engem Bezug zur menschlichen Lebenswelt und entsprechend wird es auch verbalisiert. Deshalb oft die direkte genealogische Herleitung auf heroische Figuren oder die Vermittlung von Wissen durch Beobachtung und Einübung.
  6. Kämpferischer Ton – Schrift befördert eine Art Abstraktion, welche das Wissen über den alltäglichen Lebenskampf von den Menschen loslöst, den Wissenden vom Wissen trennt. Oralität dagegen fügt das Wissen, indem sie es in die menschliche Lebenswelt einbettet, in einen Kontext des Kampfes (verbal oder intellektuell). Deshalb oft das Prahlern mit Tapferkeit, Schmähreden auf Feinde etc. Orale Kulturen sind bei weitem mehr körperlich geprägt und dies äußert sich entsprechend in den Erzählungen: Dominanz von körperlicher Schönheit, physische Kraft, exzessive Gewaltdarstellung korrespondiert mit der so erlebten alltäglichen physischen Drangsal des Lebens.
  7. Eher einführend und teilnehmend als objektiv-distanziert – Das Schreiben trennt den Wissenden vom Wissensstoff und erzeugt so

die Bedingungen für ‚Objektivität‘ im Sinne eines Unbeteiligt- und Distanziertseins. Lernen und Wissen in oralen Kulturen bedeutet eine nahe, einfühlende, kommunizierende Identifikation mit dem Wissensstoff. Die Identifikation liegt in einer gemeinschaftlichen Reaktion und der Annahme einer gemeinschaftlichen ‚Seele‘ begründet.

8. Homöostasie – orale Kulturen bewahren ihr Gleichgewicht (Homöostasie), indem sie für die Gegenwart irrelevant gewordene Erinnerung ausscheidet. Bedeutung besitzt nur Wissen mit oder im aktuellen Gebrauch. Die Gegenwart schreibt der Erinnerung ihre Ökonomie ein. Schrift muss darauf keinerlei Rücksicht nehmen und kann virtuell alles bewahren, auch Abweichungen, Gegenteiliges oder ‚Unrelevantes‘.
9. Eher situativ als abstrakt – Jedes begriffliche Denken ist in gewissem Sinne abstrakt. Der Ausdruck, der für einzelne Begriffe steht ist immer schon abstrakt. Einige Begriffe sind es jedoch noch stärker als andere. In primär oralen Kulturen werden z. B. geometrische Objekte, die wir mit Kreis, Viereck oder ähnlichem bezeichnen würden, direkt auf objektive Lebenszusammenhänge assoziiert: also mit Uhr, Mond, Sieb oder Tür, Haus, Spiegel. Diese Unterscheidungen, die stark von psychologischen Untersuchungen geprägt sind, lassen sogar in langfristigen Analysen sehr feine Abstufungen zwischen Illiteralität, Literalität oder moderater Literalität zu.

Diese strukturelle Analyse der beiden medialen Traditionen gibt uns also eine Art Unterscheidungshilfe an die Hand, mittels derer wir die Möglichkeit haben, Texte auf ihren Ursprung hin zu untersuchen. So wird es möglich, die Texte Homers, des „Nibelungenliedes“, der serbokroatischen Guslari, in den mündlichen Entstehungshorizont zu rücken, auch wenn sie unsere Zeit in der schriftlichen Ausprägung erreicht haben.

Unterschiedliche Strukturen sind jedoch in meinen Augen noch kein hinlängliches Kriterium, die beiden Traditionen als Dichotomie zu verstehen. Wir haben nur verlernt, in mündlichen Kategorien zu denken. Der jeweilige Kommunikationsprozess wird nur mit unterschiedlichen Mitteln fortgesetzt und aus diesem Grunde plädiere ich für die Auffassung, Schrift und Gedächtnis als zwei Pole eines Kontinuums zu betrachten.

## **5.1 Ausblicke – Der Text unter der Prämisse neuer und neuester Entwicklungen**

Um die Ausführungen zu Umgang und Auffassungen der Texte abzurunden, möchte ich in diesem letzten Abschnitt auf neuere und neueste mediale Entwicklungen eingehen. Diese Ausführungen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern sind als kurze

Fokussierungen bestimmter Entwicklungstendenzen gedacht, welche die Idee von der relativen Festigkeit oder Unfestigkeit der Texte unter aktuellen Veränderungen zeigen und weiterführen sollen. Im Fluchtpunkt dieser Erörterungen ist stets das Ideal der Menschheit zu sehen, Traditionen (Texte) zu verfestigen und diese universell und eindeutig zugänglich zu gestalten. Ob dieses Ziel erreicht wurde, soll hier kurz erläutert werden.

## 5.2 Der Buchdruck<sup>272</sup>

Das von Gutenberg um 1445 entwickelte Drucken von Texten mit beweglichen Lettern wird allenthalben als eine der größten technischen Revolutionen der Weltgeschichte beschrieben. Es bestand die große Hoffnung, nun alles Sagbare und Denkbare dem Gedächtnis der Nachwelt zu überliefern. Die Situationsentbundenheit, die die Schrift ohnehin schon aufzuweisen hat, wird vom Typographeum noch bei weitem übertroffen. Texte, für die Schreiber und Kopisten in den Scriptorien oft Jahre benötigten, konnten nun weitaus schneller und in virtuell unbegrenzter Auflage produziert werden. Die Technologie der wiederverwendbaren Lettern und die Verwendung des billigeren Papiers wandelte das Buch von einem Statussymbol zu einem marktwirtschaftlichen Produkt, das sich theoretisch jeder leisten konnte. Auf diese Art und Weise konnte am leichtesten mit einem beträchtlichen Auditorium gleichzeitig kommuniziert werden.

Trotzdem gilt auch für das Typographeum, dass jegliche Information systemabhängig ist und die Bindung jedweder Information an ihr Medium beachtet werden muss. Die Informationen werden nun einer Maschinerie anvertraut und wenn diese Maschine schon nicht denken kann, so wirkt sie doch zumindest informationstransformierend. Man nahm an, dass sie Wissen schaffen und auf ewig speichern kann und sich jeder Mensch an das neue Kommunikationsnetz anschließen könne.

Es ist jedoch ein Grundgesetz der Medientheorie, dass bei der Transformation von Informationen – gerade auch auf technischer Grundlage – immer Informationen verloren gehen. Die Maschinen entfalten schrittweise diejenigen Fähigkeiten, die ihnen von den Menschen zugeschrieben werden und auch nur in Abhängigkeit ihrer eigenen Möglichkeiten (oder Begrenzungen) und in Abhängigkeit vom ‚Input‘ (hier dem fehlbaren Menschen).

Im gleichen Maße verändert die Maschinerie die Stellung des Menschen und der überkommenen Informations- und Kommunikationssysteme. Im 15. Jahrhundert wurde man verlacht, wenn man nicht schreiben und lesen konnte. Mit Verlauf des 16. Jahrhunderts wird die Möglichkeit, einen

---

<sup>272</sup> Sämtliche Angaben dieses Abschnittes folgen den umfangreichen Ausführungen von Michael Giesecke in seinen Werken. Viele Beispiele und tiefere Einblicke, auch in gesellschaftliche Veränderungen, die nicht mehr Thema sein können, finden sich in seinen Büchern. Siehe Literaturverzeichnis.

Beitrag zum ‚Gemeinnutz der Nation‘ leisten zu können, nur jenen Mitgliedern zugesprochen, die im Umgang mit der neuen Technologie geschult waren. Die neue Kommunikationsgemeinschaft stellte Bedingungen und dazu gehörte das Schreiben und Lesen. Diese neuen Identitätskonzepte wurden handlungsleitend und orientierungsrelevant. Neben den unbestreitbaren Vorzügen in Ausdehnung und Verfügbarkeit von Texten mittels der neuen Technologie, kam es jedoch auch zu nicht beabsichtigten und komplexen Kettenreaktionen, die so schwerlich gewünscht waren und wiederum den ‚Output‘ der Texte beeinflusste. Die wesentlichste Entwicklung für ein neues Textverständnis ist das Etablieren eines neuen Codesystems, der Standardsprache oder Nationalsprache in Deutschland.

Um Informationen in den Druck zu geben, mussten spezielle Programme entwickelt werden, die auf das neue Betriebssystem abgestimmt sind. Die in oralen Kommunikationsprozessen verwendete Sprache kam dafür nicht in Frage. Die Codes der zahlreichen vorhandenen Sprachen (Mundarten), auch in den Handschriften, bereiteten den Drucklegern die größten Schwierigkeiten. Die ‚natürlichen‘ Sprachen, die man seit langem in Benutzung hatte, reichten nicht mehr aus, sie mussten künstlich nach den Anforderungen der neuen Technologie umgeformt werden.

Klare Unterscheidungen zwischen den Buchstaben in den Handschriften waren unüblich, es existierten Verkürzungen, Verschleifungen von Buchstaben, man stieß auf Bezeichnungen, die veraltet und unentschlüsselbar waren, auf differierende Schreibungen und die Worttrennung war nicht systematisch durchgeführt.

Um die Texte erfassbar zu machen, mussten sie also verändert und der neuen Maschine angepasst werden. Eine Folge ist die konsequente Schwarz – Weiß – Trennung. Kein älteres skriptographisches Codesystem hat die Wortabsetzung und die ‚blanks‘ so stark normiert.

In gleichem Maße wurde es notwendig, auch satzregulierende Zeichen für ein allgemeines Verständnis zu entwickeln und extensiv und eindeutig zu verwenden: Punkt, Komma etc. Ein grammatikalisch normierter Satzbau wurde damit definiert und eingeführt und musste in Zukunft von jedem angewendet werden, der seine Informationen in das Typographeum überführte und von jedem verstanden werden, der sich der Texte bediente.

Für Gutenbergs ersten Bibelabdruck verwendete er weit über 290 verschiedene Lettern für Buchstaben und Satzzeichen: es wurden noch spezielle Ligaturen gegossen, um die Verschleifung der Buchstaben in den Handschriften zu imitieren. Dies war ja auch das ursprüngliche Anliegen der Druckerfindung: eine schönere und klarere Wiedergabe einer Handschrift.

Das Zeichenrepertoire des Buchdruckes ist notwendigerweise materialisiert und damit immer begrenzt und normiert. Es wurde immer energischer normiert, je mehr sich herausstellte, dass das Nachgießen eines jeden vorhandenen Zeichens aus den Handschriften viel zu aufwendig und zu teuer war und zugleich ein ultimatives Verständnis der



Texte auch mit einem weitaus kleineren Zeichenrepertoire gewährleistet werden konnte.

Das kurz zusammengefasste Endergebnis dieser und weiterer Prozesse war eine normierte Standardsprache – die deutsche Nationalsprache – mit der nicht nur eine einheitliche Grundlage geschaffen wurde, wie zukünftig jeder ‚Input‘ zu strukturieren sei, sondern der, vice versa, den kollektiven Kommunikationsprozess beeinflusste.

Bis heute ist unser Textverständnis – ausgehend von der gedruckten Seite – durch diese Normung offiziell geprägt und wer diese Regeln nicht beherrscht, ist ein Außenseiter im sozialen Gefüge. Es zeigt sich aber auch, dass der Text immer noch nicht fest ist. Er kann wiederum Veränderungen und Angleichungen ausgesetzt sein.

War die postulierte Authentizität nicht im skriptographischen Prozess zu erreichen, ist sie es jetzt ebenso wenig. Für die Veränderung der Texte gibt es aber noch weitere Belege. Die neue Anlage kann längst nicht jedem Medium Informationen entnehmen und diese verarbeiten. Reden, Gemälde, Tontafel oder Grabsteine können nicht eingespeist werden, obwohl diese ja auch einen Teil der Tradition tragen. In gleicher Weise besteht die Ausgabe des Typographiums nur in Pergament oder Papier – steinerne Inschriften oder dergleichen sind von ihm nicht zu erwarten. Das Anliegen, die gesamte Tradition abbilden zu können, ist also nicht ultimativ zu erreichen.

Die Veränderungen oder Fehler, die im Druck auftreten können, sind vielfältiger Natur.

Schon beim Anfertigen der Patritzen für die Lettern können Unebenheiten entstehen, die ein exaktes Lesen verhindern. Ebenso ist der Setzer fehlbar. Buchstaben oder Wortverwechslungen begegnen uns auch heute noch in vielen gedruckten Werken. In gleicher Weise war es schwierig, die vorhandene Information aufzubereiten. Der Druck schafft zwar explizit einen gemeinsamen Wissensraum und das Prinzip von Öffentlichkeit und Heimlichkeit wurde verschoben, da die mittelalterlichen Informationsmonopole aufbrachen.

Allerdings war ein großer Teil des Wissens weiterhin mündlich tradiert worden und musste erst mühsam zusammengetragen und für den Druck bearbeitet werden. Zusätzlich stellte die mittelalterliche Manuskriptkultur auch nur eine Information über die Information dar. Die Originale (z.B. antiker Autoren) waren nicht mehr vorhanden, wie konnte dort also eine Authentizität postuliert werden?

Die Kompilationen antiker Texte aus den Scriptorien machten es außerdem schwierig, eine exakte Autorenzuschreibung zu ermöglichen. Das Veralten bestimmter antiker Begrifflichkeiten und unleserliche Vorlagen beeinträchtigten die Verständlichkeit vieler Texte, die in der Folge ‚benutzerfreundlicher‘ umgestaltet und korrigiert wurden.

Zumindest für die Anfangszeit der Drucktechnik ist ferner eine prinzipielle Offenheit des Netzes zu konstatieren. Urheberrechte oder das Copyright hat es noch nicht gegeben und so war kein Werk vor Nachdrucken, Namensveränderungen oder Umschreibungen (z.B. bei lokalen

Verzerrungen) geschützt. Die marktwirtschaftlichen Grundlagen, die Eigentumsrechte (auch der Ideen) zu sichern, sind erst nach dem 16. Jahrhundert geschaffen worden.

Fundamental für diese Entwicklung war, dass nach einer ‚Überschwemmung‘ des Marktes mit antiken Texten nun das neue Wissen und neue Ideen, die noch nicht im Gemeinschaftsgedächtnis verankert waren, prämiert wurden.

Für die Autoren fachwissenschaftlicher Bücher – Botanik, Geographie, Chemie - brach eine besonders arbeitsreiche und mühselige Zeit an. Sie mussten das weitverstreute Wissen zunächst zusammensuchen – aus Manuskripten und auch aus der mündlichen Tradition. Danach mussten diese Darstellungen geordnet werden, denn zuhauf gab es Abweichungen, Ungenauigkeiten und äußerst zweifelhafte Beschreibungen.

Im Endeffekt wurde augenscheinlich, dass die Kategorien des Beschreibens der alten Traditionen nicht mehr ausreichten, um die Informationen ‚gemein‘ zu machen. Die besondere Struktur der mittelalterlichen Gesellschaft und ihre Akkumulation des Wissens innerhalb bestimmter Schichten machte eine allseits verständliche Beschreibung überflüssig – war schlechthin gar nicht erwünscht. Das neue Medium sollte die Kommunikationsgemeinschaft jedoch weitreichend ‚vernetzen‘ und dazu bedurfte es neuer Kategorien.

So reichte es nicht mehr aus, auf ‚Hörensagen‘ zu vertrauen und vorhandene Stadt- oder Pflanzenansichten einfach ‚abzumalen‘. Das eigene In-Augenschein-nehmen wurde zur neuen Informationsbeschaffung und zur Grundlage einer ‚wahren, authentischen‘ Aussage, die gleichermaßen die Autorität eines Autors schuf und festigte, der in gleichem Maße auch haftbar gemacht werden konnte. Um jeden Leser belehren und überzeugen zu können, bedurfte es einer besonders anschaulichen Beschreibung, einer Art Visualität der Schrift.<sup>273</sup> Viele Wortwendungen vergleichender oder absetzender Natur sind genau aus diesem Grunde erst entwickelt und zu unserem heutigen Standard geworden.<sup>274</sup>

Die Standardisierung der Sprache schuf auch eine Standardisierung der Gesellschaft: eine offizielle Sprache wird etabliert, die Lehre wird durch gleiche Bücher und gleiche Wissensverbreitung normiert. Die Fixierung auf das Buchlesen förderte eine Ausdifferenzierung des Privaten, da man nicht mehr auf soziale Interaktion angewiesen war. Die soziale Interaktion wurde durch normierte Standards ersetzt, die nun überall von den Buchseiten herab vermittelt wurde.

Es soll nun wiederum nicht der Eindruck entstehen, dass der Prozess des Übergangs zum Typographieum ein abrupter war. Auch hier gibt es Überlagerungen und vielfältige Durchdringungen.

So wurde das Geheimnis der Druckerkunst zunächst nur mündlich weitergegeben, die Vorlagen und Manuskripte waren (und sind es heute noch) vielfach handschriftlich. Die Verständigung zwischen Autor,

<sup>273</sup> Es ist in diesem Zusammenhang kein Zufall, dass das neue perspektivische Sehen – sehr ausführlich eingeführt und beschrieben von A. Dürer – so notwendig und populär war.

<sup>274</sup> Die grammatische Theorie behauptet ja auch, dass nur eine künstliche, definierte Sprache analysiert werden kann und nur aus dem Grund ihrer Normierung geschaffen wird.

Korrektor und Setzer verläuft meist in der oralen Tradition, der Andruck oder Erstdruck der Buchseiten wird häufig handschriftlich korrigiert. Die Drucktechnologie errichtet also ihr neues Gebäude ebenfalls auf den Grundmauern der alten Traditionen und ist ohne sie auch gar nicht zu denken.

Anhand dieser wenigen Beispiele mag klar werden, dass das neue Medium zwar umfassender, weitreichender und schneller informiert und arbeitet, das diese Vorteile jedoch mit einer gewissen Fehlerhaftigkeit oder zumindest Funktionsveränderung erkaufte sind. Der Text ist immer noch nicht in den festen Bahnen zu denken, die wir uns gerne vorstellen möchten und die uns von vielen Seiten suggeriert wird.

Realisierte das Typographeum letztlich den Traum, das **gesamte** Wissen den Menschen zugänglich zu machen?

### 5.3 Die Bibliothek von Babel

Als eine allegorische Ausführung zu diesem Thema möchte ich die Erzählung von Jorge Luis Borges „Die Bibliothek von Babel“ anführen.<sup>275</sup> Borges, der erblindete Direktor der argentinischen Nationalbibliothek, war schon zu Lebzeiten ein Mythos als Bibliothekar.

Die Welt seiner Erzählung ist eine totale Bibliothek, in der alle Menschen Bewohner sind. Eine wahrlich philosophische und anthropologische Kulturvision, die sich aus der literalen Allmächtsphantasie speist (s.o.). Die labyrinthische, ungeheuer weiträumige Bibliothek bewahrt alle nur denkbaren Bücher, alle tatsächlich geschriebenen, genauso wie die möglichen, imaginierten und vergessenen. Die Bibliothek verkörpert den Inbegriff allen literalen Wissens. Die Unterscheidung zwischen wirklichen oder möglichen, schon geschriebenen oder noch nicht oder niemals zu schreibenden Schriften ist hier weder genau zu treffen, noch fällt sie in irgendeiner Art und Weise ins Gewicht.

Die riesigen, sechseckigen Gebäudetrakte werden von dem absoluten Gesetz der Schrift regiert, erlassen nach der Maßgabe der Logik der Schrift. Das geschriebene Wissen herrscht wie ein allwissender Dämon und die Grenzen zum Mythos sind längst überschritten. Alle Beschränkungen von Zeit und Raum, die ehemals unüberwindlich schienen, sind nun aufgehoben. Nichts ist geschehen und nichts wird geschehen, das nicht im Universum der Bibliothek schriftliche Gestalt annimmt und in jeder nur denkbaren Art ausgeführt wurde. Als Kombination bereits vorhandener Schlussfolgerungen, als Neuschöpfung, in allen Sprachen, mit allen möglichen Buchstaben.

So leben die Menschen und kontrollieren ihr Leben je nach ihrem Verhältnis zur Schrift: allesamt Bibliothekare zu- und abnehmender Unvollkommenheit. Wenn in bestimmten schwierigen Fällen die differenziertesten Sprachen der Philosophie, der Wissenschaften und der

<sup>275</sup> Borges, J.L.: Die Bibliothek von Babel. In: ders.: Die zwei Labyrinthe., (1986)

Kunst, der Religion und der Geheimlehren nicht ausreichen, um Klarheit zu verschaffen, so besteht kein Zweifel, dass die Bibliothek die bislang ungehörte, doch dazu notwendige Sprache hervorbringen wird, mitsamt aller Wörterbücher und Grammatiken dieser Sprache.

In dieser Geschichte wird ein genialer Bibliothekar geschildert, der die diese Welt beherrschende Gleichung von Universum und Schrift erkannt hat. Er hat begriffen, was es heißt, dass die Bibliothek total ist, er durchschaut, "...dass ihre Regale alle irgend möglichen Kombinationen der zwanzig und soviel orthographischen Zeichen (deren Zahl, wenn auch außerordentlich groß, nicht unendlich ist) verzeichnen, mithin alles, was sich irgend ausdrücken lässt: in sämtlichen Sprachen. Alles: die bis ins einzelne gehende Geschichte der Zukunft, die Autobiographien der Erzengel, den getreuen Katalog der Bibliothek, Tausende und Abertausende falscher Kataloge, den Nachweis ihrer Falschheit, den Nachweis der Falschheit des echten Katalogs, das gnostische Evangelium des Basilides, den Kommentar zu diesem Evangelium, den Kommentar zum Kommentar dieses Evangeliums, die wahrheitsgetreue Darstellung deines Todes, die Übertragung jeden Buches in sämtliche Sprachen, die Interpolation jeden Buches in allen Büchern, der Traktat, den Beda hätte schreiben können (und nicht schrieb), über die Mythologie der Sachsen, die verlorenen Bücher des Tacitus."<sup>276</sup>

Die Ausdehnung der literalen Semiose ist restlos. Sie reicht bis zur Identität und damit bis zur Auflösung der beiden Sphären: dem Sein und dem menschlichen Wissen über das Sein. Borges entwirft damit eine Welt, in der dem Begriff des Mediums letztlich die Grundlage entzogen ist. Das Medium vermittelt nicht mehr das Wahrnehmen und Denken, es hat sie gleichsam in sich aufgesogen. Die Vermittlung des psychischen Lebens durch die Zeichen der Schrift hat das psychische Leben selbst überflüssig gemacht. Was sollen die Menschen denken, tun, sagen, erleben, wenn alles, was möglich ist, bereits festgehalten wurde?

Erleben und sprechen hieße dann in Tautologien zu verfallen. In der Welt als Bibliothek ist die unmittelbare Erfahrung einer Welt außerhalb dieser Bibliothek nicht nur unmöglich, sondern auch schlechthin überflüssig geworden. Das Gedächtnis ist nur noch Erinnerung an Zitate, ja ist selbst zu einem Zitat mutiert. Das, was eigentlich zu vermitteln gewesen wäre, haben die semiotischen Zeichen zu einer vernachlässigswerten Marginalie verkommen lassen. Das einzige, worauf sich Buchstaben, Worte und Bücher beziehen, sind sie selbst und die Menschen – die Bibliothekare – werden zu Zeichenbedienern und Zeichendienern. Wahrnehmen und Erfahren ist eins geworden mit Lesen. Neben dem in der Sprache geronnenen und im Medium der Schrift tradierbar und akkumulierbar gewordenen Wissen – einer unermesslichen Größe – erscheinen die Individuen wie Mikroben. In diesem Lichte bewegen sich die Bewohner der Bibliothek zu Babel: beiläufig, flüchtig, vorübergehend: Gäste in einer fremden Welt, und doch der einzigen, die für sie existiert. Borges resümiert: "...ich vermute, dass die Gattung Mensch – die einzige, die es gibt – im Aussterben begriffen ist, und dass die Bibliothek

<sup>276</sup> Borges, J.L.: Die Bibliothek von Babel. In: ders.: Die zwei Labyrinthe., (1986), S. 58

fortdauern wird: erleuchtet, einsam, unendlich, vollkommen unbeweglich, gewappnet mit kostbaren Bänden, überflüssig, unverweslich, geheim.“<sup>277</sup>

Gewiss, Borges Visionen sind literarische Extrapolationen. Sie imaginieren die Konsequenz aus einem Befund, den sie selbst fiktiv totalisieren: Die Gewissheit, das alles geschrieben, dass alles gewusst ist. Diese Gewissheit macht uns zunichte oder zu Phantasmen. Borges ironisch-kritischen Anspielungen stellen den Wahrheits- und Absolutheitsanspruch der literalen Kultur in Frage. Er zeigt auf profane Art und Weise, dass das Leben durch die Schrift nicht zu ersetzen ist. Das Wissen um diese Vergeblichkeit ist das einzig sichere, das in der Bibliothek zu Babel zu erlangen ist. Die Bibliothek wird eigentlich zum Kerker des Geistes. Obwohl die Bibliothek allen historischen Zeiten gleichermaßen enthoben scheint, entzieht sich der Leser nur schwer dem Gefühl, dass in ihr der gleiche Wind weht, dem sich die Ideen wie ‚Fortschritt‘, ‚Aufklärung‘ und der unbegrenzte Erkenntnis- und Wissensanspruch der Moderne verdanken.

Borges Erzählung ist für die hier behandelte Frage so bemerkenswert, weil er gewissermaßen die Phantasie der literalen Ausdehnung bis an ihr bitterstes Ende denkt.

Wie in Abschnitt 5.2 bereits gezeigt, war die Gutenberg-Erfindung eine unglaubliche technische Revolution, die Informationen in größerer Menge schneller und billiger zur Verfügung stellen konnte. Das Gedächtnis konnte zu einem großen Teil entlastet und in gewisser Weise auch erweitert werden. Es ist uns nun möglich, Zugang zu einer ungeheuren Fülle unterschiedlichster Informationen zu erlangen, ohne sie beständig in unseren Köpfen präsent zu halten oder sie memorieren zu müssen. Aber wir haben auch gesehen, dass diese Maschinerie in Bezug auf einen festen, fehlerfreien Text einem Absolutheitsanspruch nicht genügen kann – schon auf der untersten Ebene nicht: Druckfehler, Übersetzungsfehler, Wortvertauschungen.

Es bestätigt sich die These, dass der kulturverändernde Faktor wiederum im In-Frage-stellen der Funktion des Gedächtnisses liegt. Ganz andere Potentiale des Gedächtnisses konnten freigelegt und genutzt werden. Das traditionelle Wissen war nun für alle in Büchern verfügbar und konnte – bei Bedarf – nachgeschlagen werden. Das muß zunächst nichts Negatives sein. Es konnten eine Fülle neuer Ideen hervorgebracht werden, neue wissenschaftliche Erkenntnisse brachen sich Bahn. Eine Kommunikation über - bis dato enge - Grenzen hinweg wurde möglich.

Wir haben diese Errungenschaften jedoch auch mit Veränderungen im Lebensvollzug bezahlen müssen.

Der Buchdruck und die Prämierung des durch ihn vermittelten Wissens führten zu einer standardisierten Normierung des Lebens. Angefangen von der Gleichschaltung der Lehre bis hin zur Gleichschaltung des Lebens. Wer sich nicht in den Bahnen und Reglementierungen des neuen Mediums bewegt, wird zum Außenseiter. Wissenschaftliche Arbeiten ohne Berufung

---

<sup>277</sup> Borges, J.L.: Die Bibliothek von Babel. In: ders.: Die zwei Labyrinthe., (1986), S. 63

auf vorgehende ‚Autoren‘ sind unmöglich, wer die Regeln der Zeichensprache nicht beherrscht wird als Analphabet abgetan, auch wenn die mündliche Interaktion davon überhaupt keine Notiz nimmt und wer nicht selbst liest, wird als ungebildet angesehen.

Das Prämiieren des einsamen Lesens brachte auch eine verstärkte Isolation des Individuums mit sich. Es muss sich nicht mehr einer gemeinsamen Erinnerung partizipieren. Alles was es wissen soll oder möchte, liegt ihm ja in dem unendlichen Schatz der Bücher bereit. Es bleibt jedem Menschen überlassen, sich daran zu beteiligen oder sich ‚auszuklinken‘.

Die Zentralisierung des Wissens im literalen Medium geht mit einer Dezentralisierung der Gemeinschaft und ihrer Subjekte einher.

Noch einmal positiv: das Typographieum ist natürlich ein prinzipiell offenes Distributionsmedium. Potenziell kann jedes Individuum sich seiner bedienen und seine Ideen und Vorstellungen großflächig verbreiten.

Es liegt jedoch auch eine Gefahr darin: es wird manipulierbar. Die Rückversicherung läuft nicht mehr über eine gemeinschaftlich erlebte Wahrheit und so wird es möglich, individuelle Wahrheiten zu verbreiten, die womöglich gar keine sind. Zirkulieren sie lange genug und findet sich niemand, der widerspricht (aus welchen Gründen auch immer), assimiliert sich diese Ansicht ebenfalls als kulturelle Wahrheit und verbreitet sich durch das normierende Druckmedium.

Verfälschungen in den Geschichtsbüchern (siehe ehemalige Ostblockstaaten) sind an dieser Stelle nur ein krasses Beispiel dafür, dass es eine Schrift ohne Gedächtnis nicht geben sollte und dass das letzte Ziel, die gesamte Wahrheit im Buch bereithalten zu können, nicht erreicht wurde.

Wir sollten uns dies, mit dem Blick auf Borges Erzählung, wohl auch nicht wünschen.

## 5.4 Die Technologie des Computers – Hypertext

Viele sagen, dass Ende der Buchkultur bahne sich an, sie werde von ihrem Stammplatz im Zentrum der westlichen Kultur verdrängt.<sup>278</sup>

In unserem Zeitalter der elektronischen Datenverarbeitung soll die digitale Architektur des Gedächtnisses das Figurative des Gedankens und die Dynamik der Assoziation einholen, nachahmen und simulieren, um nicht länger ein Bild, sondern die Sache selbst zu sein. Hinter diesem Unternehmen steht die oben beschriebene Trennungserfahrung, die sich zu einem bedrohlichen Gefühl der Entfremdung ausgeweitet hat, auf das zunehmend mit wahnhaften Einschließungs- und Abschließungsphantasien reagiert wird.

Der globale Siegeszug der Computertechnik wird nachhaltig von der Faszination bestimmt, man stünde erneut vor einer Epochenschwelle,

---

<sup>278</sup> Vielleicht ist dies genau der Auslöser, warum gerade jetzt so viele Schriften auf dem Markt erscheinen, die sich mit der Gedächtnis- und Schrifttradition befassen und ihre kulturellen Hintergründe und Einflüsse untersuchen. Vgl. zum Ende der Buchkultur den Kulturkritiker G. Steiner als Vertreter dieser These.

nach deren Überschreitung die alten Konflikte wie von einer Festplatte heruntergelöscht und Innenwelt und Außenwelt, inneres und äußeres Gedächtnis wieder zusammengebracht werden können. Hinter dem Wunsch, unmittelbar zur Sache informiert zu werden oder sogar die Sache selbst zu sein und auf Übersetzungen verzichten zu können, steht immer die Trennungserfahrung und das Gefühl der Entfremdung: die Sache ist weg, von mir getrennt; ich weiß nicht, wo sie ist oder was sie tut; und weil ich das nicht weiß, kann ich nicht einschätzen, ob sie mir freundlich oder feindlich gesinnt ist.<sup>279</sup>

Über das Netz der Computer können Dokumente in Hochgeschwindigkeit an jeden Ort der Welt vermittelt werden – sofern ein Gerät auf Empfang steht. Bücher werden digitalisiert und liegen in Datenbanken gespeichert vor.

Wie wird nun in diesem neuen Medium mit den Texten verfahren? Zunächst bedurfte die neue Technik eines erneuerten und noch stärker normierten Codes, um das Ziel des universellen Einsatzes und Verstehens unter größtmöglicher Geschwindigkeit zu erreichen. Der grundlegende Code besteht nicht mehr aus einer Handvoll Buchstaben, sondern nur noch aus zwei, nunmehr mathematischen Zeichen, 0 und 1. Auf dieser Basis funktioniert das neue Informationssystem nunmehr weltweit und damit grenzenlos.

Um nun Texte einzuspeisen und sie zu verarbeiten, benötigt man bestimmte Programme, damit sie dem Computer verständlich sind. Egal, ob dieses Programm nun fähig ist, ein psychoanalytisches Gespräch mit dem Nutzer zu führen („Eliza“) oder ob es sich um Satzgeneratoren handelt („Prose“) – die Programme, die zugrunde liegen, sind auch wieder Texte in einer künstlich geschaffenen Sprache.<sup>280</sup> Und letztendlich setzt sich in der Welt der globalen Vernetzung auch eine normierte Sprache für die maschinengesteuerte Mensch-zu-Mensch Kommunikation durch: das Englische.

Insoweit ähneln sich die technischen Vorbedingungen mit denen bei der Einführung des Typographeums. Informationen werden nur verarbeitet und übermittelt, wenn sie sich in die neue Normung übersetzen lassen.

Es soll hier hauptsächlich um die neue Verarbeitung von Texten gehen. Ausgehend von der Vorstellung, das unser Gehirn netzartig strukturiert ist, soll auch die Information netzartig strukturiert werden – das technische Netz ist es ohnehin schon. Damit soll nicht nur das Erscheinungsbild des Gehirns nachgeahmt werden, sondern auch die Funktion eines assoziativen Denkens.

---

<sup>279</sup> Wir erkennen hier erneut die alte Angst des Sokrates, daß ihm mit der Schrift der ureigenste, unmittelbare Gedanke entrissen wird – also die **Sache** selbst.

<sup>280</sup> Auf die Entwicklung und die Veränderung der Computerlinguistik kann hier nicht eingegangen werden. Es mag genügen, dass diese sich zu einem renommierten Forschungsgebiet innerhalb der Welt der Technik, jedoch auch der Germanistik entwickelt hat.

Wenn nun Weltnetz, Informationsnetz und Gedankennetz gekoppelt werden, dann kann es zu einem reibungslosen Informationsfluss innerhalb des elektrifizierten absoluten Gedächtnisses kommen – so weit die Idee. Für die Textbearbeitung heißt das Zauberwort heute Hypertext. Das Lesen erfolgt nicht mehr linear, denn jedes Dokument wird als Knoten verstanden, von dem aus Verbindungen zu anderen Knoten laufen. Diese Verbindungen können immer neu gestaltet werden und die Texte geraten dadurch in dreifache Bewegung:

Texte können und werden ständig durch neue Dokumente erweitert;  
 der Nutzer verknüpft diese Dokumente jedesmal neu;  
 durch die Begehung immer anderer Wege im Netz wird eine beständige Neuaktivierung der vorangegangenen Punkte vorgenommen.

Das Schreiben und Lesen ist somit nicht mehr auf eine Linie gezwungen, sondern das Denken soll in seiner Unmittelbarkeit als Denkprozess abgebildet werden. Auf mehreren Ebenen mit beliebigen Verzweigungen soll ein authentisches Schreiben möglich sein und das Gefühl vermittelt werden, restlos alles gesagt zu haben.

Für einen Leser wird das Lesen jedoch doppelt schwer. Sobald ein Netzknoten erreicht ist, gerät man in einen aporetischen Zustand der Ratlosigkeit, wie fortzufahren ist. Schnell hat man sich im virtuellen Raum verirrt. In diesem Patchwork von Texten trägt jeder Mausklick dazu bei, einen eventuell vorhandenen Assoziationsreichtum in eine Dissoziationswüste zu verwandeln.

Hyperlinks reduzieren just die Stelle auf vorgegebene Textvarianten. Hypertexte unterstützen damit weniger ein Denken der Vernetzung, sondern eher der Verfransung. Die handgreifliche Intervention eines Lesers läßt den Aufbau eines Dokumentes oder die Autorität eines Autors unidentifizierbar werden, sie verlieren sich im Algorithmus des Textgewebes, begrenzen aber gleichzeitig unerbittlich den Freiraum der imaginativen Erinnerungsprozesse.

Problematisch ist allein schon die Tatsache, dass theoretisch jeder an jeder Stelle des Netzes Texte eingeben, verändern, anreichern kann. Weiterhin sind Hypertextdokumente so aufgebaut, dass einzelne Ausdrücke annotiert werden, von denen dann zu einem anderen Dokument gesprungen werden kann, das die spezifische Information nachreicht. Dies wird jedoch zum Problem, wenn sich aus einer Kombination annotierter Ausdrücke explizit neue Bedeutungen ergeben. Unterstreicht man durch Hyperlinks z.B. die Worte „meines Vaters Bruder“, so werden Erklärungen zu Vater und Bruder bekommen – indes fällt der „Onkel“ durch das algorithmische Lektürenetz.

Durch das Springen auf einen neuen Verweisknoten, öffnen sich erneut mehrere Verweisknoten, die eine Fülle an Informationen anbieten. Dabei verirrt man sich sehr schnell und vergisst, was man eigentlich gesucht hat.

Es liegt hier eine ähnliche Struktur zugrunde, die einem komplizierten Satz anhaftet. Ein Satz wie „Ich gehe ins Museum, nachdem ich



gefrühstückt habe“ erfordert, das sein erster Teil noch im Gedächtnis präsent ist, wenn ich den zweiten lese.

Der Hyperspace zerlegt die räumliche Invarianz der Gutenberg-Galaxis in Sequenzen und entzieht dem verständnissichernden Zurückspringen oft genug den Halt. Die digitale Replikation und Wiederholbarkeit, Verdoppelung von Verweis und Perspektive unterminiert nicht nur das lineare Erzählen, sondern die lineare Zeit selbst; in anderen Worten, es handelt sich um ein Gedächtnis der Gegenwart in der Relektüre jeder Gegenwart als Erinnerung.

Längst ist festgestellt worden, dass Netze schwieriger in Netze zu integrieren sind als Linien. Eben deshalb lässt sich linear Geschriebenes vom Menschen einfacher verarbeiten und ins eigene Assoziationsnetz integrieren als das, was in komplexen Mustern aufgearbeitet worden ist. Vergessen werden soll auch nicht, das die aufgerufene Information die wirklich bereitgehaltene Informationsmenge dahinter verdeckt. Auf dem Bildschirm sind stets nur Ausschnitte vorhanden. Interessanterweise haben Tests ergeben, das die Nutzer immer eine sehr viel größere Datenmenge hinter der Information vermuten, als tatsächlich vorhanden ist. Folglich ergibt sich der wesentliche Effekt solcher assoziativer Datenbanken nicht aus der Präsenz, sondern umgekehrt aus der Abwesenheit oder Verdecktheit großer Datenmengen.

Der Text präsentiert sich demzufolge als Kommentar zu dem, was ihm fehlt, ihn begrenzt oder umschließt. Hypertext wird damit nichts anderes gewesen sein als die Metasprache, die sich selbst nicht präsentiert und die verdeckt.

Die ursprüngliche Idee der Textvernetzung wandelt sich von: ‚what you see is what you get‘ zu: ‚what you see is what you forget‘. Der Bildschirminhalt ist der Horizont des Gedächtnisses, der Kontext bleibt unter der Oberfläche, nur eine Handbewegung entfernt, aber eine Welt vor der Maschine gibt es nicht. Frei assoziierbar ist nur, was sich innerhalb der Grenzen eines Datenbanksystems befindet.

Bietet man Nutzern mehrere Parameter zur Auswahl (Hypertext), überblickt dieser kaum noch, was er alles darf und neigt schnell zu der Überzeugung, ihm sei alles erlaubt. Wird er dabei noch in Hochgeschwindigkeit bedient, kann er alles herholen und wegschicken. Mit einem einzigen Mausklick ist eine Illusion der vollkommenen Wunscherfüllung (Wissenserfüllung) perfekt.

Die ureigene Wunschproduktion ist jedoch eingedämmt und die Eindämmung selber unsichtbar gemacht. Wird dies alles ungefragt hingenommen, weil man zu dicht am Apparat sitzt, kann es zu eigentümlichen Verwechslungen von virtuellem Raum und wirklicher Umgebung kommen und man verliert den Blick für die Fehlerhaftigkeit und Angreifbarkeit des Systems.

Wir sollten uns nicht der Illusion hingeben, nun alles wissen zu können und eine neuartige Authentizität erreicht zu haben. Die alten Konflikte sind noch da und wir sollten die schizoiden Kreisläufe – also der Annahme, das alles Wissen verfügbar sei und die Realität, das dem nicht so ist – nicht durch fröhliches Mausklicken überspielen.

Wichtig bleibt, Distanz zu halten und sich statt an der Unmittelbarkeit, an der Verpflichtung zur Übersetzung (dem Gedächtnis und dem Denken) zu orientieren, um geschichtliche Räume nicht geschlossen, sondern offen zu halten. Es sollte ebenfalls keine unreflektierte Übertragung unseres Textanspruchs auf andere Traditionen erfolgen. Unsere Gesellschaft prämiert diese neue Computertechnologie wegen ihrer Geschwindigkeit, ihrer gesteigerten Kapazität etc. Ihre Funktionsweise ist umweltbedingten Entwicklungen geschuldet, die sich nicht ohne weiteres auf andere kulturelle Traditionen übertragen lassen. Die Frage, ob unser Textverständnis besser ist, stellt sich damit gar nicht. Es ist nur anders.

Unsere heutige Informationsgesellschaft ist nach dem Objekt benannt, nach dem sie sich am meisten verzehrt von dem sie aber fatalerweise auch sukzessive verzehrt wird.

## Literaturverzeichnis

**Adorno, Theodor W.:** Standort des Erzählers im zeitgenössischen Roman. In: Texte zur Literaturtheorie der Gegenwart. Hg. und kommentiert von Dorothee Kimmich u.a. – Stuttgart, 1996, S. 129 – 136.

**Assmann, Aleida:** Schriftliche Folklore. Zur Entstehung und Funktion eines Überlieferungstyps. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 175 – 193.

**Assmann, Aleida/ Assmann, Jan:** Schrift und Gedächtnis. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 265 – 284.

**Assmann, Aleida/ Assmann, Jan:** Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Merten, Klaus/ Schmidt, Siegfried J./ Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. – 1.Aufl. – Opladen : Westdeutscher Verlag, 1994, S. 114 – 140.

**Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof** (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993.

**Assmann, Aleida/ Harth, Dietrich** (Hrsg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. – Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch, 1991.

**Assmann, Aleida/ Weinberg, Manfred/ Windisch, Martin** (Hrsg.): Medien des Gedächtnisses. Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geschichte (DVjs). Hrsg. von Brinkmann, Richard u.a. Sonderheft. – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1998.

**Assmann, Jan:** Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. – 2. Aufl. – München : Beck, 1999.

**Assmann, Jan:** Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Mnemotechnik. In: Assmann, Aleida/ Harth, Dietrich (Hrsg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. – Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch, 1991, S. 337 – 353.

**Assmann, Jan:** Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan/ Hölscher, Tonio (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. – Frankfurt am Main : Fischer, 1988, S. 9 – 19.

**Assmann, Jan:** Schrift, Tod und Identität. Das Grab als Vorschule der Literatur im alten Ägypten. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 64 – 93.

**Assmann, Jan:** Stein und Zeit. Das >monumentale< Gedächtnis der altägyptischen Kultur. In: Assmann, Jan/ Hölscher, Tonio (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. – Frankfurt am Main : Fischer, 1988, S. 87 – 112.

**Assmann, Jan/ Hölscher, Tonio** (Hrsg.): Kultur und Gedächtnis. – Frankfurt am Main : Fischer, 1988.

**Bäumli, Franz H.:** Varieties and Consequences of Medieval Literacy and Illiteracy. In: Speculum 55, (1980), S. 237 – 265.

**Bodemann, Ulrike/ Grubmüller, Klaus:** Schriftliche Anleitung zu mündlicher Kommunikation: die Schülergesprächsbüchlein des späten Mittelalters. In: Keller, Hagen/ Grubmüller, Klaus/ Staubach (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen. – München, 1992.

**Borges, Jorge Luis:** Die Bibliothek von Babel. In: Borges, J. L.: Die zwei Labyrinth. – München : Deutscher Taschenbuch Verlag, 1986.

**Boor, Helmut de** (Hrsg.): Das Nibelungenlied: nach d. Ausg. von Karl Bartsch. – 22., rev. und erg. Aufl. – Mannheim : Brockhaus, 1988.

**Brockmeier, Jens:** Literales Bewusstsein: Schriftlichkeit und das Verhältnis von Sprache und Kultur. – München : Fink, 1997.

**Bumke, Joachim:** Der unfeste Text. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: Müller, Jan Dirk (Hrsg.): >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit. (DFG – Symposion, 1994). – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1996, S. 118 – 129.

**Bumke, Joachim:** Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. – 7., Aufl. – München : DTV, 1994.

**Bumke, Joachim:** Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Die Herbort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane. In: ZfdA, (1991), S. 257 – 304.

**Bumke, Joachim:** Wolfram von Eschenbach. – 6., neu bearb. Aufl. – Stuttgart : Metzler, 1991.

**Burke, Peter:** Geschichte als soziales Gedächtnis. In: Assmann, Aleida/ Harth, Dietrich (Hrsg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. – Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch, 1991, S. 289 – 303.

**Carruthers, Mary J.:** The Book of Memory: A Study of Memory in Medieval Culture. – Cambridge : University Press, 1990.

**Clanchy, M.T.:** From memory to written record. England 1066 – 1307. – London, 1979.

**Derrida, Jacques:** Grammatologie (1967). In : Schöttker, Detlev (Hrsg.): Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1999, S. 145 – 153.

**Dinzelbacher, Peter** (Hrsg.): Sachwörterbuch der Mediävistik. – Stuttgart : Kröner (Bd. 477), 1992.

**Ehlich, Konrad:** Text und sprachliches Handeln. Die Entstehung von Texten aus dem Bedürfnis nach Überlieferung. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis.

Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 24 – 43.

**Elsner, Monika/ Gumbrecht, Hans Ulrich/ Müller, Thomas/ Spangenberg, Peter M.:** Zur Kulturgeschichte der Medien: In: Merten, Klaus/ Schmidt, Siegfried J./ Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. – 1. Aufl. – Opladen : Westdeutscher Verlag, 1994, S. 163 – 187.

**Enzensberger, Hans Magnus:** Baukasten zu einer Theorie der Medien (1970). In: Schöttker, Detlev (Hrsg.): Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1999, S. 127 – 135.

**Faulstich, Werner:** Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter: 800 – 1400. Die Geschichte der Medien, Band 2. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1996.

**Ferretti, Silvia:** Zur Ontologie der Erinnerung in Augustinus' *Confessiones*. In: Assmann, Aleida/ Harth, Dietrich (Hrsg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. – Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch, 1991, S. 356 – 362.

**Gadamer, Hans-Georg:** Unterwegs zur Schrift?. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 10 – 19.

**Giesecke, Michael:** Der ‚abgang der erkantnusz‘ und die Renaissance ‚wahren Wissens‘. Frühneuzeitliche Kritik an den mittelalterlichen Formen handschriftlicher Informationsverarbeitung. In: Keller, Hagen/ Grubmüller, Klaus/ Staubach (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen. – München, 1992, S. 77 – 93.

**Giesecke, Michael:** Der Buchdruck in der frühen Neuzeit: eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. – 1. Aufl. – Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1991.

**Giesecke, Michael:** Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel: Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. – Frankfurt am Main : Suhrkamp Taschenbuch, 1998.

**Goody, Jack:** Funktionen der Schrift in traditionellen Gesellschaften. In: Goody, Jack/ Watt, Ian/ Gough, Kathleen: Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Übersetzt von Friedhelm Herborth. – Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1986, S. 25 – 61.

**Goody, Jack:** The logic of writing and the organisation of society. – (Studies in Literacy, Family, Culture and the State). – Cambridge : University Press, 1986.

**Goody, Jack:** The Power of the Written Tradition. – Washington and London : Smithsonian Institution Press, 2000.

**Goody, Jack/ Watt, Ian:** Konsequenzen der Literalität. In: Goody, Jack/ Watt, Ian/ Gough, Kathleen: Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Übersetzt von Friedhelm Herborth. – Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1986, S. 63 – 122.

**Goody, Jack/ Watt, Ian/ Gough, Kathleen:** Entstehung und Folgen der Schriftkultur. Übersetzt von Friedhelm Herborth. – Frankfurt am Main : Suhrkamp, 1986.

**Gülke, Peter:** Mönche, Bürger, Minnesänger. Musik in der Gesellschaft des europäischen Mittelalters. – Köln, Wien, Graz, 1975.

**Gumbert, Johann Peter:** Zur ‚Typographie‘ der geschriebenen Seite. In: Keller, Hagen/ Grubmüller, Klaus/ Staubach (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen. – München, 1992, S. 283 – 292.

**Gumbrecht, Hans-Ulrich:** Schriftlichkeit in mündlicher Kultur. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 158 – 174.

**Gumbrecht, Hans Ulrich/ Link-Heer, Ursula** (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. – Frankfurt am Main, 1985

**Halbwachs, Maurice:** Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen.- Frankfurt am Main, 1985. – französisches Original: Les cadres sociaux de la mémoire, Paris, 1925.

**Haug, Walter :** Die Verwandlung des Körpers zwischen >Aufführung< und >Schrift<. In: Müller, Jan Dirk (Hrsg.): >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit. (DFG – Symposion, 1994). – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1996, S. 190 – 204.

**Haug, Walter :** Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entstehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 141 – 157.

**Havelock, Eric A.:** Preface to Plato. (A History of the Greek Mind I). – Cambridge : Harvard University Press, 1963, Repr. 1982.

**Havelock, Eric A.:** Schriftlichkeit. (1982). In: Schöttker, Detlev (Hrsg.): Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1999, S. 163 – 170.

**Havelock, Eric A.:** The muse learns to write. Reflections on orality and literacy from antiquity to the present. – New Haven and London : Yale university Press, 1986.

**Haverkamp, Anselm/ Lachmann, Renate** (Hrsg.) unter Mitw. von Reinhart Herzog: Memoria – vergessen und erinnern. Poetik und Hermeneutik Band 15. – München : Fink, 1993.

**Haymes, Edward R.:** Das Nibelungenlied: Geschichte und Interpretation. – München : Fink, 1999.



**Hugo, Victor:** Der Glöckner von Notre-Dame (1831/ 1832). In: Schöttker, Detlev (Hrsg.): Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1999, S. 39 – 44.

**Illich, Ivan:** Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos ‚Didascalicon‘. Aus dem Englischen von Ylva Eriksson-Kuchenbuch. – Frankfurt am Main : Luchterhand Essay, 1991.

**Illich, Ivan:** Von der Prägung des Er-Innerns durch das Schriftbild. Überlegungen zur *Arche Noah* des Hugo von St. Victor. In: Assmann, Aleida/ Harth, Dietrich (Hrsg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. – Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch, 1991, S. 48 – 56.

**Kittler, Friedrich:** Buchstaben – Zahlen – Codes. In: Bild, Schrift, Zahl. Ms. im Druck. Hier unter Verwendung des Abdrucks im Reader WS 1999/2000 zum HS: Mediengeschichte des Blicks. Dozenten: Stephan, I./ Wenzel, H.

**Keller, Hagen:** Die Veränderung gesellschaftlichen Handelns und die Verschriftlichung der Administration in den italienischen Stadtkommunen. In: Keller, Hagen/ Grubmüller, Klaus/ Staubach (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen. – München, 1992, S. 21 – 32.

**Keller, Hagen/ Grubmüller, Klaus/ Staubach** (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen. – München, 1992.

**Koch, Christoph:** Zu den neurobiologischen Grundlagen des Bewusstseins. In: Sehnsucht, 1995, S. 182 – 195.

**Krapp, Peter:** „Screen Memory“: Hypertext und Deckerinnerung. In: Assmann, Aleida/ Weinberg, Manfred/ Windisch, Martin (Hrsg.): Medien des Gedächtnisses. Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geschichte (DVjs). Hrsg. von Brinkmann, Richard u.a. Sonderheft. – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1998.

**Lévi-Strauss, Claude:** Strukturele Anthropologie II. – Frankfurt am Main, 1975.

**Lord, Albert B.:** Der Sänger erzählt. Wie ein Epos entsteht. – München : Carl Hanser Verlag, 1965.

**Matussek, Peter:** Der selbstbezügliche Blick. Ein Merkmal des erinnernden Sehens und seine medialen Metamorphosen. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 3, 1999, S: 637 – 654.

**Mattussek, Peter:** Hypomnemata und Hypermedia. Erinnerung im Medienwechsel: die platonische Dialogtechnik und ihre digitale Amplifikation. In: Assmann, Aleida/ Weinberg, Manfred/ Windisch, Martin (Hrsg.): Medien des Gedächtnisses. Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geschichte (DVjs). Hrsg. von Brinkmann, Richard u.a. Sonderheft. – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1998.

**McLuhan, Marshall:** Die magischen Kanäle (1964). In: Schöttker, Detlev (Hrsg.): Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1999, S. 141 – 145.

**McLuhan, Marshall:** Understanding Media. The Extensions of Man. – London : Routledge & Kegan Paul Ltd., 1964.

**McLuhan, Marshall/ Powers, Bruce R.:** The Global Village. Der Weg der Mediengesellschaft in das 21. Jahrhundert. Übersetzt von Claus-Peter Leonhardt. – Paderborn : Junfermann, 1995.

**Merten, Klaus:** Evolution der Kommunikation. In: Merten, Klaus/ Schmidt, Siegfried J./ Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. – 1.Aufl. – Opladen : Westdeutscher Verlag, 1994, S. 141 – 162.

**Merten, Klaus/ Schmidt, Siegfried J./ Weischenberg, Siegfried** (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. – 1.Aufl. – Opladen : Westdeutscher Verlag, 1994.

**Müller, Jan-Dirk** (Hrsg.): >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit. (DFG – Symposion, 1994). – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1996.

**Ong, Walter J.:** Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. – Opladen : Westdeutscher Verlag, 1987.

**Pizan de, Christine:** Das Buch von der Stadt der Frauen. Aus dem Mittelfranzösischen übersetzt, mit einem Kommentar von Zimmermann, Margarete.- Berlin, 1986.

**Platon:** Phaidros 274c – 278 b. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 7 – 9.

**Raible, Wolfgang:** Vom Text und seinen vielen Vätern oder: Hermeneutik als Korrelat der Schriftkultur. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 20 – 23.

**Rösler, Wolfgang:** Schriftkultur und Fiktionalität. Zum Funktionswandel der griechischen Literatur von Homer bis Aristoteles. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 109 – 122.

**Schlieben-Lange, Brigitte:** Schriftlichkeit und Mündlichkeit in der französischen Revolution. In: Assmann, Aleida/ Assmann, Jan/ Hardmeier, Christof (Hrsg.): Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation. – 2., unveränd. Aufl. – München : Fink, 1993, S. 194 – 211.

**Schlosser, Horst Dieter** (Hrsg.): dtv – Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte. – München : Deutscher Taschenbuch Verlag, 1983.

**Scholz, Manfred Günther:** Hören und Lesen: Studien zur primären Rezeption der Literatur im 12. und 13. Jahrhundert. – Wiesbaden, 1980.

**Schöttker, Detlev** (Hrsg.): Von der Stimme zum Internet: Texte aus der Geschichte der Medienanalyse. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1999.

**Schreiner, Klaus**: Verschriftlichung als Faktor monastischer Reform. Funktionen von Schriftlichkeit im Ordenswesen des hohen und späten Mittelalters. In: Keller, Hagen/ Grubmüller, Klaus/ Staubach (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsform und Entwicklungsstufen. – München, 1992, S. 37 – 48.

**Schweikle, Günther**: Minnesang. – 2., korrigierte Aufl. – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1995.

**Swift, Jonathan**: Gullivers Reisen. Übersetzt von Franz Kottenkamp. – Berlin : Rütten & Loening, 1985.

**Tervooren, Helmut.**: Die „Aufführung“ als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik. In: Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit. (DFG – Symposium, 1994). – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1996, S. 48 – 66.

**Vaihinger, Dirk**: Das Gedächtnis als Speicher und die Endlosschleife in der Kybernetik zweiter Ordnung. In: Assmann, Aleida/ Weinberg, Manfred/ Windisch, Martin (Hrsg.): Medien des Gedächtnisses. Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geschichte (DVjs). Hrsg. von Brinkmann, Richard u.a. Sonderheft. – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1998.

**Vansina, Jan**: Oral Tradition as History. – Madison, 1985.

**Weischenberg, Siegfried/ Hiensch, Ulrich**: Die Entwicklung der Medientechnik. In: Merten, Klaus/ Schmidt, Siegfried J./ Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. – 1.Aufl. – Opladen : Westdeutscher Verlag, 1994, S. 455 – 480.

**Wenzel, Horst**: Einführung. In: Müller, Jan Dirk (Hrsg.): >Aufführung< und >Schrift< in Mittelalter und früher Neuzeit. (DFG – Symposium, 1994). – Stuttgart, Weimar : Metzler, 1996, S. 141 – 148.

**Wenzel, Horst:** Hören und Sehen, Schrift und Bild: Kultur und Gedächtnis im Mittelalter. – München : Beck, 1995.

**Wenzel, Horst:** Imaginatio und Memoria. Medien der Erinnerung im höfischen Mittelalter. In: Assmann, Aleida/ Harth, Dietrich (Hrsg.): Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. – Frankfurt am Main : Fischer Taschenbuch, 1991, S. 57 – 82.

**Wenzel, Horst:** Wilde Blicke. Zur unhöfischen Wahrnehmung von Körpern und Schriften.- In: L'homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 8, (1997), S. 257 – 271.

**Wolfram von Eschenbach:** Parzival. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Nach der Ausgabe von Karl Lachmann. 2 Bände. – Stuttgart : Reclam, 1981.

**Zumthor, Paul:** Die orale Dichtung: Raum, Zeit, Periodisierungsproblem. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/ Link-Heer, Ursula (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte. – Frankfurt am Main, 1985, S. 359 – 375.